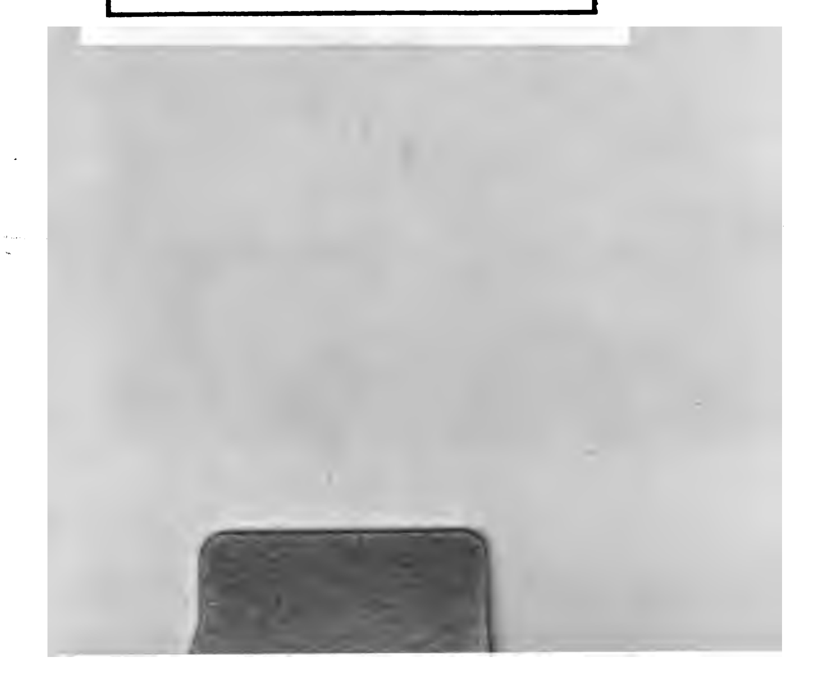

Geschichte der Stadt Wien



Sent to me by Carl David Lindner,
as an aid in writing
a contemplated book

Hans Barkan
1959 —

Geschichte der Stadt Wien.

Im Auftrage des

Allgemeinen niederösterreichischen Volksbildungsvereins

Zweig „Wien und Umgebung“

verfaßt von

Eugen Guglia.

Mit 83 Abbildungen.

Preis geheftet 1 fl., gebunden 1 fl. 25 kr.

Prag. F. Tempsky. | Wien. F. Tempsky, | Leipzig. G. Freytag.

Buchhändler der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien.

1892.



Vorwort.

Der Zweig „Wien und Umgebung" des Allgemeinen niederösterreichischen Volksbildungsvereins hat die ehrenvolle Aufforderung an mich gerichtet, eine volksthümliche Geschichte Wiens zu verfassen; es sollte ein Buch sein, das nicht nur die Liebe zur engern Heimat zu erhöhen, sondern auch — und dies vor allem — den Sinn für vaterländische Geschichte und ihre Denkmäler in breiteren Schichten zu erwecken im stande wäre. Den Männern, die an der Spitze jenes Vereines stehen, schien ein solches Buch noch nicht vorhanden.

Ein jedes Zeitalter will die Weltgeschichte neu geschrieben haben, von einem mitlebenden Menschen, der mit den Augen der Gegenwart sieht und mit ihrem Herzen fühlt. Aber auch die Geschichte des Landes und der Stadt, in der wir leben, lassen wir uns von Geschlecht zu Geschlecht immer wieder gern erzählen; nicht neue Thatsachen begehren wir dabei zu wissen, aber den Zusammenhang von Heute und Einst, auf den kommt es uns an.

Auch in Wien sind schon seit langem Männer aufgetreten, die die Geschicke der Stadt von Anbeginn bis auf ihre Tage aufgezeichnet haben. Es sind keine großen Geister darunter, die es verstanden hätten all die tausendfachen Ereignisse darin mit dem Hauch des Lebens zu erfüllen, keiner von ihnen hat ein Geschichtsbuch geschaffen, das noch die Enkel mit Freude und Erbauung lesen möchten. Aber es sind fleißige Forscher oder getreue Berichterstatter, die der Zeit, für die sie schrieben, genug gethan haben und Dank verdienen. An ihrer Spitze steht der ehrwürdige Wolfgang Lazius, der den Lazenhof erbaute, Leibarzt, Hofhistoriograph und geheimer Rath Kaiser Ferdinand des Ersten: im Jahr fünfzehnhundertsechsundvierzig gab er eine lateinische Geschichte seiner Vaterstadt heraus. Er hatte eine

lebhafte Theilnahme für alles Alterthümliche: schon bei den Völkern der Vorzeit, sagte er, (bei den Griechen und Römern) machte Alter ehrwürdig und berühmt, „vielleicht weil es näher den unsterblichen Göttern ist". Darum sucht er denn emsig nach alten Denkmälern, Inschriften, Münzen und Waffen, und manch wichtige Kunde hat er damit zu Tage gefördert. Aber zugleich nahm er doch auch sehr viel Fabelhaftes und Unzuverläsſliches in seine Berichte auf, und schätzbarer als das, was er über die Vergangenheit erzählt, ist uns darum was er von seiner eigenen Zeit meldet; von dem damaligen Zustand der Stadt, ihrer Verfassung, ihren Gebräuchen, ihren Straßen, Plätzen und Gebäuden, dann ganz besonders von den alten Familien, die damals in Wien blühten. Die Gesinnung, in der er sein Buch schrieb, ist nicht eigentlich bürgerlich, sein vornehmstes Bestreben ist, ein treuer Diener seines Fürsten zu sein — diesem, der doch der Stadt Freiheiten und Rechte arg geschmälert, gibt er in allem Recht — aber er widmet sein Buch doch dem Bürgermeister und dem Rathe der Stadt. Dreiundsiebenzig Jahre später ist es von Heinrich Abermann, der Rector der Bürgerschule zu Sanct Stephan war, ins Deutsche übertragen worden und wurde nun erst ein recht gelesenes Buch, noch sechzehnhundertzwei undneunzig ist es in Frankfurt am Main neu aufgelegt worden — wie es auf dem Titelblatt heißt: „auf großes Verlangen continuirt und corrigirt durch einen Liebhaber der Nation".

Im achtzehnten Jahrhundert haben zwei Mönche Geschichten von Wien verfasst. Der eine, ein Paulaner, Mathias Fuhrmann schrieb in deutscher Sprache, der andere ein Jesuit namens Fischer, lateinisch. Fischer ist ebenso gelehrt wie Lazius aber dazu ein kritischer Kopf, der sich nicht so leicht etwas weiß machen läſst, er hat viele von den Fabeln und Irrthümern, die Lazius aufnahm, zerstört oder berichtigt. Fuhrmann, der bis 1737 reicht, erzählt als ein Chronist die Begebenheit von Jahr zu Jahr; neben dem eigentlich Historischen zeichnet er gewissenhaft alle Verbrechen, Missgeburten, Feuersbrünste und Wetterschäden auf, Ereignisse die den Hof oder den Adel betreffen, werden besonders ausführlich mit allen Titulaturen und großen Ehrfurchtsbezeugungen vorgebracht.

Ganz in seinem Stil ist Gensau's Geschichte der Stadt Wien gehalten, die doch schon aus unserem Jahrhundert stammt, sie erschien 1811. Zwischen Fuhrmann und ihm liegt die Wiedergeburt der deutschen Literatur, Lessing und Schiller waren schon vorüber, Goethe wirkte noch, eine Menge guter Geschichtsbücher in deutscher Sprache waren inzwischen geschrieben worden. Aber Gensau ist davon nicht berührt; er schreibt unbehilflich, altmodisch und platt; in bunter Reihenfolge, gleichsam in einem Athem bringt er die verschiedenartigsten Dinge, Wichtiges und Unwichtiges vor, erstirbt in Demuth vor den hohen und höchsten Behörden; obwohl Beamter der Stadt, hat er keine Ahnung von bürgerlichem Selbstgefühl.

Es kam nun ein wirklicher Geschichtsschreiber, zugleich ein Mann der auf der Höhe der Zeitbildung stand und nicht ohne bedeutenden Antheil an den öffentlichen Begebenheiten gewesen war; der Freiherr von Hormayr, ein Tiroler von Geburt. Seine Geschichte Wiens umfasst neun starke Bände, mehrere davon sind zum großen Theil mit Urkunden ausgefüllt. Auch Hormayr konnte sich nicht völlig von der Manier der alten Chroniken losreißen, auch er bemerkt noch große Stürme und Gewitterschläge, außergewöhnliche Hitze und Kälte. Doch fügt er dies wenigstens in den Bau seiner Erzählung ein. Und zum erstenmal hat er die Geschicke unserer Stadt mit den großen europäischen Begebenheiten in Verbindung gebracht. Im ganzen ist es ein bedeutendes Werk, aus dem noch immer Belehrung zu holen ist. Aber es ist eine Qual ihn zu lesen. Denn seine Schreibart ist absonderlich und schwulstig, er erzählt ohne Ordnung und wiederholt sich oft.

In den letzten fünfzig Jahren haben dann wieder zwei Beamte der Stadt die Geschichte derselben erzählt. Beide standen an der Spitze des städtischen Archivs und konnten so aus den besten Quellen schöpfen. Ihre Werke sind durch ein Menschenalter von einander getrennt: Franz Tschischka, der sich früher besonders durch eine Schrift über die Stephanskirche verdient gemacht hatte, ließ das seinige am Vorabend der Revolution von 1848 erscheinen, das von Karl Weiß kam in den siebziger Jahren. Sie sind beide genauer und vorsichtiger als Hormayer, bringen manches Neue und berichtigen vieles, aber wahrhaftige Geschichtsschreiber sind sie doch nicht; es fehlt ihnen die Gabe, das Mitgefühl vergangenen Daseins in den Lesern zu erzeugen, alles in ihren Büchern muthet uns kühl und trocken an, wir fühlen nirgends den Flügelschlag des Geistes, der in aller Geschichte lebt.

Dennoch aber darf ich mich nicht etwa diesen trefflichen Männern, die mir vorangiengen, vergleichen, denn sie haben neue Thatsachen aufgedeckt und mitgetheilt: ein großes Verdienst! Meine Absicht war nicht darauf gerichtet, mein Ziel ist ein anderes. Ich habe mir vorgesetzt die Geschichte unserer Stadt so zu erzählen, dass daraus hervorgeht, wie alles Gegenwärtige auf der Vergangenheit beruht und wie alles seine Zeit und seine Stelle hat in der Welt; dies sind die großen Lehren der Geschichte, sie sind von weisen Männern längst gefunden und gepredigt worden aber immer sind noch viele, die sie nicht verstehen noch hören wollen. Vielleicht gelingt es mir bei einigen, dass sie dies thun, schon dies wäre mir ein reicher Gewinn. Dazu ist aber nothwendig, dass dies Büchlein kurz und leicht verständlich sei, darauf gieng mein Bemühen. Die Thatsachen haben andere gefunden, ich wähle aus, was mir das Wichtigste scheint und stelle es zusammen, das ist meine Arbeit, die Form, die ist mein eigen. Vergebens aber würde eitle Neugier lose Unterhaltung bei mir suchen, vergebens Parteigänger Schlagworte, die ihnen schmeicheln; ich schreibe für Männer die von ihrer Stadt wissen wollen, wie sie geworden ist: am

liebsten denke ich mir Kaufleute und Handwerker als meine Leser — das sind die Stände, die von jeher Städte blühend machten — oder auch, an Sonntags Nachmittagen und langen Winterabenden, Arbeiter: dass diese aus der Geschichte lernen, davon hängt in unseren Tagen ganz besonders viel ab. Nicht auf eine ferne Zukunft hinaus schmeichle ich mir zu wirken, ich will zu denen reden, die mit mir leben; möchten sie mich hören und ich wäre reich belohnt. Dem nächsten Geschlecht wird ein anderer erzählen.

Welches nun aber auch der Erfolg dieses Büchleins sein mag, immer werde ich es als ein hohes Glück erachten, dass es mir vergönnt war, noch in voller Jugendkraft, und an der Schwelle zweier Zeitalter stehend, die Geschichte meiner geliebten Vaterstadt zu schreiben. Ich weiß noch etwas von dem alten Wien: die letzten Basteien, ein Stadtthor, ein Stück Graben, die Glacis — dies alles bestand noch, wie ich ein Knabe war; ich habe das Neue mit mir selber aufstreben und wachsen sehen. Und hier von dem Fenster, wo ich dies schreibe, umfasst mein Blick Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Stadt: da sind die alten Gründe, der Michelbeurische, der eine Geschichte von achthundert Jahren hat — sie führt in die Zeiten, da Kaiser Heinrich der Vierte hier gegen die Ungarn kriegte — der Sporkenbühl, der so lange den Nonnen von der Himmelpforte dienstbar war, mit seinen morschen Wäscherhäuschen auf luftigen Hügeln, die Thürme der Nothelferkirche winken herüber und bezeichnen das Liechtenthal und die Wiese, dann von jenseits des Donauarmes die von Sanct Brigitta im uralten Eigengut des Klosters Neuburg. Ringsum aber erhebt sich Neubau auf Neubau; Menschen und Wagen drängen sich da, wo noch vor zwanzig Jahren Wiesen und Felder eines kleinen Dorfes in ländlicher Ruhe lagen; alles deutet auf ein großes Gemeinwesen, das sich immer noch weiter und weiter zu entwickeln strebt. Nur der Wall da drüben mit seinem kümmerlichen Grün, seinen verkrüppelten Bäumen erinnert noch an die alte Zeit, zugleich aber an die Veränderung, die bevorsteht; über Jahresfrist wird es verschwunden sein und die neueste Periode von Wiens Geschichte begonnen haben. Wie oft habe ich von der Arbeit aufgeblickt, dies alles anzusehen und bin dann mit neuem Muth zu ihr zurückgekehrt: das Alte wurde mir lebendiger, die Gegenwart bedeutungsvoller, die Zukunft heller. Möchte dies Büchlein in seinen Lesern einen leisen Nachhall wenigstens von dieser Empfindung wecken!

Währing-Wien, im Lenzmonat 1891.

Der Verfasser.



1. Camalduenser Closter
2. S. Leopold
3. P. P. Piarum Scholarum.
4. S. Ulrich, oder Maria Trost Pfarr Kirch.
5. Maria Hilff.

Cum Priv. Sacr. Cae. Maj.

6. Trinitarier auch weis Spanier genand ...pold.
7. Armen oder Invaliden Hauß.
8. Land Standt Academi.
9. Kayserliche Gottes-acker.
10. S. Ioseph. Carmelitter auf der Laim G...

34. Der Waß...
35. P.P. Iesu...
36. Das Zeu...
37. Iungfr...
38. P.P. Dom...

und Rumänien ist, auch in Frankreich, das damals Gallien hieß, in Brittanien — dem heutigen England, im nördlichen Afrika also auch in Egypten und in Kleinasien. Im heutigen Deutschland kam es bis an die Donau. Was jenseits dieses Stromes gen Norden lag, das suchten sie wohl auch zu erobern und warfen drüben einen großen Wall auf, der von Regensburg bis nach Köln am Rhein reichte, aber das war ein unsicherer Besitz und in unsern Gegenden haben sie sich immer aufs rechte diesseitige Ufer beschränken müssen. Denn drüben waren die Germanen, die Urväter der heutigen Deutschen und also auch die uns'rigen, sie waren früher schon den Kelten furchtbar geworden und die nördlich von der Donau sesshaft waren, hatten sie bereits unterjocht und aufgesogen. An der Kraft dieser Völker — denn es waren mehrere — brach sich der Römer Erobererkunst und Glück. Nun erschien es diesen als eine ihrer vornehmsten Aufgaben, wenigstens die Donaugrenze zu behaupten, die Donau nannten sie Bürgschaft und Heil ihres Reiches: wäre sie nicht gewesen, die wilden Söhne des Nordens hätten sich alsbald wie ein verheerender Strom über das ganze römische Reich gewälzt. Das sollte freilich nicht ausbleiben, aber es dauerte noch dreihundert Jahre, einstweilen gelang es den Römern, sie fernzuhalten. Besonders wichtig war ihnen nun auch jenes Eingangsthor, das die zerbrochenen Gebirge freigaben, hier am rechten Ufer des Flusses legten sie mehrere feste Lager und Burgen an, auch in der Nähe des keltischen Vindobona.

Der Boden, auf dem die Stadt Wien sich erhebt, hat im Lauf der Jahrhunderte manche Wandlung erfahren. Wir sehen heute noch im Süden der Donau, in einiger Entfernung von ihr, einen Höhenrücken ziehen, bald steil bald sanft gegen das flache Schwemmland sich senkend, das zwischen ihm und dem Strome liegt. Er hebt bei Nussdorf an — das ältere Heiligenstadt und Oberdöbling liegen auf der Höhe — zeigt sich deutlich zwischen der Nussdorfer- und der Liechtensteinstraße, die durch Stiegen verbunden sind, dann in der Waisenhausgasse, hinter dem Dietrichsteingarten und rechts von der Währingerstraße, wo wieder Stiegen oder sehr steile Gassen in die Thalebene führen. Unmerklich ist die Senkung heute am Schottenring, wo durch Menschenhand viel verändert worden ist, aber an der Wipplingerstraße und am Salzgries taucht der steile Rand wieder entschieden und so ziemlich in der ursprünglichen Richtung auf. Jenseits der Franz Josefs-Caserne verschwindet er nochmals, um sich hinter dem Invalidenhaus, auf der linken Seite der Landstraße und in der Erdbergerstraße neuerdings zu zeigen. Früher nun — die Jahre lassen sich zählen — floss die Donau viel näher an diesem Rand denn heute, ja es ist kein Zweifel, dass eben ihr Wasser es war, das ihn so steil ausgewaschen hat. Da beiläufig, wo heute die Liechtensteinstraße und die untere Porzellangasse sind, war ihr Bett, dann zog sie über den Salzgries und durch das Weißgärberviertel. Noch vor hundertfünfzig Jahren gab es in der Rossau

den sogenannten alten Arm, ja es erinnern sich vielleicht noch sehr alte Greise hölzerner Brücklein, die in der Porzellangasse — damals hieß sie Schmied-



Fig. 2. Mark Aurel, Markomannen-Häuptlinge begnadigend.
(Nach Stacke, Deutsche Geschichten.)

gasse — über einen schmalen Wassergraben führten. Die Namen „Seegasse" und „Seehaus" deuten auch auf abgestandene Wasser, wie sie ober- und unterhalb Wiens so oft dem Strom zur Seite sich bilden, und anno 1856 stieß

man bei dem Bau eines Hauses in der Hahngasse auf so tiefen Moorgrund, dass der Bauherr Piloten hat schlagen müssen. Endlich zeigten sich an den äußern Mauern des alten Passauerhofes zwischen der Kirche am Gestade und dem Salzgries — er wurde 1820 abgebrochen — Eisenringe, wie sie am Ufer die Schiffer brauchen, die Ketten ihrer Fahrzeuge einzuhängen. So reichen Spuren des alten Stromlaufs in unsere späten Tage herein.

Aber auch der Lauf des Wienflüsschens ist nicht ganz derselbe geblieben. Dort wo seit zwei Jahrhunderten das Starhembergische Freihaus steht, bildete es im Mittelalter eine Insel, den Conradswerd, dann krümmte sich das Gewässer den Höhenzug entlang, dessen Rand wir zuerst bei der Karlskirche, dann hinter dem Mondscheinhaus, in der Heugasse, im Schwarzenberggarten und beim Ausgang der Salesianer- und Reisnerstraße deutlich wahrnehmen. So war es nicht nur in den ältesten Zeiten, die wir jetzt beschreiben wollen, sondern noch lange hernach.

An den Steilrändern der Wien und des südlichen Donauarmes nun haben die Römer sich zuerst verschanzte Lager aufgeworfen und Wartthürme gebaut, so auf der einen Seite schon durchs Wasser geschützt. Man glaubt: zuerst dort, wo sich jetzt das obere Belvedere erhebt, wenigstens ist man da auf römisches Gemäuer gestoßen, auch ist es aus militärischen Gründen glaubhaft, denn von hier aus übersieht man den Durchbruch der Donau zwischen dem Kahlengebirge und dem Bisamberg. Etwas später mögen sie am Ufer der Donau, dort wo jetzt das Kirchlein von St. Ruprecht steht, ein kleines Castell angelegt haben: noch vor zweihundert Jahren stand neben der Kirche ein Römerthurm. Die Mauer zog vom obern Ende der Fischerstiege quer über die Salvator- und Wipplingerstraße — man ist vorlängst hier in Kellerräumen auf ihre mächtigen Quadern gestoßen — bis unter die Tuchlauben oder ins Schultergäßchen, bog hier im rechten Winkel gegen die Landskrongasse, dann jenseits des Bauernmarkts ins Kramer- und Rothgassel um, an dessen linken Seite sie sich bis an den Donauabhang erstreckte und diesen dann wieder zur Fischerstiege begleitete. Zwei Straßen durchkreuzten diesen schmalen Raum — so war es einmal in allen festen Lagern oder Castellen der Römer üblich und Funde von Ziegeln und Gedächtnissteinen, wie sie jene in den Straßen aufzustellen pflegten, mit römischen Inschriften bedeckt, bekräftigen es. Die eine begann am Liechtensteg, wo ein Thor war und zog über den hohen Markt bis an die ersten Häuser der Wipplingerstraße: die Pfeiler des zweiten Thores sind da als Zeugen zu Tage getreten; die andere führte von der Donau vielleicht durch die heutige Seitenstettergasse — weil hier der Abhang am wenigsten steil sich senkte — durch die Judengasse, auch über den hohen Markt und dann bis zur Landskrongasse, gleichfalls von Thor zu Thor. Dort wo die beiden Straßen sich kreuzten, war gewiss schon damals ein freier Platz — dort steckte die Besatzung ihre Feldzeichen, ihre Standarten auf, dort

brachten die Priester die Opfer dar, dort saß der Kriegsoberste, wenn er Gericht hielt. Das vornehmste Haus, wo der Oberste wohnte, soll gestanden haben, wo jetzt der Berghof ist, hinter dem Sina'schen Gebäude: so wenigstens ist ein uralter Glaube. Es gibt ein Buch, das Fürstenbuch genannt, von einem gebürtigen Wiener, Hans Enenkel vor mehr als sechshundert Jahren geschrieben, der nennt diesen Berghof schon, er sagt: „in Wien war einst eine Heidenschaft und es wohnten gar wenig Leute da, nur einen Hof gab es und es war ein Heide, der sein pflag, der Hof ward der „Perichhoff" genannt, er ist noch manchem wohl bekannt." So ist denn der Berghof das erste Haus in Wien, von dem die Geschichte meldet, aber freilich von den Steinen, aus denen es in der Römerzeit bestand, mag kaum einer mehr noch in den Grundmauern verborgen liegen.

Das Lager oder Castell von Vindobona, wie es zuerst gebaut worden ist, umfasste wenig Raum, nicht mehr als zweitausend Soldaten konnten darin wohnen; bald wurde der Punkt aber so wichtig, dass für größere Schoaren Platz geschafft werden musste; so schob man denn — wann ist unbestimmt, nach ein- oder zweihundert Jahren — die Südmauer zurück bis an den heutigen Graben, wo an der Stelle des Trattnerhofs noch in späten Zeiten, da man eintausend zwölfhundert sieben und siebzig schrieb, ein römischer Thurm gestanden hat: er bezeichnete vielleicht die Stelle des neuen Eingangsthores. Nun konnten wohl vier- bis fünftausend Mann in der Festung Unterkunft finden. Rings um die Mauern aber siedelten sich bald römische Veteranen, die hier Weiber genommen und einen Hausstand gegründet hatten, an, sie wohnten untermischt mit keltischen Leuten, die ja die Römer nicht vertilgt, nur unterworfen hatten, wohl auch mit Germanen, die als Kriegsgefangene hieher gebracht oder landflüchtig von jenseits des Stromes gekommen waren. Auch diese Ansiedlung — sie umschloss wohl das alte Vindobona — ward von den Römern mit Mauern umgeben, sie nannten sie Municipium. Bis wohin diese Mauern reichten, darüber wissen wir nichts gewisses. Doch vermuthet ein kundiger Mann, der den Spuren römischen Wesens in Wien emsig nachgegangen ist, sie seien da gegangen, wo heute der Salzgries, der tiefe Graben und die Naglergasse sind. Allmählich entwickelte sich innerhalb dieser Umwallung städtisches Leben, wie überall sonst, wo die Römer ihre Castelle bauten. Es gab da einen Stadtrath und eine städtische Polizei, es gab Innungen von Handwerkern. Auch Handel wurde getrieben, das Land ringsum hatte für seine Erzeugnisse — für Vieh, Käse, Honig, Wachs, für Metalle vom Eisen bis zum Gold — einen guten Absatzmarkt in Italien, dafür empfieng es Wein und Öl, wohl auch Getreide, das der Boden noch nicht hinreichend spendete, endlich viele Dinge feineren Bedürfnisses. Dem Handel gute Wege zu bahnen war seit langem der Römer Kunst, die Straßen, die sie bauten, haben Jahrhunderten, zuweilen den Jahrtausenden getrotzt. Ihr Lauf ist bezeichnet durch Meilen-

steine, deren man auch um Wien viele gefunden hat, dann durch Grabsteine denn es war Sitte bei ihnen, die Gräber an den Straßen anzulegen, in der Nähe ihrer Ansiedlungen, doch außerhalb derselben. So weiß man denn auch, welche Straßen bei Vindobona sich gekreuzt oder vereinigt haben. Die eine kam von den obern Donaugegenden über Klosterneuburg — damals Asturis — und über Nussdorf her, zog dann den Rand des Höhenzuges, der von hier aus die Donau begleitete, entlang durch die heutige Wipplingerstraße ins Municipium und ins Castell. Über den Lichtensteg zog sie in der Richtung der Bäcker- und Sonnenfelsstraße, dann der Landstraße Hauptstraße — aber etwas südlicher als diese — weiter den östlichen Ebenen zu, die gleichfalls römisches Gebiet waren und römische Städte trugen. Aber nicht alle Lastwagen, die über Vindobona fuhren, durften ins befestigte Lager oder ins Castell hinein — man fürchtete in den Handelsleuten Auskundschafter — sie mussten vor den Thoren seitwärts abbiegen und so die Fortsetzung der Straße wieder zu gewinnen suchen. Zu diesem Zweck ward eine Straße angelegt, deren Spuren in der Herrengasse beim Bau des Statthaltereigebäudes, in der kaiserlichen Burg, auf den Plätzen wo jetzt die Oper, die Handelsacademie, das Künstlerhaus stehen, im neuen Wienbett, am Rennweg und bei Sanct Marx, wo der Umweg wieder in die große Heerstraße mündete, gefunden worden sind. Die bürgerliche Ansiedlung durchschnitt dieser Weg etwa am heutigen Hof und auf diesem Platz dürfen wir uns deshalb schon in jener grauen Vorzeit einen Markt denken: hier kauften die Ansiedler die fremden Waren und verhandelten, was sie an Erzeugnissen hatten. Vom Süden endlich kam eine dritte Straße, über Bruck an der Leitha und Vösendorf bei Laxenburg, über den Wienerberg, dann in der Richtung der Gumpendorferstraße und der Bräunerstraße: so erreichte sie das Thor beim heutigen Trattnerhof. Auch von Seitenstraßen, die diese großen Verkehrsstraßen verbunden haben, will man wissen, doch wo sie gezogen sind, darüber sind die Kundigen nicht einig, nur so viel ist gewiss: an der Rothenthurmstraße bis zum Stock im Eisenplatz und an der Riemerstraße, die früher über die Wollzeile hinweg bis auf den alten Fleischmarkt reichte, sind gleichfalls Bruchstücke alter Römerstraßen zu erkennen.

So tiefe Furchen also hat Handel und Wandel jener Zeit in den Boden unserer Stadt gegraben, dass sie — an dem Lauf der Straßen — heute noch sichtbar sind. Sowie es in Wien Stellen gibt, die seit den Tagen der Römer die Sonne nie beschienen hat, weil da Häuser auf Häuser folgten — in dem Viereck zwischen dem Hohen Markt, der Judengasse, dem Ruprechtsplatz und der alten Krebsgasse — so gibt es auch Straßen hier, die immer Straßen gewesen sind, durch die alle die siebzehn oder achtzehn Jahrhunderte hindurch Menschen gezogen sind, die kein Haus, kein Wall je verstellt und unterbrochen hat. Wipplingerstraße und Herrengasse, Rothenthurmstraße und Riemerstraße sind solche Zeugen tausendjähriger Stetigkeit des Menschenverkehrs.

Was nun das römische Vindobona für Schicksale erfahren, wie die Menschen darin gelebt, was sie gesagt und gedacht haben, darüber ist aus dem Dunkel jener Zeiten nichts überliefert. Mehr als ein Jahrhundert blieben sie in leidlicher Ruhe. Die Völker jenseits des Flusses anerkannten selbst der Römer Obermacht und nur in friedlicher Absicht kamen sie nun herüber. Nicht lange freilich blieb das so, bald war wieder eiserne Abwehr nöthig. Da ist ein römischer Kaiser selbst aus seinem Italien her an die Donau gezogen, bald in Carnuntum, dem heutigen Hainburg, bald in Vindobona wohnte er, von hier aus führte er seine Truppen gegen den germanischen Stamm der Markomannen. Dies war Marc Aurel. Damals waren die Augen der Welt auf diese Gegenden gerichtet und was um Vindobona geschah, davon trugen die Kunde römische Posten ins ferne Brittanien, nach Afrika und Asien. Marc Aurel, in harten Kämpfen öfters der Germanen Meister, starb in Vindobona im Jahre 180 n. Chr. Er war ein guter Fürst, tapfer und weise. Mit Recht ehrten drum sein Andenken die Väter unserer Stadt, indem sie nach ihm eine neue Straße benannten, die seit kurzem — an dem Berghof, wo er gewiss geweilt hat, vorbei — zur Donau hinabführt. Unter seinen Nachfolgern blieben die Römer wohl noch Herren der Burg und der Gegend ringsum, aber es kostete ihnen viele Mühe. Nun kam über die Herrscher der bürgerlichen Ansiedlung harter Druck nicht nur durch die stete Gefahr feindlichen Angriffs, sondern auch durch große Steuern, die hier wie allenthalben im römischen Reich das Volk erschöpften und verdarben.



Fig. 3. Herzog Heinrich Jasomirgott.
(Glasgemälde im Kloster Heiligenkreuz.)
(Aus „Die österr.-ung. Monarchie in Wort und Bild".)

Es war dies aber auch die Zeit, wo im römischen Reich allgemach die Heidengötter vor dem Christengotte wichen. Aus der Lebensbeschreibung des heiligen Florian, des Glaubensboten von Oberösterreich, die ein frommer Schüler bald nach dessen Tode aufgezeichnet, wissen wir, dass hundert und fünfzig Jahre nach Marc Aurel an den Gestaden der Enns und der mittleren Donau viele schon vor dem Kreuze des Erlösers knieten; auch in Vindobona haben solche sicher nicht gefehlt. Wer aber die Lehre hier gepredigt hat, wissen wir nicht.

Der Glaube der Christen lehrt Leiden standhaft tragen, in ihm fand irdisches Unglück allezeit guten Trost. Die Bewohner Vindobonas bedurften desselben bald.

Dreihundert zwei und siebenzig Jahre nach der Geburt des Heilands zogen wilde Reiterschaaren, die Hunnen, aus Asien ins heutige Südrussland: in raschem Siegeslauf unterwarfen sie die Völker, die sie dort fanden — es waren Germanen, wie die im Norden der Donau — und drängten sie fort nach Süden und Westen. Da zogen bald gewaltige Schaaren auch hier über den Strom und besetzten die Gebiete am diesseitigen Ufer. Roms Soldaten vermochten nicht mehr, es ihnen zu wehren, mit Mühe bewahrte ein tüchtiger Statthalter, Generidus, unsere Gegenden vor völliger Überflutung durch die Germanenmacht. Aber das römische Reich gieng seinem Ende entgegen, es vermochte hier und anderwärts nicht mehr mit eigener Kraft sich zu schützen, nur mit Germanen, die es durch reichen Sold gewann, unter germanischen Führern und Ministern hat es seine Grenzen gegen die Germanen noch eine Zeit lang vertheidigen können. Endlich war auch dies umsonst, die in der That herrschten, wollten auch den Schein der Dienstbarkeit nicht mehr tragen. Nachdem die Römer mehr als vierhundert Jahre — das ist ungefähr so lang als von der Zeit, da Amerika entdeckt ward, bis jetzt verflossen ist — in diesem Donauland gewaltet hatten, mussten sie's aufgeben. Verschiedene Völkerstämme besetzten es. Auch die Hunnen kamen hieher unter ihrem König Etzel, dem die Geschichte den Namen Gottesgeißel beigelegt hat. Ob aber die schutzlosen Städte ganz verwüstet und zerstört worden sind, ist doch nicht sicher; dieser Hunnenfürst war nicht mehr so barbarisch wie seine Vorgänger, an seinem Hof weilten Germanenfürsten; in alten Liedern, die freilich viel später erst aufgezeichnet worden sind, erscheint er als ein freigebiger und gerechter Fürst. Mit Kriemhilden, der burgundischen Königstochter, die um Siegfrieds ihres ersten Gemahles gewaltsamen Tod unsäglichen Schmerz und finstre Rachegedanken hegte, soll er sich — so meldet der Sänger — vermählt und in Wien die Hochzeit gefeiert haben. Aber man darf hieraus nicht schließen, dass Wien zu Etzels Zeiten eine stattliche Ansiedlung gewesen ist, wo ein solches Fest wohl abgehalten werden mochte. Denn nicht nur sind überall in jenen Liedern Personen und Zeiten aufs wundersamste verwirrt, alles Beiwerk ist auch viel

jüngeren Ursprungs, späte Ausschmückung der uralten Nibelungensage. Der Dichter, der sie zuletzt in die Form brachte, die wir allein kennen, sah Wien bereits als eine große blühende Stadt, das war aber siebenhundert Jahre nach König Etzels Tod.

Eben um die Zeit da Etzel starb, kam ein frommer Mann in dieses Land. Geheimnisvoll war sein Wesen, er sagte niemandem, woher er sei, man vermuthet nur, aus den Wüsten des Morgenlands, wo damals schon viele bußfertige Eremiten lebten. Dies war der heilige Severin. Zwar dass er in Vindobona gewesen sei, davon ist nichts überliefert, und nur frommer Irrthum hat in und um Wien so manche Stätten mit seinem Namen geschmückt, aber er war in jenem Asturis, das an der Stelle des heutigen Klosterneuburg lag. Diese Stadt, so erzählt sein Lebensbeschreiber Eugippius, war gegen die Ermahnungen des Heiligen taub geblieben und so wurde sie von den Rugen, einem germanischen Stamm, der sich damals am linken Donauufer angesiedelt hatte, verwüstet. Wie leicht mag ein ähnliches Schicksal Vindobona getroffen haben, das so nahe von Asturis war! Severinus zog dann stromaufwärts nach Faviana, das wohl unser Mautern ist: aus dem, was da Eugippius von seinem Wirken erzählt, sehen wir, wie es den alten Römerstädten damals ergangen ist. Noch standen die Mauern mit ihren Thürmen und Thoren, noch lebten darin die sogenannten Provincialen — die Nachkommen der römischen Veteranen und der keltischen Urbewohner —, aber sie sind keine Stunde sicher vor den Rugen: wenn diese kommen, zerstören sie Wohnungen und Ställe, rauben Herden und anderes Gut, führen unglückliche Gefangene in Ketten als Sclaven fort, erzwingen sich wohl auch bleibende Ansiedlung am rechten Ufer. Severinus tröstet, wehrt den Feinden, die auch schon Christen sind, durch seines Geistes Macht und eindringliche Rede manche Gewaltthat, räth den Bedrängten bisweilen auch zur Flucht nach dem Süden. Oft gelingt es ihm Gefangene zu lösen, den Armen und Beraubten sucht er Almosen bei den Begüterten. Bedurfte Vindobona eines solchen Helfers und Berathers nicht, dass er es nicht besuchte während er landaufwärts doch bis Salzburg und bis Passau zog? Eugippius sagt nichts darüber. Möglich dass die Ostgothen, die nach der Hunnen Abzug — denn diese verloren sich nach einer großen Niederlage in Frankreich wieder in den östlichen Steppen — das Land besetzten, so schlimm nicht gehaust haben wie die Rugen: sie waren das hochherzigste und begabteste von den Germanenvölkern. Ihr König Theodorich, den die Sage Dietrich nennt, gründete auf den Trümmern des Römerreichs einen Staat, der Italien, Ungarn und viele Alpenländer umfasste, den Römern ließ er ihr Recht und einen Theil ihres Eigenthums, in den Städten setzte er Grafen ein. Unter ihm und seinen Nachfolgern war Vindobona — oder wie es nun wieder hieß Vindomina — eine nördliche Grenzstadt; ein gothischer Geschichtsschreiber, der im fünfhundert und fünfzigsten Jahre unserer Zeitrechnung schrieb, nennt sie

noch. Auch ist vor zweihundert Jahren bei einem Neubau in der Wiener Burg, zwischen dem Rittersaal und der Bellaria ein Sarg gefunden worden, in dem mit gothischen Zeichen beschriebene Goldblättchen lagen. Man hat die Zeichen enträthselt und die Worte gelesen: „Rette o Gott! Geopfert ist dorthin Dasvina, die der üble Satan bedrohte, als sie zur Frucht bereit war, Du, vor dem des Volkes Knie gebogen sind." Also eine Frau Dasvina ruhte hier, die gestorben, da sie gesegneten Leibes war; der angerufene Gott ist der Gott der Christen, denn auch die Gothen bekannten sich schon lange zu diesem.

Das Gothenreich hat nicht lange gedauert, in heldenmüthigen Kämpfen ist das ganze Volk untergegangen, seine Stelle nahmen bald andere Stämme ein. Hieher kamen Longobarden, dann ein wildes den Hunnen ähnliches Volk, die Avaren, auch Slaven sind eingewandert, jenen unterthan. Vindobona oder Vindomina wird in den Büchern der Geschichte nicht mehr genannt. Tiefes Dunkel deckt von nun an fünf Jahrhunderte lang die Geschicke unserer Stadt, es kann nichts von ihr erzählt werden, nur was ringsum sie für Wandlungen sich vollzogen haben, mag hie und da einen Schluss erlauben auf das, was in ihr selber geschehen ist.

II.

Verfall und Wiedererstehung.

Das Reich der Avaren erstreckte sich über beinah ganz Ungarn und im heutigen Österreich bis zur Enns. Von verschanzten Lagern aus beherrschten sie das offene Land, das die Slaven für sie bebauten, von Zeit zu Zeit machten sie verheerende Beutezüge in das Nachbargebiet im Westen, Süden und Norden. Mit den germanischen Völkern, den Baiern besonders, die sich damals schon in ihren jetzigen Wohnsitzen niedergelassen hatten, standen sie in Handelsverbindung, den Donauhandel störten sie nicht. Von den Einwohnern der Gothenzeit waren wohl auch nicht alle vertilgt oder ausgewandert, in den alten Castellen hielten sich vielleicht noch kümmerliche Reste. Die Slaven siedelten sich mehr abseits von den alten Heerstraßen an, da trieben sie mit schlechten Werkzeugen spärlichen Ackerbau, im Gebirge förderten sie vielleicht auch Erz. In den Ortsnamen Niederösterreichs lebt noch manche Erinnerung an diese slavische Zeit, besonders in denen auf itz und nitz, Wienersdorf bei Baden hieß noch im Jahre 1380 Windischdorf, das Dorf der Wenden, das heißt Slaven. Beide, Avaren wie Slaven, waren Heiden, aber sie duldeten christliche Missionäre.

Gerade eilfhundert Jahre sind es her, da beschloſs der große Frankenkönig Karl, der nachmals in Rom vom Papst die römische Kaiserkrone empfieng, und von dessen Thaten jeder weiß, die heidnischen Nachbarn im Osten zu unterwerfen. Er sandte seinen Sohn Pippin gegen sie und in zwölf Jahren wurde die Macht der Avaren ganz gebrochen, an den Ufern der Fischa empfieng ihr Häuptling die Taufe, auf ihre Bitte wies ihnen Karl Wohnsitze zwischen Stein am Anger und Hainburg an. Kaum zwanzig Jahre später verschwinden sie spurlos auch von hier; sie sind heimgegangen wie die Awaren, sagt ein czechisches Sprichwort von Menschen, die ohne Erben heimgehen.



Fig. 4. Grabstein Friedrich des Streitbaren, des letzten Babenbergers † 1246 (im Capitelhause des Stiftes Heiligenkreuz).

Das Land zwischen Enns und Leitha fiel nun den Eroberern zu. Es war nicht ganz unbewohnt, denn wenn auch die Avaren vertrieben wurden, so blieben doch die Slaven in ihren abgelegenen Thälern zurück, erst in dem nächsten Zeitraum sind sie in der deutschen Bevölkerung verschwunden, es blieben ferner um die Trümmer der sinkenden Castelle jene Abkömmlinge der Römer- und der Gothenzeit. Aber der Boden galt dort als herrenlos, da nahm sich nach altem Brauch jeder von den Kriegsgenossen Pippins unter Zustimmung des Königs einen Antheil und was übrig blieb, fiel dem Könige zu. Es war aber dem weisen Karl darum zu thun, das Land fruchtbar zu machen, die Wälder zu roden, die Sümpfe zu trocknen, damit ein Ackerboden geschaffen werde. Einzelne Unbemittelte hätten dies nicht thun können: Wälder roden gibt keine Frucht, womit hätten sie sich die Jahre hindurch nähren sollen, bis der Boden ertragsfähig war? So gab denn der König weite Strecken von seinem Gut an große Herren oder an Kirchen und

Klöster, zumeist in den benachbarten Baiern — an Passau, Regensburg, Freising, Kremsmünster (dies gehörte damals zu Baiern) und andere. Diese hatten viele Knechte, die brachten sie ins Land, die mussten die Arbeit thun. Korn und Vieh und was sie sonst für des Lebens Nothdurft brauchten, ließen sie ihnen aus der Heimat zuführen, bis der neu gewonnene Boden selbst es gab.

Die gesellschaftliche Ordnung des Frankenreiches war damit in unsere Gegend verpflanzt. Um die Geschichte der Stadt Wien in den folgenden Zeiten zu verstehen, muss man sie kennen, sie war so:

Es gab drei Stände: Edle, Freie und Knechte. Die Edlen waren aus Geschlechtern, die vor Alters her höheres Ansehen hatten, sie besaßen das meiste Land, aus ihnen wurden in früheren Zeiten der König gewählt, wird einer von ihnen getödtet, so zahlt der Mörder seinen Verwandten ein höheres Buß- oder Wehrgeld als sonst, denn nur mit Geld wurde damals auch der Todschlag gebüßt. Der Freie hatte vieles mit dem Edlen gemein, wie jener trug er langes, lockiges Haar, trug Waffen wie jener, er kann gehen wohin er will, er hat echtes Eigenthum an Grund und Boden, nur in geringerem Maß wie der Edle, er nimmt Theil an den Volksversammlungen, wo Gericht gehalten und gemeinsame Angelegenheiten berathen wurden; Abgaben hat er auch dem König nicht zu leisten, nur Geschenke, die er zu hohen Festen darbringt; bietet der König oder der Herzog den Heerbann auf, so erscheint er wie der Edle, an der Beute hat er seinen Theil. Die Knechte sind wohl zu unterscheiden von den Knechten, die heute noch im Haus, Hof und auf dem Felde dienen. Denn diese sind frei, sie bilden keinen besonderen Stand, nur Beschäftigung und Bildung unterscheidet sie von Handwerkern, Kaufleuten und Beamten, nur der Besitz von ihren Herren, die eigentlich nur Arbeitgeber sind. In den alten Zeiten aber war der Knecht unfrei, ein Sklave fast, nur nicht so hart gehalten wie bei den Römern. Ursachen solcher Unfreiheit oder Knechtschaft waren viele. Ursprünglich wurde der im Krieg Unterworfene oder Gefangene entweder geopfert oder — das war Gnade des Siegers — zum Knecht gemacht. Knechtschaft vererbte sich von Geschlecht zu Geschlecht. Denn wer aus freiem Stande war und mit einer Unfreien eine Ehe eingieng, ward selber unfrei. Es kam auch vor, dass Freie in Gefahr oder in Hungersnoth sich als Knechte dem ergaben, der ihnen Hilfe und Lebensunterhalt versprach, auf diese Weise haben besonders Bisthümer und Klöster viele Knechte gewonnen, denn in jenen wilden Zeiten war der Kirche Schutz viel wert, ihre Knechtschaft wenig drückend, diese galt vielen mehr, als unsichere arme Freiheit. Endlich konnte die Freiheit auch verloren werden, wenn man Bußgelder nicht zu erlegen vermochte, oder sonst als Strafe. Der Knecht oder Hörige — er gehörte dem Herrn — war wie eine Sache, er konnte verschenkt und verkauft werden, er war seinem Herrn Dienste zu thun verpflichtet ohne Lohn, dieser gab ihm dafür Wohnung und Nahrung, jedes Jahr ein Kleid,

erst später auch etwas Geld. Der Knecht darf sich nicht vom Grund und Boden des Herrn entfernen, thut er es, so folgt ihm dieser nach, fordert ihn zurück und erhält ihn. Nur wenn der Knecht Jahr und Tag unangefochten bleibt, wird er bisweilen jeder Knechtschaft ledig. An den Volksversammlungen haben Unfreie keinen Theil, sie dürfen weder richten noch zeugen, noch sich selbst verantworten, ihr Herr tritt für sie ein, sie werden anders und härter gestraft als Freie. Vererbbaren Eigenthums waren sie unfähig, aber die Herrn duldeten es, daſs sie das Grundstück, das sie für ihre Bedürfnisse bebauten, die Hütte, wo sie wohnten, als eigen ansahen und vererbten und durch Arbeit neues Gut ewerben konnten. Nur muſsten sie von jedem Acker jede dritte Ähre, die Frucht vom dritten Baum, jedes dritte Thier der Herde, dem Herrn zinsen als Zeichen der Knechtschaft. Starben sie, so wählte der Herr aus ihrer Herde das beste Stück — den stärksten Ochsen, das fetteste Huhn oder auch das beste Gewand —, dies nannte man Buteil. Bei Bettlern verfiel ihm Stab und Mantel, auch der Bettelsack. Der Knecht trug das Haar kurz geschoren, kurzes enges Gewand, Schwert und Lanze sind ihm unerlaubt, er darf Waffenträger seines Herrn sein, aber keine besitzen. Waffen der Freien, die er sich anschafft, sollen ihm nach altem Erobererrecht auf dem Rücken zerschlagen werden. Läſst ihn aber der Herr frei, was möglich ist und öfters geschieht, so empfängt er auch die Waffen. Für den getödteten Knecht zahlt der Thäter an die Verwandten nichts, nur an dessen Herrn; den neuen Knecht empfängt der Herr mit einem Schlag auf den Hals, er kann ihn schlagen und binden. Nur verstümmeln und erschlagen darf er ihn nicht nach Belieben, darüber wacht der König durch seine Grafen. Des Königs Gerichte nehmen in dieser Zeit auch Klagen der Hörigen gegen ungerechte Bedrückung ihrer Herren an, nur mit ihrer Bekräftigung durften diese sie veräußern, nie aber in ein fremdes Land.

Die Arbeit leisteten die Unfreien im Haus oder im Wald und Feld. Die Weiber muſsten waschen und fegen, Stuben heizen und Flachs hecheln, die Männer die Waffen putzen und die Pferde warten, Hausgeräthe zimmern und schmieden, Mauern und Häuser aufführen, die Hunde füttern und den Braten drehen. In diesen Geschäften lag an und für sich nichts Drückendes, die Freien thaten dies Alles auch selbst, aber jene muſsten es immer thun, wenn es der Herr befahl. Auch die Feldarbeiten sind zuerst „ungemessene“ gewesen, das heißt, so lang zu leisten, als der Herr sie fordert und als des Knechtes Kräfte reichen, später aber waren sie meist gemessene, nur an gewissen Tagen, in gewissen Wochen zu thun; da hatte der Knecht schon ein Feld für seine eigene Bedürfnisse dauernd zugewiesen bekommen, dies besorgte er in der freien Zeit. Auf des Herrn Acker oder in seinem Wald dienen oder frohnden dann manche nur drei Tage in der Woche, andere gar nur gewisse Tage im Jahr, zum Heumachen und Fruchtschneiden. Die Sonne

theilten sich in seinem Reich aber auch die Theile vermochten sie nicht ungeschmälert und in Sicherheit zu erhalten. Die Normanen fielen von Norden, Slaven im Süden, Slaven und Magyaren im Osten ein. Diese Letzteren schlugen hundert und einige Jahre nach dem Avarenkrieg den Baiernherzog Liutpold und Thietmar, den Erzbischof von Salzburg — auch geistliche Herrn zogen damals in den Krieg — in einer furchtbaren Schlacht. Von da an hören die Jahrbücher der deutschen Klöster lange Zeit nicht mehr auf, über die Einfälle der Ungarn zu klagen; vor ihnen, seufzten sie, wandelt der Schrecken und hinter ihnen grause Zerstörung. Die Siedlungen in der Ebene zwischen Karpathen und Alpen, sowie die im Wienerwald wurden von diesem Volk, das so furchtbar wie die Hunnen und Avaren gewesen ist, wieder zerstört, die Bewohner flohen ins unwegsame Gebirge oder zurück ins baierische und fränkische Stammland; auf den Aeckern schoss wieder Unkraut empor, schon gerodete Stellen bedeckten sich wieder mit Wald. Erst als ein neues Königsgeschlecht die Kraft der deutschen Stämme sammelte, ward auch die Gründung Karls im Osten den Deutschen zurückgewonnen. Otto der Erste, aus einem edlen Sachsengeschlecht zum König der Deutschen gewählt, schlug die Ungarn die sich weit über die Enns bis an den Bodensee gewagt hatten, endlich am Lechfeld bei Augsburg aufs Haupt, es war neunhundert fünf und fünfzig Jahre nach Christi Geburt. Nun ward die Karolingische Schöpfung zu neuem Leben erweckt. Der König setzte den tapfern Burkhard zum Markgrafen über das Ostland, sein Sohn aber, Otto der zweite, übergab es Leopolden, aus dem Geschlechte der Babenberger. Die Nachkommen dieses haben zweihundert siebenzig Jahre unserem Lande vorgestanden, als getreue Grenzwächter des deutschen Reiches, von dem sie ihre Gewalt hatten, als fürsorgliche Oberherren aller Markgenossen. Ihr Andenken ist in Österreich immer hoch gehalten worden, auch zu Zeiten, wo man der Vergangenheit wenig gedacht. Ein Dechant, der um das Jahr 1670 zu Klosterneuburg schrieb, rühmt sie: „Sieghaft in Waffen, heldenmüthig in ihren Thaten, großmüthig in der Beherrschung, hochvernünftig in ihren Handlungen, friedsam in der Markgräflichen Regierung, liebreich gegen die Landsassen, gerecht gegen jeder männiglich, in Summa also groß erwachsen, dass sie zu starken Grundsäulen erwählet worden; auf welche das hochlöblichste Erzhaus Oesterreich sollte gegründet und befestiget werden". Ebenso hoch denkt die Gegenwart von diesem Geschlecht, die Stadt Wien hat mit seinem Namen eine Straße geschmückt und die Steinbilder mehrer ihrer Fürsten auf einer Brücke aufgerichtet, auf dass ihr Andenken nicht bloß in den Büchern fortlebe.

Mit dem Einzug der Babenberger im Ostland beginnt nun freilich eine neue Zeit für dieses, aber für Wien noch nicht. Denn die Ungarn wurden nicht gleich, da jene kamen — im Jahre neunhundertsechsundsiebenzig — bis an die Leitha zurückgeworfen; nur bis zur Traisen galt damals der Mark-

grafen Gebot, erst ums Jahr eintausend war der Wiener Wald ganz in deutschen Händen, der Wiener Boden bald darauf. Im Jahre eintausenddreißig wird endlich Wien wieder genannt, aber nicht mehr mit dem alten Namen Vindobona oder Vindomina, sondern mit dem, den es heute noch trägt.

Manche meinen — und die Meinung ist sehr alt — Wien sei alle die fünf Jahrhunderte, die von der Gothen Abzug bis auf diese Zeit verflossen — wüst und unbewohnt gelegen; die einen halten sich an eine Ueberlieferung, die besagt, ein einziges Haus, der Perich- oder Birkenhof sei stehen geblieben, andere wollen gar nur von einem kleinen Dörfchen außerhalb der Mauern am Donauufer, wo slavische Fischer ihr Leben gefristet hätten, wissen. Aber in jenem Jahr, eintausendunddreißig, hat nach einem Klosterbuch ein deutsches Heer, das an der Raab gegen die Ungarn gefochten und besiegt worden ist, in den Mauern Wiens Schutz gesucht, ist da belagert, ausgehungert und zum Frieden gezwungen worden. Es muss also Wien damals ein fester Ort und nicht viel kleiner gewesen sein als zur Römerzeit. War es in den Stürmen der Avaren- und Ungarnzeit ganz zerstört oder auch nur von den Bewohnern ganz verlassen worden, hätte es wohl in dreißig Jahren so stattlich wieder erstehen können? Möglich, aber wahrscheinlich nicht. Von einem Verfall des alten Vindobona wird man wohl sprechen müssen, von einer Zerstörung kaum, zu schnell, zu vollständig wäre die Wiederherstellung.

Wem gehörte aber dieser mit Mauern umgebene große Ort und welches waren seine Bewohner?

Die Besiedlung des Landes war nach Vertreibung der Ungarn in derselben Weise erfolgt wie unter Karl; wieder erhielten baierische Große, Bisthümer und Klöster den Löwenantheil, wieder wurden daneben hie und da auch einfache Freie begabt, wieder behielt sich auch der König manchen Landstrich vor, wieder kamen Scharen von Hörigen ins Land, es zu bebauen, wieder saßen zwischen ihnen freie Zinsbauern. Auch die politischen und kirchlichen Einrichtungen waren nicht sehr verändert: die Gauverfassung hatte sich inzwischen auch in Deutschland aufgelöst, die Grafen waren aus Beamten des Königs durch Erblichkeit des Amtes, durch Belehnung mit reichem Grundbesitz in der Grafschaft selbst zu großen Herren geworden, ihr Amt aber hatte keine Bedeutung mehr, weil die kleinen Freien nun meist Hörige, die Kirchengüter aber durch Privilegien der Könige dem Gaugericht entzogen worden waren. Ein neuer Stand war in den sogenannten Ministerialen aufgekommen, es waren dies aus der Unfreiheit aufgestiegene Lieblingsknechte großer Herren, die ihre tägliche Umgebung, ihr Hofgesinde, ihre Gefolgschaft im Kriege bildeten und von ihnen mit Lehen, ja mit Allodien reichlich ausgestattet wurden, so dass sie viel besser daran waren als unbemittelte Freie; aus ihnen sind selbst viele Adelsgeschlechter späterer Zeit emporgekommen, so die Kuenringe, die

Stifter des Klosters Zwettel. Insbesondere der Markgraf hatte bald viele solcher Ministerialen, die den Glanz seiner Hoftage mehrten. Über die edlen Grundbesitzer, die Stifter und die Freien hatte aber der Markgraf auch diesmal wenig Gewalt, er konnte sie nur zu den Landtagen an den drei Malstätten berufen, mit ihnen — nicht über sie — Gericht zu halten, Kläger und Verurtheilte konnten, wenn sie auf des Markgrafen Tag ihr Recht nicht gefunden glaubten, an des Baiernherzog Landgericht oder an den obersten Richter im deutschen Reich, den König selbst, sich wenden. Nur im Krieg gegen die immer noch an den Grenzen drohenden Ungarn hatte der Markgraf eine höhere, eine selbständige Führergewalt.

Von der Vertheilung des Landes wissen wir diesmal mehr. Die größten Grundbesitzer waren: die baierischen Geschlechter Ebersberg-Sempt, Burghauser vom Inn, Rattelnberg, Herrand von Neuburg und Falkenstein, Poigen und andere, bald waren durch königliche Gnade auch die Markgrafen selbst gar reich begütert; 1002 bekamen sie das Land zwischen der Triesting und dürren Liesing, so reichte ihr Besitz also bis in die Nähe von Wien; etwa dreißig Jahre später kamen auch die Striche zwischen Triesting und Piesting, sowie zwanzig Hufen*) zwischen Kamp und March, die sie sich wählen durften, dazu. 1051 hatten sie auch die Gegenden an der oberen Traisen und Bielach, 1100 an dem untern Kamp; sie wohnten zuerst in Ennsburg und Pöchlarn, 984 in Melk, dann in Tulln, 1096 auf dem Kahlenberg. Die Hochstifter und Klöster, die vor der Ungarn Einfall hier so viel besessen hatten, waren daneben unvergessen, sie kehrten wohl meist in ihre alten Besitzungen zurück. Passau, dem wieder die oberste Seelsorge in der ganzen Ostmark anvertraut wurde, so dass es überall die Pfarrer und Vicare setzte und zur Erhaltung und Bestellung der Kirchen den zehnten Theil von allem Ertrag bekam, erhielt Güter in der Wachau, auf dem Marchfeld, im Wiener Wald: Mautern, Stockerau, Sanct Pölten, Herzogenburg, Greifenstein gehörte diesem Bisthum. Salzburg hatte seine Höfe und Hörigen an der Url und Ips, und im südlichem Wiener Wald bis in die Püttner Gegend; Freising, das Gelände um Holenburg, Ulmerfeld, Waidhofen an der Ips, Sachsengang im Marchfeld, Striche im Gebiet ob dem Manhartsberg, Ollern, Gablitz und Mauerbach im Wiener Wald, die Gegend um Bruck an der Leitha; Regensburg's Besitz endlich gieng von der steierischen Grenze bis zur Vereinigung der großen und kleinen Erlaf bei Wieselburg, ihm gehörte Pöchlarn, das nördliche Donauufer bis zum Nussbach und das Land im Süden des Thajaflusses. Von den Klöstern nennen wir nur Sanct Emmeram bei Regensburg, das 1028 in Simmering — Simoning hieß es damals — begütert erscheint, das Benedictinerstift Sanct Peter in Salzburg, dem 1040 Graf Dietrich von Plaien

*) Die Hufe hat 10 Hectar.

zwei Hufe an der obern Als geschenkt hat; Michelbeuren, vom gleichen Orden, das — wohl erst um 1070 — von des Kaisers Kanzler Siegfried, der Patriarch von Aglei oder — wie es die Wälschen nannten — Aquileja



Fig. 6. Herzog Rudolf IV., der Stifter.
(Aus die „österr.-ung. Monarchie in Wort und Bild.")

war, mit dem rechten Ufer des Währinger Baches begabt worden ist. Vergebens suchen wir auch diesmal in den erhaltenen Urkunden und Chroniken jener Zeit den Namen des Grundherrn von Wien, das heißt der heutigen inneren

Stadt. Erst eine Urkunde von 1137 gibt eine Andeutung. Nach dieser übergab nämlich Markgraf Leopold der Vierte, der Freigebige, die Peterskirche in Wien mit sammt ihren Einkünften an das Stift Passau, wofür er von dem Bischof „einen Weingarten und die Hälfte des Kirchengutes, nahe bei der Stadt gelegen mit Ausnahme des Platzes, wo die Ställe hingebaut sind," in rechtskräftigem Tausch übernahm. Also, die Kirche von Sanct Peter stand damals schon auf herzoglichem Grund, Passau aber besaß Kirchengut nahe bei der Stadt, das heißt gleichfalls auf dem Boden der spätern inneren Stadt, einen Theil trat es damals ab, einen Theil behielt es noch. Wo diese Plätze gewesen sein mögen, kann man errathen: die Stephanskirche stand ganz gewiss auf Passauischem Grund, dafür spricht der Name des Heiligen, dem sie geweiht ist, es ist derselbe, den die Domkirche von Passau trug und heute noch trägt.

So können wir denn mit ziemlicher Sicherheit für die erste Hälfte des zwölften Jahrhunderts die Markgrafen und die Bischöfe von Passau als die Grundherren von Wien annehmen; beide hatten hier Hörige oder zinspflichtige Bauern.

Denn nur von Bauern und hörigen Handwerkern kann die Bewohnerschaft in der ersten Zeit nach der Wiedergewinnung des Landes gebildet gewesen sein, die Gemeinde, die sich innerhalb und außerhalb der Mauern ansiedelte, unterschied sich zunächst durch nichts von der Landgemeinde oder Markgenossenschaft. Erst wie die Ungarn nicht mehr zu fürchten waren, ein ungehinderter Verkehr über die wiedererstandene Ansiedlung nicht nur aus dem slavischen Norden hinab gegen Welschland, sondern auch von Westen nach Osten, die Donau entlang, entstehen konnte, mögen sich auch Kaufleute dauernd hier niedergelassen haben. Damit erst wurde die einfache Ortschaft zur Stadt. Wann dies in Wien geschehen ist, wissen wir nicht bestimmt, wir können nur sagen, dass sich die Wandlung während des zwölften Jahrhunderts vollzogen hat. Vor dieser müssen wir uns Kaufleute nur als fremde Gäste, die ein paarmal des Jahres erscheinen und bald wieder von dannen ziehen, denken, die sesshaften Bewohner dagegen durchaus als Bebauer des Bodens oder als Handwerker.

Handwerker saßen fast bei allen größeren Herrenhöfen, es waren diejenigen seiner Hörigen, die sich auf ein Gewerbe verstanden, sie sorgten für den Bedarf der Herrschaft an Waffen, Kleider, Ackergeräth, Hausrath; frühzeitig ward ihnen aber auch verstattet, für andere, die sich all dies nicht selber machen konnten, aber auch keine Knechte dazu hatten, zu arbeiten und Lohn dafür zu nehmen.

In Wien nun wird der Markgraf gewiss auch Handwerker auf seinem Grund angesiedelt haben, die seinen Bauern, und vielleicht ihm selbst, liefern konnten, was sie brauchten. Vielleicht hatte daneben auch der Passauer Bischof

von den Seinen. Kein Zweifel, dass dann diese Handwerker auch den zinspflichtigen Bauern, die nicht hörig waren, also ihr Geräth nicht vom Herrn empfiengen, Ware liefern durften. Hie und da mag wohl einer von diesen Bauern selbst zum Handwerker geworden sein.

Nicht aber bloß die Grundherrschaft besaß Passau über einen Theil des Wiener Stadtbodens, auch die gesammte Gerichtsbarkeit. Kaiser Otto der dritte, der Sohn des Herrschers, unter dem die Babenberger ins Land gekommen waren, hatte neunhundertfünfundachtzig sogar die Freien, die das Hochstift in Ermangelung von Knechten oder Hörigen als zinspflichtige Bauern aufnahm, von der Amtsgewalt des Markgrafen befreit und die öffentlichen Abgaben derselben dieser Kirche geschenkt. Höchst wahrscheinlich hatte darnach das ganze eilfte Jahrhundert und die erste Hälfte des zwölften der Markgraf gar keine Gewalt auch über die passauischen Leute auf dem Wiener Boden, es sei denn dass ihm von dem Bischof die Gerichtsbarkeit als eine Art Lehen — man nannte es Vogtei — übertragen worden wäre.

Von dem, was heute den Namen Wien trägt, ist die innere Stadt nur ein sehr geringer Theil. Wer die Geschichte Wiens erzählen will, darf darum nicht bloß den Geschicken dieses kleinen Fleckchens Erde nachspüren, die ehemaligen Vorstädte und Vororte verlangen auch ihr Recht. Und sie haben auch ihre eigenen Geschicke, bis in unser Jahrhundert, bis in die Tage unserer Väter sind sie ihre besondern Wege gegangen.

So wie Wien waren auch die spätern Vorstädte und Vororte ursprünglich Dörfer; sie bildeten verschiedene Gemeinden oder Markgenossenschaften und standen unter verschiedenen Grundherren. Aber während das Gebiet innerhalb der Mauern binnen kurzer Frist sich in eine städtische Ansiedlung verwandelte, bewahrten die Gemeinden ringsum lange noch ihren ländlichen Charakter.

Die Bebauung des Bodens erfolgte überall in deutschen Landen auf zwei Arten. Entweder die Bauern — ob hörig oder frei — siedelten sich auf einzelnen Höfen an, oder es vereinigten sich mehrere zu gleichmäßigem und gleichzeitigem Anbau einer bestimmten Flur, die, wenn sie Knechte waren, von dem Herrn unter sie vertheilt ward, oder die sie, wenn frei, selber theilten. Ob das eine oder das andere geschah, hing davon ab, wie viele Arbeitskräfte vorhanden waren, dann auch von Beschaffenheit der Gegend: bot sich eine leidlich ebene Fläche, die leicht urbar zu machen war, so konnte sogleich nach einem festen Plan ein Dorf entstehen, im Gebirge war dagegen der Einzelhof die natürliche Form. Mit der Zeit sind freilich auch aus den Höfen, durch Parzellirung oder neue Rodungen kleine Ortschaften hervorgegangen, so in Niederösterreich Höflein in der Nähe von Bruck, Hofstätten an der oberen Bielach, Neuhofen und andere, bei denen schon der Name auf den Ursprung

deutet, aber auch von Ollern im Wiener Wald, von Gleiß an der oberen Ips weiſs man, daſs sie aus Höfen entstanden sind. Wolfenreith, Ottenschlag, Bertholz haben dieselbe Herkunft, sie führen noch die Namen der ersten Hofbesitzer, babenbergischer Ministerialen. Im flachen Land zeigen die so oft mit dem Worte Dorf zusammengesetzten Namen, wie die erste Anlage war.

Die Flurvertheilung geschah gleichfalls auf zweierlei Weise. Entweder sie wurde in eine Anzahl gleichwertiger viereckiger Stücke geschnitten — man nannte diese „Gewanne". Die Gewannen vertheilte der Herr unter seine Hörigen und Zinsbauern so, daſs ein jeder in jedem Gewann ein Stück erhielt. Diese Anlage ist die ältere, sie nimmt Rücksicht auf neue Rodungen; der dem Wald abgerungene Ackergrund wird immer wieder neu unter alle vertheilt. Da muſste aber auch Alles, oder wenigstens ein jedes Gewann, nach einem gemeinschaftlichen Plane bewirtschaftet werden; dies nennt man Flurzwang. War hingegen Neuland nicht mehr zu erhoffen, so reihte man die Hütten der Siedler gassenartig aneinander und zerlegte die Flur hinter den Gebäuden bis an die Gemarkung in lange schmale Streifen: eines jeden Grund bildete da ein abgeschlossenes Ganzes für sich. Dies nannte man die Flurauftheilung zu Königshufen, denn auf den fränkischen Königsgütern wurde sie zuerst angewendet, in den Dörfern war sie die häufigere. Hier war kein Flurzwang nöthig, ein jeder konnte seine Wirtschaft ziemlich unabhängig von den andern führen.

Auf jeden Fall aber, ob die Ansiedlung, die Vertheilung auf diese oder jene Art erfolgte, neben dem, was Einzelnen zugewiesen wird, blieb immer noch ein Theil der Flur gemeinsamer Benützung vorbehalten: Weide und Wald. Alle die innerhalb der Gemarkung eines Gutes — ob als Freie, als Zinsbauern oder Hörige — eine Feuerstätte besaßen, hatten auch einen Anspruch auf dieses Gemeindeland; auch war nach uralter Sitte der Gebrauch des fließenden Wassers, der Wege und Stege immer gemeinsam; dies war der Markgenossen Recht, das Markrecht. Selbst dort wo lauter Hörige saßen, war damit ein Keim zur Bildung von Dorfgemeinden gegeben; wo ein gemeinsamer Besitz ist, da sind auch gemeinschaftliche Angelegenheiten, und diese schlichten frühzeitig die Markgenossen selbst, nicht der Grundherr, der führt nur die Aufsicht.

Wenden wir nun den Blick auf die nächste Umgebung des alten Wien. Kein Zweifel, daſs hier die meisten Ansiedlungen gleich als Dörfer begannen, Namen wie Gumpendorf, Meginhardsdorf, (Hundsthurm), Nuſsdorf, Pötzleinsdorf, Matzleinsdorf, Rainbrechtsdorf, Nustendorf, Reindorf weisen bestimmt darauf hin. Doch auch aus Höfen sind Vorstädte und Vororte hervorgegangen wie etwa Dornbach und Döbling, Währing, die hangende Lüſs (Fünfhaus) die beiden Lerchenfeld, Liechtenthal. Namentlich dort wo der ganze Boden zur

Rebenpflanzung verwendet wurde, sind wohl nur Höfe gewesen, denn Weingärten wurden immer außerhalb der Flur angelegt und von der Gutsherrschaft selbst bestellt; zur Arbeit kamen die Frohnpflichtigen der nächsten zugehörigen Dörfer.

Von den Grundherren, die im eilften und zwölften Jahrhundert rings um Wien geboten, kennen wir nur wenige. Die Klöster Sanct Emmeram in Regensburg, Sanct Peter in Salzburg, Michaelbeuren wurden schon genannt. Passau besaß wohl das Gebiet von der Stephanskirche bis zur Wien, dann



Fig. 6. Wien im Jahre 1485.

das obere Alseck — dort wo der langgestreckte Hügelrücken, der Dornbach von Pötzleinsdorf scheidet, eine Biegung macht; sehr viel hatten gewiss die Markgrafen inne; vom Süden her reichten ihre Wälder bis in die Wallnerstraße, wo eines ihrer Jagdhäuser gestanden haben soll, wenn auch der Name der Straße von Wald nicht kommen kann. An den Ufern der Wien, des Ottakringerbaches, der Als, des Währingerbaches, waren sie gleichfalls begütert, dann an der oberen Donau, diesseits und jenseits des südlichen Armes, von Nussdorf und der Brigittenau bis nach Erdberg. Von kleinen Besitzern wird frühzeitig ein Ritter Pilgrim genannt, am Bisamberg und in Enzersdorf begütert, ferner Gottschalk von Simonig oder Simmering, der sich freilich schon 1028 durch eine fromme Schenkung seines Besitzes dort entäußert. Am

Ende dieser Periode tauchen dann Diepold und Neudinger, zwei Brüder, als Herren an der Als auf, die Herrn von Topelick auf der Höhe am rechten Ufer des Krottenbachs, die Hezinger an der mittleren Wien, die Gumpendorfer weiter thalwärts an diesem Flüßchen, die Liechtensteiner in den Wiesengründen an der Donau, im „liechten Thal".

So also war unser heutiges Wien damals, vor achthundert, vor siebenhundert Jahren: ein weites hügeliges Gefild, wo noch lange nicht aller Wald gerodet, die Lichtungen aber ausgefüllt waren mit fetten Wiesen, mit wohlbestellten Äckern und mit Weingärten. Hie und da, besonders an den Flüsschen, die zur Donau eilen, und an diesem Strome selbst, sind Gruppen von kleinen Hütten oder einsame Höfe, in der Ferne auf dem steil zur Donau abfallenden Berg steht des Markgrafen neue Burg. Noch deutet kein hochragender Kirchthurm die künftige Stadt an, erst in nächster Nähe mochte der Wanderer das graue Gemäuer gewahren, das sie umschloss. An der Donau liegen rohgezimmerte Fahrzeuge, die Salzladungen gebracht haben, Kaufleute aus Regensburg oder Köln entnehmen ihren Schiffen allerlei Erzeugnisse deutschen Gewerbfleißes, vornehmlich Leinen und Tuch. Dann ziehen wieder Sendboten der Bischöfe und Äbte aus Baierland, die hier Grundherrn sind, die Wasserstraße herab, den Verwesern der Güter Weisungen zu bringen und die Zinsen zu heischen, die sie eingefordert. Mit beiden, den Kaufleuten und den Priestern, kommt neue Kunde von den Begebenheiten im Reich: von des Kaisers Walten, von seinen Heerfahrten und Fürstentagen.

Innerhalb der Mauern und außerhalb war es noch ein hartes, armes Leben, aber die schwersten Mühen der Ansiedlung waren überwunden. Wohl störten noch Einfall von Feinden, Feuersbrunst und Wassernoth die ruhige Tagesarbeit, aber das Dasein selbst kam nicht mehr in Frage; es war ein dauerndes Heim erworben und befestigt. Der Grundstock der Bevölkerung war immer noch unfrei, aber alle hatten doch ein Interesse am Boden, am Gedeihen der Frucht und des Viehes, denn fast überall gönnte der Herr dem Hörigen ein eigenes Haus, ein Stück Feld, eine kleine Herde, auch haben die beginnenden Kreuzzüge vielen die Freiheit gebracht, denn der Knecht, der das Kreuz nahm, um der Christenwelt das Grab des Heilands zu erstreiten, hatte seine Knechtschaft gelöst. Völlige Freiheit wollten diese Befreiten gar nicht einmal haben, sie traten meist als Zinspflichtige wieder in ein Verhältnis zu ihren Herren, da — wie es in einer Urkunde von 1160 heißt — „keine Freiheit wertvoller sei als die Zinspflicht". Insbesondere wenn der Grundherr geistlich war, erschien Zinspflicht und selbst Hörigkeit als Wohlthat, schon damals galt der Spruch, dass unter dem Krummstab gut wohnen sei.

So wäre es denn ein schwerer Irrthum zu meinen, es hätten diese Leute in niederer dumpfer Knechtschaft ihre Tage abgesponnen. Wie hätten sonst auch alle Geschehnisse und Handlungen ihres engen Lebens so reich mit sinn-

vollen Bräuchen ausgeschmückt werden mögen! Denn Geburt, Hochzeit und Tod, der Wechsel der Jahreszeiten, Aussaat und Ernte, Kauf, Verkauf und Schenkung, alles erforderte feierliche Begehung, eine bestimmte Ceremonie, bestimmte Geberden und Sprüche. An den hohen Festtagen der Kirche lebten uralte Lustbarkeiten der Heidenzeit wieder auf; Wald, Feld und Quelle waren von guten und bösen Geistern belebt, im Sturmwind zog die wilde Jagd hin, auf den Sümpfen tanzte der Elfenreigen. Auf dem Anger unter dem Lindenbaum oder am Herdfeuer wurden die Sagen und Märchen grauer Vorzeit erzählt, klangen die Lieder von Siegfried und Kriemhild, von Walther und Hiltgund, von Hildebrand und Hadubrand.

III.

Burgenbau und Klostergründung.

Von Leopold dem Heiligen, der vor achthundert Jahren Markgraf in Österreich war, hat jeder schon in der Jugend viel gehört. Er wird als Landespatron verehrt und alljährlich ziehen an dem Tag, der seinem Andenken gewidmet ist, am 15. November, Tausende hinaus nach Klosterneuburg, wo er seine letzte Ruhestätte gefunden hat. Dieser Fürst nun verließ die alte Burg zu Melk und baute sich zwei Stunden von den Mauern des alten Vindobona, auf der nördlichen Spitze des Kahlenberges, ein neues Heim. Ein gelehrter Mann, Thomas von Haselbach, der dies Schloss gesehen hat, wie es dreihundert Jahre später war, beschreibt es so: „es war mit königlicher Pracht aufgebaut, ringsum mit starken Thürmen, Mauern und Gewölben befestigt, am Eingang mit marmornen Statuen verziert." Diese Statuen sind alles, was heute von dem Schlosse übrig ist, Albrecht mit dem Zopf hat sie schon im 14. Jahrhundert nach Laxenburg bringen lassen. Sonst sind nur mehr kärgliche Mauerreste zu sehen. Anno 1462, mehr als fünfthalbhundert Jahre nach der Erbauung, legten die aufrührerischen Wiener die Burg in Brand. Was stehen blieb, verwüstete der Ungarnkönig Mathias Corvinus 1477 und 1483; 1529 sprengten sie die Türken, 1683 ward sie gänzlich zerstört. Damals ließ auch Kaiser Leopold I. auf dem Schutt ein Kirchlein zu Ehren seines Schutzheiligen, eben jenes längst schon heilig gesprochenen Gründers erbauen, das dem Berg seinen Namen gegeben hat und von vielen Punkten des heutigen Wien gesehen wird: ein stetes Erinnerungszeichen an die beiden Leopolde, den Babenberger und den Habsburger.

Leopold, der Markgraf, hat aber auch unweit von Wien ein großes Kloster gestiftet: wer kennte es nicht — Neuburg an der Donau! Wie viel Gutes in jenen alten Zeiten Klöster gewirkt haben, kann gar nicht genug

Aber Leopold kehrte im Sommer zwölfhundert und neunzehn, nun auch mit Kriegsruhm bekränzt, in die Wiener Burg zurück. Wiederum vernehmen wir den sangesreichen Walther: „Seid gewiss", ruft er dem Heimkehrenden zu, „Ihr werdet herrlich empfangen; Ihr verdient es wohl, dass wir die Glocken läuten, auf den Straßen uns drängen und schauen, als ob ein Wunder gekommen sei. Ihr kommt frei von Sünde und voll Ruhm. Deshalb loben wir Euch und die Frauen sind Euch hold."

Nun entfaltete sich wieder ein reiches Leben an dem Hofe zu Wien: die Burg am Ottakringerbach wurde, nachdem sie kaum ein Jahrhundert Herzogssitz gewesen, zu eng dafür, bald nach seiner Rückkehr aus Palästina dachte Leopold daran, sich ein neues stattliches Heim zu bauen: er wählte dazu einen Platz, etwa fünfhundert Schritte von der Mauer, da wo sich der Holzmarkt, später der Kohlenmarkt befand. Hier ließ er ein festes viereckiges Gebäude mit vier Eckthürmen aufführen, mit Gräben umziehen und ummauern. Es besteht seinem Kerne nach heute noch und jeder Wiener kennt es unter dem Namen: der Schweizerhof. Auf der Nordwestseite, gegen den Franzensplatz zu, ist noch eine Spur des Grabens sichtbar, an dem sogenannten Schweizerthor, das 1552 seine jetzige Gestalt erhielt, sieht man noch die Öffnungen für die Ketten der Zugbrücke, aber statt der alten zwei Stockwerke stehen nun deren vier, Erker und Thorthurm sind verschwunden und die Eckthürme stecken unter neuen Mauerverkleidungen, so dass sie von außen nicht sichtbar sind. Wohl aber gewahrt der aufmerksame Beschauer hinter dem dritten Fenster vom Thor aus nach links gezählt eine scharfe Linie, die vom Dachgesims bis in den Graben läuft: sie bezeichnet das Ende der alten Front, den Anfang des linken Eckthurmes. Der Burghof war viel größer als jetzt, da er vor dreihundert Jahren in der Mitte einen Einbau, so wie an zwei Seiten Vortracte erhalten hat: die Stiege, die jetzt gleich hinter der Wachstube der Burggensdarmerie rechts emporführt, war früher ebenso frei wie die andere im Hof unter der Uhr. Die Burgkapelle erhob sich beiläufig auf demselben Platz wie heute, zuerst ohne Zweifel in Rundbogenstil — jetzt zeigt sie Spitzbogen — die Stirnseite war gegen den Hof zu frei, während sie jetzt ganz drinnen in den Gebäuden versteckt ist. Geweiht war sie unserer lieben Frauen und dem heiligen Johannes.

Diese Burg hat in den folgenden Zeitläufen manche harte Belagerung ausgestanden, Kaiser Friedrich der Dritte, der Vater Maximilians des letzten Ritters, nannte sie drum auch mit Stolz seine Festung.

In ihren Räumen ist über ein gut Theil der Geschicke unseres Vaterlandes entschieden worden. Längst haben große Neubauten die alte Burg in den Winkel gerückt, dem Herrscherhaus entsteht vor unsern Augen ein neues prächtiges Heim jenseits des ursprünglichen Stadtbodens und vielleicht ist die Zeit nahe, wo sie ganz verlassen werden soll: möge sie auch dann als das ehrwürdigste und älteste Denkmal unserer Stadt mit frommer Sorgfalt erhalten und gehegt werden!

Der Wanderer, der in den letzten Jahren Herzog Jasomirgotts von Kloster Neuburg her über das wellige Gefilde im Westen Wiens der Burg sich näherte, gewahrte etwa vierhundert Schritt vom Thor entfernt, diesseits noch vom Ottakringerbach, zur linken Hand, da wo noch ein halbes Menschenalter zuvor nur Steingerölle und Buschwerk war, allerlei niedere Gebäude von einem Kirchlein überragt, von einer Mauer umgeben: in stiller Nacht, wenn drüben im Schloss aller Festlärm verklungen war, tönte hier die Glocke, die zur Hora rief, fremdartiger Gesang erscholl in den erleuchteten Hallen. Dies waren die irischen Mönche, denen der fromme Herzog hier eine Stätte bereitet. Drüben aller Glanz stolzer Fürstenschaft: da tummelten sich die Edlen, da thronten schöne Frauen, da sangen Sänger von Frühling und Minne, — hüben Klostereinsamkeit, ein Asyl der Weltflucht und Weltentsagung: solche Gegensätze dicht nebeneinander, nur durch ein Flüsschen und zwei Mauern getrennt, das war so recht im Sinn jener seltsamen Zeit.

Zwar auch diese Mönche darf man sich nicht bloß als Beter und Büßer vorstellen: Sie gehörten der Regel des heiligen Benedict an, jenes großen Mannes, der den Mönchen nicht bloß Gebet und Beschaulichkeit, sondern auch Arbeit der Hände und des Geistes zur Pflicht gemacht hatte. In sechs Jahrhunderten — denn so lange war es damals schon, dass Benedict zu Montecassino in Italien zuerst Mönche seiner Regel um sich versammelt hatte, — waren überall im christlichen Europa Klöster entstanden, wie Benedict sie gewollt, besonders auch auf jener fernen grünen Insel des Westmeers, von wo so viele Glaubensboten ausgegangen waren, auf Irland.

Auf deutschem Boden hatte längst der heilige Gallus an der fischreichen Steinach, wo sein Fuß an einem Dorn sich blutig geritzt, der heilige Pirminius auf einer Insel des Rheins nahe dem Bodensee — sie lag voll giftigen Gewürms, er aber sprach einen schweren Segen über dasselbe, da floh es in den Strom — Klöster der Benedictinerregel gegründet: Sanct Gallen und Reichenau, diese blühten schon zu Karl des Großen Zeit. Später kamen viele andere hinzu; im eilften Jahrhunderte waren solche bereits zu Erfurt, zu Eichstätt, zu Memmingen, zu Kehlheim, zu Nürnberg. In Regensburg entstanden sogar in dem Zeitraum von vierzig Jahren deren zwei: Weih-Sanct Peter zwischen 1070 und 1080, und Sanct Jacob, dessen Kirche heute noch steht — ihr merkwürdiges Portal lockt jeden Wandrer zu ernster Betrachtung — um das Jahr eilfhundert und eilf. Hier lernte denn auch Herzog Heinrich, da er der Baiern Fürst war und sein Schwager Burggraf des Kaisers zu Regensburg, das segensreiche Walten der irischen Mönche kennen, er entschloß sich, sie in die Nähe seines neuen Herzogssitzes zu verpflanzen. Sonst erzählen Klosterlegenden von allerlei Himmelszeichen, die die Wahl des Gründers auf einen bestimmten Platz gelenkt: Blühende Blumen im Winterschnee, heilige Leichname, die auf ihrer Fahrt durch das Land plötzlich nicht weiter bewegt werden können,

an Bäumen haftende Schleier, Stiere, die plötzlich den Boden aufscharren, Erscheinungen der heiligen Jungfrau, mit denen Hirten begnadigt werden. Eine solche Sage besitzt, wie wir alle wissen, Klosterneuburg, das Schottenkloster nicht. Auf herzoglichem Grund, dem sogenannten Steinfeld, am Abhang des Baches ward es gebaut, eilfhundert neun und fünfzig kam eine Schaar von irischen Mönchen aus Sanct Jacob hieher, es führte sie Sanctinus, der erste Abt, man nannte sie Hyberner — in Prag haftet der Name noch an der Gasse, wo ein gleiches Kloster stand — später irrthümlich auch Schotten. Denn aus Schottland waren nur wenige.

Für des Klosters Unterhalt sorgte der Stifter reichlich durch Schenkungen; waren die von Klosterneuburg des frommen Vaters Ruhmesherolde, die Schottenmönche sollten die seinigen werden. So wies er ihnen denn als Eigen zu allen Grund und Boden vom Graben der Burg bis zu einem Kirchlein an der Als, das Sanct Johann dem Täufer geweiht war — es steht jetzt das Bürgerspital an dessen Stelle; von da an sollte die Als bis zu ihrer Mündung in die Donau, dann diese selbst bis zum Einfluss des Ottakringerbachs die Grenze bilden. Dann begabte er sie mit Grundstücken auf den Höhen am rechten Ufer der untern Wien — dem sogenannten Wirochperg —, in Schwechat, Ebersdorf, Ladendorf und anderen Orten; von allem, was an Fleisch, Mehl, Fisch, Gemüse in die herzogliche Küche kam, sollten sie den zehnten Theil erhalten; zwei Pfarren, früher unter herzoglichem Patronat auf dem flachen Land, ferner die Capellen und Kirchen Sanct Pancraz, Sanct Peter, Maria am Gestad, Sanct Ruprecht, sowie andere auf dem Land — zu Laab bei Kalksburg und zu Krems — überließ er ihnen. Über die Hörigen, die auf den geschenkten Gütern saßen, sollte das Kloster Gerichtsbarkeit haben und der Abt sie durch einen weltlichen Vogt üben lassen. Nur wo es um Blutschuld gieng, war der Spruch dem herzoglichen Richter vorbehalten. Wenn aber ein Missethäter, der einem andern Gericht verfallen war, des Klosters friedlichen Bezirk betrat, konnte kein Häscher ihn fahen, hier fand er ein Asyl, hier eine „Freiung“ — noch heute erinnert der Name des äußeren Klosterhofs daran.

Die älteren Klöster der Benedictiner sind alle nach demselben Plane angelegt worden; dass auch die Gründung Jasomirgotts in der Hauptsache diesen einhielt, davon geben noch spätere Ansichten, von 1609 und von 1672, Zeugnis.

Auch hier war die Kirche so angelegt, dass die Andächtigen zum Hochaltar hinblickend das Antlitz der Himmelsgegend zuwandten, von wo das Licht der Welt ausgegangen war, nach Osten. So steht die Kirche noch heute, wahrscheinlich an derselben Stelle, wo sie sich zuerst erhob. Geweiht war sie zu Ehren der heiligen Jungfrau und dem Gedächtnis des heiligen Gregor, der als Papst dem Orden Benedicts große Gunst erwiesen hatte. Während sich nun sonst die Klostergebäude meist an die Südseite der Kirche anschlossen, scheint hier aus unbekannten Gründen die Hauptansiedlung von Anfang an im Norden

geschehen zu sein. Da war zunächst ein viereckiger Hof, von einem offenen Gang, den sogenannten Kreuzgang umschlossen: gegenüber von der Kirche lag der Speisesaal, an den Schmalseiten das Capitelhaus und die Schlafzellen. Diese Gebäude, die man sich für jene Zeit ebenerdig denken muss, bildeten das eigentliche Kloster, das Claustrum, zu deutsch eingeschlossener Raum. Nur

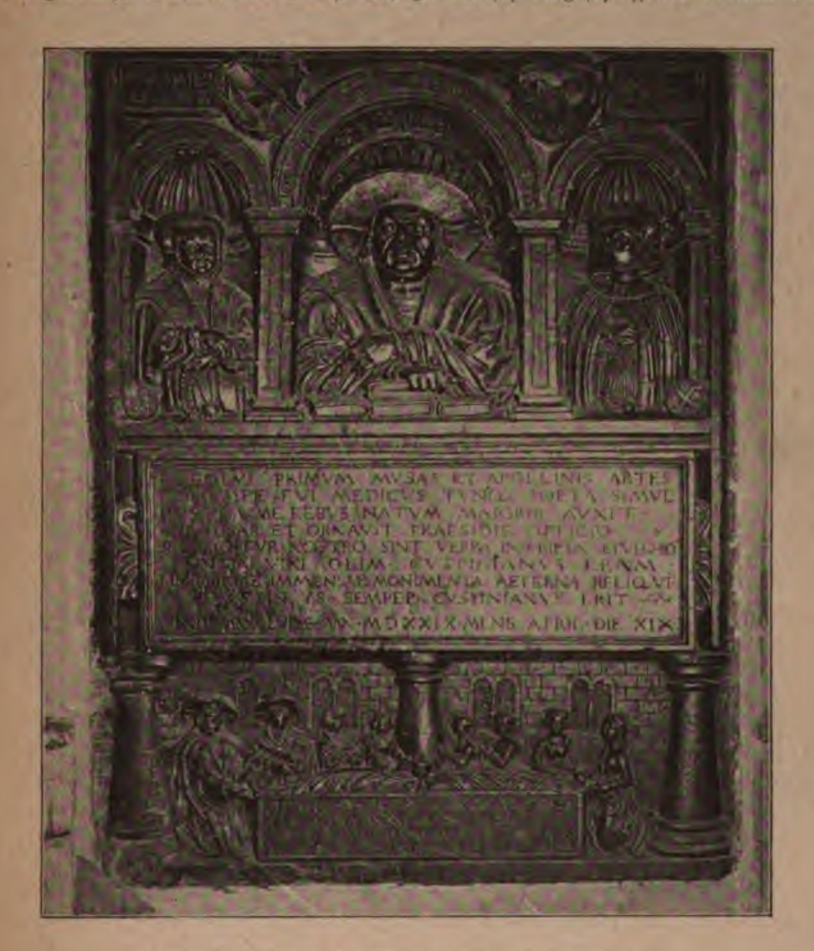


Fig. 11. Cuspinans Grabmal in der Stephanskirche.

in der ältesten Zeit wohnte aber der Abt hier mit den übrigen Brüdern zusammen, später hatte er sein eigenes Haus — vielleicht das einzige das stockhoch war, dem Palas der Burgen vergleichbar — seine eigene Küche, einen besonderen Keller; an seine Kemenate reihten sich dann die Gemächer, die für die Aufnahme fremder Gäste bestimmt waren: Wanderer freundlich aufzunehmen galt ja als eine der vornehmsten Pflichten des Ordens. Ein drittes Quartier

bildeten die Wohnungen des Gesindes, die Stadeln und Ställe, dieses breitete sich wohl am Westende des Klostergebietes aus: eine Ansicht von 1672 zeigt die rechte Seite der heutigen Schottengasse von fünf kleinen, offenbar Wirthschaftszwecken dienenden Häuschen besetzt. Aber auch hinter dem Speiseraum lag damals ein Wirthschaftshof: hölzerne Schuppen und ein Taubenschlag bezeichnen ihn deutlich genug. Neben dem Backhaus und der Stampfmühle, der Tenne und der Fruchtdarre standen sonst wohl die Werkstätten der Schuster, Gerber, Walker, Schmiede, Schwertfeger, die für das Kloster arbeiteten. Freilich ein Kloster, das wie dieses so nahe einer städtischen Ansiedlung lag, brauchte in seinen Mauern nicht Alles zu vereinigen, dessen es bedurfte; es war doch in einem ganz andern Fall als etwa Sanct Gallen, von dessen Anlage wir die genaueste Kenntnis haben. Denn da war zuerst nur das Kloster, aus dessen Handwerkerviertel gieng später erst die Stadt hervor. Ebenso wars in Fulda, in Hersfeld, uralten Klöstern im hessischen Lande. Hier aber war die Stadt längst schon da, es waren Handwerker da, ein reger Warenverkehr, Leben und Treiben — unabhängig vom Kloster. Kaum glaublich also, dass die Schottenmönche alle Geräthschaften, die sie brauchten, von Hörigen im eigenen Hause haben herstellen lassen, gewiß kauften sie gar Vieles in der Stadt. Aber eine Backstube, eine Fleischbank, eine Schmiede, eine Tischlerei besaßen sie auf ihrem Grund und Boden: lieferten ihnen dort die unterthänigen Dörfer Getreide und Vieh, der eigene landwirtschaftliche Betrieb forderte zu viel an eisernen und hölzernen Geräthen. Ein gewerbliches Quartier war also doch ohne Zweifel da, wenn's auch so ausgedehnt nicht war, wie in andern Klöstern, die weit draußen auf dem Lande lagen. An dieses schloss sich das landwirtschaftliche Viertel: für die Aufzucht und Wartung der Schafe, Ziegen, Schweine, Rinder und Pferde sind besondere Häuser vorgesehen, den Stallungen noch Wohnräume für die Züchter und Wärter beigefügt. Dann sind große Vorrathskammern nöthig, die Naturalabgaben aufzunehmen, Amtshäuser, wo die Verwalter Buch über die Wirtschaft führen, ein Gerichtshaus, wo der vom Abt gesetzte Richter waltete.

Während hier überall weltliches Getümmel herrscht und nichts an die ursprüngliche Bestimmung der Mönche erinnert, tritt im äußersten Osten hinter der Kirche der klösterliche Charakter wieder um so stärker hervor. Hier war der Friedhof noch zu Kaiser Josefs Zeiten, hier wohnten die kranken Mönche, hier die Novizen, die sich für ihren Beruf erst vorbereiteten. Zwischen diesen Räumen und dem Claustrum breitete sich der Klostergarten aus.

Heinrich Jasomirgott dachte in dieser seiner Gründung sich und den Seinen eine ewige Ruhestätte zu bereiten. Aber was ist ewig auf Erden! Zwar er selber, seine zweite Gemahlin, die byzantinische Fürstin und eine Tochter Agnes wurden hier bestattet, aber die Gräber waren bald verschollen und blieben es, bis vor hundert Jahren, bei Erbauung des jetzigen Priorats-

hauses, in einem Gruftgewölbe einige Gerippe gefunden wurden: man erkannte das des Herzogs an einem gebrochenen Bein, die andern waren von Frauen, so nahm man sie wohl mit Recht für die Reste jener und bestattete sie aufs neue in einem metallenen Sarg. In der Kirche vor dem Liebfrauenaltar brennt auch ein Licht, zu Jasomirgotts Gedächtnis von einem frommen Pfarrer vor unvordenklichen Zeiten gestiftet. Dies ist Alles, was hier an den Gründer des Klosters und sein Geschlecht erinnert, von seinen Nachfahren ruht keiner da.

Die alte Verbindung des Klosters mit Regensburg ward lange nicht gelöst, noch um dreizehn hundert sieben und dreißig versprachen die Wiener Schottenmönche keinen Abt zu wählen ohne Bewilligung des Abtes von Sanct Jacob. So war das religiöse Leben des aufstrebenden Wien an die beiden Schwesterstädte an der oberen Donau geknüpft: Sanct Stephan wies nach Passau, auf Regensburg dies große Kloster, das erste auf dem Boden der späteren Stadt.

Bei solcher Nähe eines glänzenden Hofes und zweier großer, reich mit Land und Leuten begabter Klöster musste auch die städtische Ansiedlung über die alten Römermauern bald hinauswachsen. Im Osten jenseits der Linie, die durch Rothgasse und Mariengasse dem Graben zuläuft, hatten sich frühzeitig zahlreiche Fremde Wohnungen gebaut, hier sammelten sich die Reisenden, die nach Ungarn und weiter, ins byzantinische Reich oder nach Palästina wollten: die Donau war ja damals die große Verkehrsstraße, die Deutschland mit dem Orient verband, und von Norden her kam eine andere von Mähren, Böhmen, Sachsen und den zwei deutschen Meeren, über Wien hinaus sich nach Süden fortsetzend. In diesem Viertel hatten denn auch die Kölner und die Regensburger Kaufleute eigene Herbergen und es ist kein Zweifel, dass der Bischof von Passau die Capelle von Sanct Stephan vorzüglich für die auf dieser Seite angesiedelten Fremden hat bauen lassen. Schon vor den Zeiten Jasomirgotts aber genügte, wie wir sahen, die Capelle nicht mehr, es stand eilfhundert sieben und dreißig eine Kirche an ihrer Stelle, die zur Pfarrkirche von ganz Wien erhoben werden konnte: Wie mächtig musste die Bevölkerung sich also gerade auf dieser Seite der alten Stadt vergrößert haben!

In Heinrich Jasomirgotts Politik lag es, allen den Fremden, besonders den Regensburgern, die er selber genauer kannte, ein fürsorglicher Schirmherr zu sein; er dachte bald daran, ihre Wohnungen durch eine Mauer zu schützen, sie so der Stadt, an die sie doch lehnten, enger zu verbinden. Es erfolgte denn unter ihm die erste Stadterweiterung Wiens. Die neuen Mauern liefen vom Graben durch die heutige Singerstraße, die damals wohl als Weg am Wall entstanden ist, durch die Kumpfgasse gegen den Universitätsplatz zu, über den Platz dann, wo jetzt das Laurenzergebäude steht, den Fleischmarkt entlang bis zum Hafnersteig, über die Rothenthurmstraße hinab bis zur alten Um-

mauerung. Die wichtigste Straße des neuen Bezirkes war die Wollzeile, die zu einem neuen Stadtthor führte, während die Fortsetzung des Lichtenstegs, die alte Römerstraße, durch den Einbau von Häusern, besonders des Regensburgerhofs am Lugeck, in zwei Theile gespalten, zu keinem Ausgang ins Freie führte und so die alte Bedeutung verlor. Von anderen Thoren werden in dieser Zeit genannt: Das Bayrerthor am Eingang in die Bognergasse, das Thor an der hohen Brücke, das Fischerthor, das Thor am Katzensteig. Zwischen dem Graben und Stephansplatz, wo die Straße aus Kärnten mündete, lag ein starkes Vorwerk, etwa so anzusehen wie das am Wienerthor in Hainburg, das heute noch besteht.

Unter Leopold dem Glorreichen vollzog sich eine zweite Stadterweiterung, diesmal nach Südwesten hin. Denn auf den öden Gründen um die neue Burg gab der Herzog seinen Dienern Wohnungen, dann siedelten sich bald auch die vornehmeren Dienstmannen hier an, Händler und Handwerker folgten, da sie hier Verdienst fanden und schon 1221 bildeten die Häuser hier ein eigenes Stadtviertel, dem Leopold durch den Bau der Michaelerkirche auch ein Gotteshaus gab. Ausdrücklich besagt der Stiftbrief, der aus dem zwölfhunderteinundzwanzigsten Jahre ist: Daſs denselben Pharrer gehör ze pharre al unser (des Herzogs) Diener und al unser Gesünd, die in unserer burg wonnen und al die burger und al Dienstleut, die umher baut han und virist (fürderhin) baun. Dieser Bezirk ward nun auch in die Stadtmauer einbezogen: Der neue Wall lief von der Singerstraße über den heutigen Franziskanerplatz zur Himmelpfortgasse, kreuzte die Kärntnerstraße und den Neuen Markt, zog über die Stallburg auf den Michaelerplatz und an der rechten Seite der Herren- und Strauchgasse bis zum tiefen Graben. Die Thürme der Südostseite rückten hinaus, der Ottakringerbach ward in die Wien, in sein altes Bett ein Arm der Als geleitet, weil die in der Strauchgasse und am tiefen Graben angesiedelten Tuchmacher und Lederer des fließenden Wassers bedurften.

Auf dem neuen Stadtgebiet sowohl wie außerhalb desselben, in der Nähe der Mauern, erhoben sich in rascher Folge neue Klöster und milde Stiftungen. Schon eilfhundert und neunzig war in der alten Heidenhainstraße, auf einem niedrigen Hügel, der Hülm oder Hilben, von kärntnerischen Edelfräulein das Frauenkloster zu Sanct Jacob gestiftet worden. Sie lebten darin nach der Regel, die achthundert Jahre früher der heilige Augustin frommen Frauen, die sich zu gemeinsamem Leben in einem Hause vereinigt hatten, gegeben und nannten sich Chorfrauen. Später wurden sie unter den Schutz von Klosterneuburg gestellt, dessen Chorherren gleichfalls nach Regeln jenes großen Heiligen lebten. Heute steht der Jacoberhof an der Stelle, wo sich damals und viele Jahrhunderte darnach dieses Kloster befand. Ungefähr zur selben Zeit siedelten sich auf der heutigen Landstraße, zwischen der Salm- und Rasumoffskygasse

Klosterfrauen des Ordens von Cisteaux an. Dieser war kaum hundert Jahre zuvor von dem heiligen Robert begründet, dann von dem Kreuzzugsprediger Bernhard weiter ausgebildet worden, er nahm die Regel des heiligen Benedict an, verschärfte sie aber, besonders ward alle Pracht in den Kirchen streng verboten. Das erste Frauenkloster dieses Ordens war 1120 zu Tart in Frankreich — wo auch Cisteaux, das Mutterkloster lag, — gegründet worden; die Nonnen erhielten dieselben Satzungen wie die Mönche: Sie durften sehr wenig sprechen, mussten viel spinnen und nähen, auch Dornen und Disteln reuten. Ihre Kleidung bestand in einem weißen Rock, schwarzen Gürtel, Scapulier und Schleier. Von dem Kloster auf der Landstraße zweigte sich noch zu Zeiten Leopold des Glorreichen, um zwölfhundertachtundzwanzig, ein anderes in der Singerstraße ab, dessen Kirche dem heiligen Niclas geweiht war: Es stand an der Ecke der Grünangergasse.



Fig. 12. Wolfgang Lazius, Arzt und Geschichtsschreiber.

Welcher Regel die Chorfrauen bei Sanct Magdalena in der Rossau, die zwölfhundert ein und dreißig urkundlich genannt werden, nach gelebt haben, ist unbekannt. Es stand unterhalb des Dietrichsteingartens an dem Steilufer des alten Donauarmes „in der Klosterneuburgerstraße" wie es in einer Urkunde heißt und ward auch Sanct Magdalena zur Quelle genannt.

An der Wende des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts zogen auch die Ritterorden in Wien ein. Diese waren in Paläſtina entſtanden: zuerſt der Johanniterorden, eine Bruderſchaft die dem Hoſpital von Sanct Johann zu Jeruſalem — italieniſche Pilger hatten dieſes geſtiftet — oblag. Später ergriffen die jüngeren Brüder auch die Waffen, die chriſtlichen Waller gegen des Saracenen Wuth zu ſchützen. Alle legten das Gelübde der Keuſchheit, Armuth und des Gehorſams gegen ihren erwählten Obern ab, ſie trugen einen ſchwarzen Mantel mit weißem Kreuz. Unter die kämpfenden Brüder, die ſich Ritter nannten, wurden bald nur Adelige aufgenommen, die mehrere Ahnen aufzuweiſen hatten. Durch fromme Schenkungen erhielt der Orden bald viel Land, Hörige und zinsbare Leute in Italien, Deutſchland, Frankreich und England, da theilte er ſich denn auch in ſieben Zungen, nach der Sprache des Landes, wo die Beſitzungen lagen. An der Spitze der Zunge ſtand der Prior; der erſte deutſche Prior, von dem wir wiſſen, war um zwölfhundertfünfzig. Öſterreich zählte zur böhmiſchen Zunge, in Wien war der Orden ſchon um das Jahr zwölfhundert, aber erſt neunundachzig Jahre ſpäter wird Bruder Markward, Vorſteher und Meiſter des Spitals in der Kärntnerſtraße genannt: es iſt der erſte Johanniter in Wien, von dem wir wiſſen. Wo einſt das Spital war, hat der Orden heute ſein Haus, daneben die Kirche, dem heiligen Johannes geweiht, auch die Straße, die von da gegen die Landſtraße hinausführt, hat ihren Namen von dem Orden.

Auch der Deutſche Orden, eben erſt begründet, war um dieſe Zeit ſchon in Wien. Bürger aus Lübeck hatten im letzten Jahrzehnt des abgelaufenen Jahrhunderts zu Accon im gelobten Land ein Hoſpital für kranke Deutſche geſtiftet. Ähnlich wie bei den Johannitern, nur viel raſcher, entwickelte ſich aus den Pflegern dieſes Hoſpitals ein ritterlicher Orden. Nur Deutſche konnten aufgenommen werden, die Ordenstracht war ein weißer Mantel mit ſchwarzem Kreuz. Nicht nur gegen die Saracenen kämpften ſie, überall wo damals noch chriſtlicher Glaube und Geſittung bedroht waren, traten ſie als deren Schützer und Befeſtiger auf: in Ungarn und im Land der heidniſchen Preußen. So wurden ſie denn auch überall in deutſchen Landen freundlich empfangen „als Athleten Gottes im Dienſte des Gekreuzigten, als Ritter Jeſu Chriſti, die im Blut glorreichen Märtyrerthums mannhaft geſtritten und ihre Gewande mit dem eigenen Blut gefärbt, als neue Makkabaer in der Zeit der Gnade, die, weltlichen Gelüſten entſagend, das Kreuz auf ſich genommen und dem Herrn nachgefolgt als heldenmüthige Kämpfer des chriſtlichen Namens und der katholiſchen Kirche.“ Um das Jahr 1200 ſind ſie in Thüringen, bald darauf in Kärnten und Heſſen begütert. Leopold der Glorreiche hat ihnen gewiß auch ſchon in ſo früher Zeit ein Stück des Wiener Bodens geſchenkt, wenn auch keine Urkunde davon meldet. Aber lange nachher ſtand noch im Abendſegen und Gebetzettel der deutſchen Ritter, beſonders des deutſchen Hauſes in Wien

neben der täglichen frommen Bitte für den Schwabenherzog Friedrich und den Kaiser Heinrich VI., des Ordens erste Gönner und Wohlthäter, dann für jene ehrlichen Bürger aus Lübeck, die dessen Stifter waren, auch die Worte: Helft mir gedenken Herzogen Leopolds zu Österreich! — Das Ordenshaus in der Singerstraße läßt sich freilich erst zwölfhundertsechs und dreißig nachweisen, die Kapelle dabei gar erst zwölfhundert ein und fünfzig: in diesem Jahr verhieß der Passauer Bischof Berthold allen, die der Capelle zu Gunsten fromme Gaben spenden würden, einen Sündenablass von vierzig Tagen.

Höchster Gebietiger des Ordens war der Großmeister, er wohnte zuerst zu Accon, später in Venedig, endlich zog er ins heidnische Preußenland, dort den Kampf für das Kreuz Christi zu leiten. Den Gütern in Deutschland stand als oberster Verwalter der Hoch- und Deutschmeister vor, unter diesem waren in den einzelnen Ländern die Landcomthure. Um zwölfhundert sieben und vierzig wird als Landcomthur in Österreich Conrad von Osterna genannt, ein tapferer Degen, oftmals Sieger über die Heiden im Preußenland und über die wilden Mongolen, die damals aus Asien sengend und brennend nach Europa herübergeflutet waren. Dieser wohnte schon in der Singerstraße hinter Sanct Stephan, mit den Brüdern ein mönchisch hartes Leben führend. Denn damals und bis ins fünfzehnte Jahrhundert galt eine strenge Hausordnung, der Mahnung gemäß, die bei der Aufnahme an den Eintretenden gerichtet wurden: er dürfe nichts vom Orden erwarten als Wasser und Brot und ein altes Kleid. Wie wahre Priester mussten die Ritter täglich die sieben Gezeiten beten, auch zur tiefen Nachtzeit rief die Glocke sie zur gemeinsamen Andacht. Die karge Kost aßen je zwei Brüder aus einer Schüssel. In Gebeten, kriegerischen Übungen und Verwaltungsgeschäften brachten sie die Tage zu. Denn außerhalb der Stadt hatten sie bald manches Gut, das bewirthschaftet werden musste, so in Erdberg, wo ihnen zwölfhundert neun und vierzig Margarethe, Tochter Herzog Leopolds und Witwe des deutschen Königs Heinrich ihren Besitz abtrat mit allen Einkünften und Privilegien und mit voller richterlicher Gewalt über die Leute, die dort saßen.

Noch ein anderer Ritterorden hat in den ersten Jahren des dreizehnten Jahrhunderts, zwar nicht in der Stadt Wien selbst, aber gleich außerhalb der Mauern eine Heimat gefunden: die Ritter vom heiligen Geist, die der ursprünglichen Bestimmung aller dieser Stiftungen getreu sich vornehmlich der Krankenpflege widmeten. Mit ihrem Haus am rechten Wienufer, etwas oberhalb der heutigen Elisabethbrücke gelegen, war denn auch ein Hospital verbunden. Die Capelle dabei war dem heiligen Antonius geweiht. Um die Ansiedlung dieses Ordens, der auch zu Bolgarn an der Enns ein Krankenhaus besaß, hatte sich besonders der fromme Caplan Leopold des Glorreichen, Gerhard bemüht.

Von kleineren Gründungen, die als Denkmale christlicher Gläubigkeit jener Zeit in den Geschichtsbüchern aufgezeichnet sind, nennen wir noch die

Dreifaltigkeitscapelle am Kienmarkt (jetzt Judengasse): der Stadtkämmerer Gottfried hat sie vor zwölfhundert vier in seinem Hof erbaut und Bischof Wolfker von Passau gestattet, dass sie von Sanct Stephan ausgepfarrt werde. Gottfried gab dafür vier Bauplätze „links neben der Judenschule gegen die Donau hinab“ an diese Kirche. Der reiche Bürger Dietrich baute nicht viel später auf einem Hügel eine halbe Stunde von den Mauern entfernt, in dem Dörfchen Zeismannsbrunn dem heiligen Ulrich zu Ehren ein Gotteshaus, 1211 ward es gleichfalls von Sanct Stephan eximiert. Dietrich schenkte dafür zwei Höfe in der Alsergasse. Aus Zeismannsbrunn ist später die Vorstadt Neustift geworden. An die Dreifaltigkeitscapelle erinnert noch das Schild eines Gasthofes in der Judengasse.

Alle diese Klöster, Ordenshäuser, Spitäler und Kirchen waren für die Stadt nicht von so großer Bedeutung wie die Einführung der Bettelorden in derselben Zeit.

Zuerst um zwölfhundert und siebzehn kamen die Minoriten oder Minderbrüder. Ein schwärmerischer Italiener, Franz von Assisi, hatte diesen Orden ein Jahrzehnt vorher gestiftet. In der Messe hatte er eines Tages die Worte des Evangeliums gehört: „Ihr sollt nicht Gold, noch Silber, noch Erz in Eurem Gürtel tragen, keine Tasche zur Wegfahrt, noch zween Röcke, keine Schuhe und keinen Stab.“ Da rief er jubelnd im Geist: „Das ist's, was ich will, das ist's, was ich suche!“ Er löst die Sandalen von seinen Füßen und nimmt statt des Gürtels einen Strick. Bald sammeln sich einige Genossen um ihn: Reiche, die ihrem Besitz entsagten, Arme, die nichts hatten. „Fürchtet Euch nicht,“ sagt er zu ihnen, „weil ihr klein und thöricht erscheint, sondern predigt der Welt Buße, auf den Herrn vertrauend, der die Welt besiegt hat, dass sein Geist durch Euch rede. Ihr werdet etliche milde Menschen finden, die Euch und Euer Wort mit Freuden aufnehmen, mehr noch Stolze, die Euch widerstehen und schmähen, ertraget Alles geduldig und sanftmüthig. Sorget Euch nicht um meine oder Eure Einfalt! Nach kurzer Zeit werden Weise und Edle kommen, die mit Euch predigen vor den Fürsten und Völkern, viele werden sich bekehren zu dem Herrn. Er hat mir's gezeigt, in meinen Ohren ist noch das Geräusch der vielfachen Zungen derer, die fast aus jedem Volk zu uns kommen werden. Es kommen Franzosen, Spanier eilen herbei, es nahen sich Deutsche und Engländer. Zu einem großen Volk will der Herr uns machen bis zu den Grenzen des Erdkreises.“

Franciscus verfaßte nun eine Klosterregel, nach dieser wollte er mit seinen Jüngern leben. Der Papst meinte, sie sei zu schwer für menschliche Kräfte. Denn die bitterste Armuth macht sie zur ersten Pflicht. Franciscus selbst erscheint wie ein Patriarch der Armen, ihm ist Bettlerbrod Engelsbrod; er gibt seinen Mantel in der Winterkälte dem Nackten, er nimmt dem armen Weib das Holzbündel ab und trägt es für sie. Seine Brüder aber ermahnt

er, daſs ſie die Menſchen weder verachten noch richten, die ſie ſehen mit reichen bunten Kleidern angethan oder feine Speiſen und Getränke genießend, ſondern



Fig. 13. Wiener Bürgermeiſter im XVI. Jahrhundert.

„ein jeder richte und verachte nur ſich ſelbſt!“ Sie ſollen nicht viel ſprechen, nicht mit Worten hadern, Handarbeit thun, ihr Schuhwerk, ihre Kutten ſelber

flicken; beinah die Hälfte der Tage im Jahr seien Fasttage, mindestens sechsundsiebenzig Vater Unser ihr tägliches Gebet. Trotz aller Mühsal sollen sie der Welt ein fröhliches Gesicht zeigen, „die Dämonen mögen traurig sein, nicht die, so Gott im Herzen tragen.“ Innige Liebe zu aller lebenden Creatur möge sie erfüllen, so wie sie ihn selbst durchdringt — nicht nur mit den Vögeln des Himmels, den Fischen des Meeres pflegt Franciscus trauliche Zwiesprach, selbst einen Wolf, so geht die Sage, redet er an, und dieser kommt und legt die Tatze in seine Hand.

Von diesen Mönchen also berief Herzog Leopold in dem angezeigten Jahr vier nach Wien und wies ihnen Haus und Grundstücke, in der Nähe seiner Burg, an der Hochstraße an. Auch ein Kirchlein erhob sich da bald, die Minoritenkirche, die ihre gegenwärtige Gestalt schon im nächsten Jahrhundert (1325—1390) erhielt. Wenn auch die ursprüngliche Strenge der Regel, wie jener weise Papst vorausgesagt, auf die Dauer von den Mönchen nicht eingehalten wurde, so haben sie doch als Freunde und Vertraute des niederen Volks, der Armen und Elenden auch in unserer Stadt eine segensreiche Thätigkeit entfaltet.

Zur selben Zeit beinahe wie Franciscus in Italien trat in Spanien Dominicus de Guzman als Ordensgründer auf. Er vereinigte in seiner Regel Vorschriften des heiligen Augustin mit solchen des heiligen Norbert, Stifters des Prämonstratenserordens; wie Franciscus, forderte er von den Brüdern unbedingte Armuth, doch ganz im Gegensatz zu jenem, der von sich gesagt hat: er wolle nichts wissen als Jesum den Gekreuzigten, legte er ein großes Gewicht auf das Studium der heiligen Schrift und der Kirchenväter, zur Predigt sollte keiner zugelassen werden, der diesem nicht neun volle Jahre gewidmet. Als vornehmste Aufgabe des Ordens bezeichnete Dominicus Bekämpfung der Irrlehren, die damals insbesonder im nördlichen Frankreich verbreitet waren. Im Jahre zwölfhundertsechzehn wurde dieser Orden vom Papst Honorius bestätigt: zehn Jahre später, da ein Deutscher, Jordan von Sachsen, Großmeister war, hielten die Dominicaner oder Predigermönche — sie trugen, wie heute noch, einen weißen Talar, schwarzen Mantel und Capuze — ihren Einzug in Wien: Leopold siedelte sie an der Stadtmauer zwischen der Wollzeile und dem alten Fleischmarkt an, wo sie heute noch wohnen, ihre Kirche ward sieben Jahre nach Leopolds Tod vollendet. So wirkten nun in Wien die Jünger der beiden großen Männer, von denen Dante Alighieri, der tiefsinnigste Dichter der Italiener*) in seiner göttlichen Komödie sagt:

Die Vorsicht, die die ganze Welt regiert
Verordnete zwei Fürsten ihr zu Gunsten,
Die ihr so hier als dort zu Führern dienten.
Der eine war seraphisch ganz an Gluten,

*) Er lebte von 1265 bis 1321.

Durch Weisheit war der andere auf Erden
Ein Schimmer von dem Licht der Cherubime.

Die Predigermönche gelangten in Wien bald zu großem Ansehen; einer von ihnen, Pernold, Caplan und Beichtiger Margaretheus, jener Schwester Leopolds, hat eine Chronik geschrieben, die sehr wahrhaftig ist und aus der wir viel über jene Zeiten wissen. Es ist auch vorgekommen, dass Mitglieder dieses Ordens sowie der Minoriten von den Landesfürsten in weltlichen Dingen um Rath gefragt worden sind, so gegen Ende des Jahrhunderts über ein Niederlagsprivilegium, um das die Wiener Bürger baten.

Welch eine Wandlung war doch von den Tagen, da Herzog Heinrich die Burg auf dem Kahlenberg verlassen, bis zum Heimgang Leopold des Glorreichen mit unserem Wien geschehen! Die kleine, von den uralten Römermauern dürftig umschlossene Ansiedlung hatte sich zu einer Größe entwickelt, über die die innere Stadt erst in unseren Tagen hinausgewachsen ist. Statt weniger ärmlicher Capellen ragten ein Dutzend geräumiger Kirchen mit ihren Hallen und Thürmen über die neuen wohlgefügten Mauern empor, weit ins flache Land hinaus die Nähe der Stadt verkündend; zwei stolze Fürstensitze, viele stattliche Wohnungen von Grafen und Edlen, weite Klosterbauten erhoben sich nun; der öden unbebauten Plätze, der Äcker und Gärten wurde immer weniger, der Häuser immer mehr. In den Straßen sah man nicht mehr bloß Kaufleute und Handwerker, es belebten sie stattliche Ritterschaaren, des Herzogs Gefolge, bisweilen alle Pracht der deutschen Kaiserherrlichkeit. Und alles was die Zeit bewegte, fand hier einen vollen Wiederhall: der Kreuzzüge fromme Begeisterung, des Helden- und Minnesangs Töne, der weltvergessene Schwärmersinn italienischer Ordensstifter. Dem Ritter, der frohgemuth auf Abenteuer auszog, dem Sänger, der voll Lebens- und Liebeslust dem Frühling entgegen wanderte, begegneten an den Thoren überall ernste Mönche: die dunkle Kutte des Minoriten, der weiße Talar des Predigers erinnerten ihn an der Welt Elend und Irrthum.

Indes der Stadt Zukunft lag nicht in den Rittern und nicht in den Mönchen, lag vielmehr in den namenlosen Tausenden, die unter dem Schutz der festen Mauern von ihrer Hände Arbeit lebten: aus ihnen, die beinah alle ursprünglich die Lasten der Hörigkeit getragen hatten, ist hernach das freie Bürgerthum entstanden. Es ist Zeit, dass wir uns mit ihnen beschäftigen.

IV.

Reichsstadt oder Landstadt?

Es fehlt für Wien an Urkunden, welche den Übergang seiner Bewohner aus der Hörigkeit der alten Zeiten in diesen neuen Zustand, das freie Bürgerthum, klar aufzeigen und beleuchten könnten. Nur beiläufig errathen kann es

werden, wie Alles zugieng, denn es gibt Städte — wenige freilich, — die sich solche Urkunden erhalten haben. Da ist vor allen Radolfzell im Badischen am Zeller See, der westlichen Fortsetzung des Bodensees, gelegen. So wie Wien war diese Ansiedlung einem Grundherrn unterthan, dem Abt von Kloster Reichenau. Im Jahre eilfhundert nun vertheilte dieser ein Stück vom Boden der Stadt an Kaufleute zu freiem Eigenthum ohne Zins- und Robotpflicht, nur bei Besitzwechsel sollten sie dem Kloster ein Fäßchen Wein, den sogenannten Ehrschatz, liefern. Dies that er, damit Radolfzell einen ständigen Markt bekomme. Aber noch mehr, er gab diesen Kaufleuten auch besondere Vorrechte: sie sollten einen eigenen Richter haben, den ihnen der Abt gab, die Beisitzer des Gerichts aber mochten sie selbst aus ihrer Mitte stellen. Friedensbruch innerhalb des Marktgebiets sollte härter geahndet werden als sonst, dagegen wer den Markt besuchte um keines Frevels, den er anderswo begangen, angesprochen werden. Alle diese Satzungen galten aber nur für die Kaufleute, nicht für die alten bäuerlichen Bewohner von Radolfzell, die blieben unter des Abtes Hofgericht und waren des erhöhten Friedens, den der Markt genoß, nur theilhaftig, wenn sie diesen als Käufer besuchen giengen. Erst hundertfünfzig Jahre später wurden die zwei Gemeinden, die der Kaufleute und die der Bauern, vereinigt: der Marktfriede und das Marktrecht ward ausgedehnt auf ganz Radolfzell, und so ist dieses aus einem Dorf zu einer Stadt geworden.

In Wien lag die Sache nun freilich verwickelter. Denn in der Herrschaft über den Boden sowohl wie in die Gerichtsgewalt theilten sich hier zwei Herren, der Markgraf und der Passauer Bischof. Kein Zweifel ist aber, daſs dieser seine Gerichtsbarkeit frühzeitig schon an jenen verlor, der doch der Mächtigere war und im Jahre 1152 vom Kaiser den Herzogstitel und viele Vorrechte erhielt. Denn in der Zeit, da wir von den Wiener Zuständen bestimmte Kunde haben, gab es weder einen Passauer Richter noch ein passauisches Marktrecht in Wien, wohl aber wissen wir, daſs da schon zwischen eilfhundert sieben und siebzig und eilfhundert vier und neunzig ein markgräflicher Stadtrichter waltete. Niemals aber in jenen alten Zeiten richtete auf deutschem Boden ein Richter allein, er war immer nur Leiter des Processes und Frager des Rechtes, das Urtheil schöpften Beisitzer, die er auf dem Lande aus den Markgenossen, in der Stadt aus den Bürgern nahm. Diese Bürger aber können in Wien damals — so wie in Radolfzell und andern auf herrschaftlichem Boden entstandenen Städten — nur Kaufleute gewesen sein. Gewiß also gab es gegen Ende des zwölften Jahrhunderts in Wien bereits ständige Kaufleute, ein Marktrecht und einen Marktfrieden, es galten andere Strafgesetze als draußen auf dem Lande. Welches aber diese Gesetze gewesen sind, erfahren wir erst aus dem sogenannten Stadtrecht Herzog Leopold des Glorreichen von 1221, das wahrscheinlich nur Wiederholung und Bekräftigung eines älteren Privilegiums ist.

Gerade so wie sechs und fünfzig Jahre zuvor der Reichenauer Abt den handeltreibenden Ansiedlern von Radolfzell, so versichert hier der Herzog den

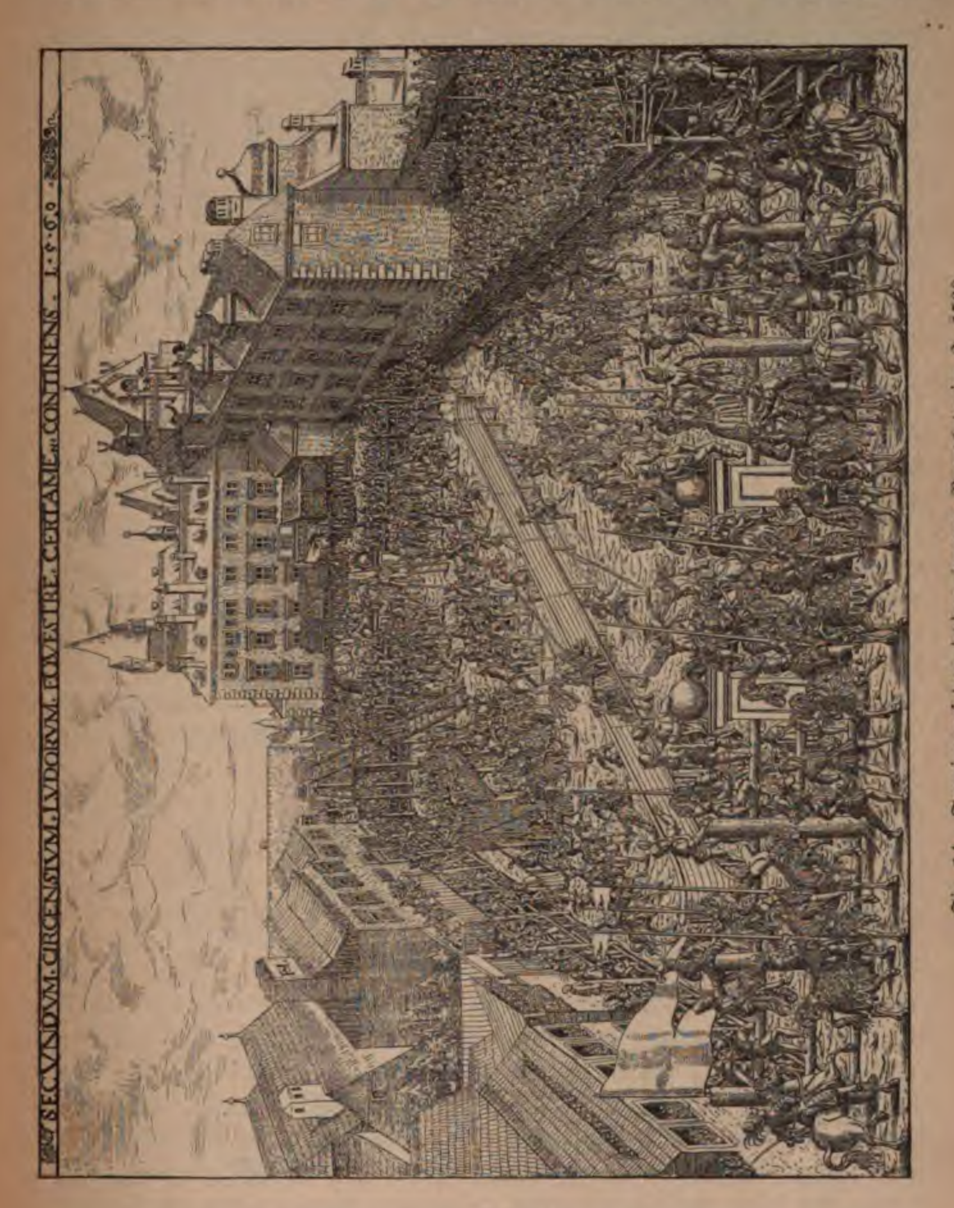


Fig. 14. Turnier auf dem jetzigen inneren Burgplatze im J. 1560.

Wienern einen erhöhten Rechtsschutz. Friedensbruch innerhalb der Mauern und an einem Bewohner der Stadt begangen, wird härter gebüßt als sonst

in des Herzogs Landen. Insbesondere soll einem jeden sein Haus ein sicherer Hort sein: ihm, seinen Hausgenossen und wer immer dasselbe betritt als Flüchtling oder Gast. Keiner darf das Haus des andern mit der Armbrust oder dem Bogen angreifen. Mit gespanntem Bogen soll niemand die Straßen auch nur durchwandeln. Witwen und Waisen haben in der Stadt gleichfalls ein besseres Recht als draußen, der Richter darf sich nicht in ihre Verlassenschaft mischen, auch darf die Witwe heiraten, wen sie will unter ihresgleichen. Aber das Gut der Kinder darf sie nicht ihrem zweiten Mann mitbringen. Auch der Beklagte hat, wenn er in der Stadt sesshaft ist, nach dem neuen Recht manchen Vortheil: Hat er einen Mann erschlagen, so kann er durch einen Kampf mit dem Kläger, oder indem er die Hand ins Feuer streckt, auch mit gebundenen Händen sich ins Wasser werfen lässt, beweisen, dass er es aus Nothwehr gethan; dies nannte man Gottesurtheil: siegt er im Kampf, wird die Hand nicht versehrt, bleibt er im Wasser an der Oberfläche, so ist er gereinigt und geht frei aus. Lautet die Klage nur auf Verwundung, dann darf er durch zwanzig Eideshelfer die Nothwehr bezeugen lassen: vermag er dies nicht, so hat er Tag und Nacht Zeit zur Flucht, dann erst darf der Richter ihn fahen. Der ein Vermögen von fünfzig Talenten Silbers besitzt, wird, wenn er einer Missethat beschuldigt ist, dreimal vor Gericht geladen: in seinem Besitz lag eine Bürgschaft für verwirkte Bußen, auch wenn er floh; die andern erhalten nur Eine Ladung. Und wie nach einer Bestimmung des Wormser Stadtrechts der Arme, der die Buße nicht zahlen kann, mit seinem Leibe zahlt, so auch hier in Wien; der furchtbare Satz: Zahn um Zahn, Auge um Auge, Glied um Glied bestimmt die Art seiner Strafe. Wer aber Gott und seine Heiligen lästert, der verliert immer die Zunge, da gibts keine Lösung durch Geld.

Zuletzt kommt das neue Recht der Stadt selbst dem zu gute, der fremd in ihr ist, ja der sie nur als Wanderer betritt. Stirbt ein solcher da, so verfügt der Richter nicht über seine Habe, Jahr und Tag muß sie unangetastet liegen, ob sich nicht etwa ein Erbe oder Gläubiger melde. Dann erst nimmt der Richter für den Herzog zwei Drittheil davon, ein Drittheil wird auf Seelenmessen für den Abgeschiedenen gewandt.

Zu dem erhöhten Rechtsschutz fügte Leopold, oder wer sonst das Stadtrecht zuerst gab, das Recht der Selbstverwaltung. Es sollte ein Rath von vier und zwanzig Männern zusammentreten — ob durch Wahl oder Ernennung, sagt die Urkunde nicht; diese sollten, so oft es ihnen gutdünke, rathschlagen und beschließen „was Ehre und Nutzen der Stadt, besonders aber den Handel betrifft“; ihren Beschluss darf niemand, auch des Herzogs Richter nicht, umstoßen, noch dessen Ausführung stören. Und wer immer gegen die Satzung dieser Vier und zwanzig handelt, ist dem Richter mit einer Buße verfallen, deren Höhe sie selber bestimmen.

Diese Rathmannen müssen aber aus einer bestimmten Classe der Bewohnerschaft genommen sein, die Urkunde nennt sie mit dem lateinischen Namen Prudentiores. Eben dieser Name bezeichnet in den alten großen Städten am Rhein, die viel früher wichtige Handelsplätze geworden sind als Wien, die altfreien Bewohner der Stadt, denn dorten gab es von alters her altfreie Gemeinden. Dass aber in österreichischen Städten solche je vorhanden waren, davon ist kaum eine Spur, und so werden die Prudentiores nichts anders gewesen sein als Kaufleute, die etwa so wie die Kaufleute von Radolfzell vom Herzog auf seinem Grund als freie Leute angesiedelt worden sein mochten, damit sie der Stadt einen ständigen Markt, lebhaften Verkehr und mannigfachen Gewinn brächten. Diese also allein konnten Rathmannen sein, die hörigen Handwerker nicht, wenn auch diese des erhöhten Friedens, den der Markt mit sich brachte, ebenso theilhaft wurden wie die Bauern, die vielleicht noch innerhalb der Mauern saßen.

Außerdem setzt Herzog Leopold hundert Männer ein — die „Genannten" — und jeder Kauf und Verkauf, jede Schenkung und jeder Tausch soll von zweien von diesen bekräftigt werden. Stirbt einer der Genannten, dann mögen die Bürger selbst sich seinen Ersatzmann wählen: es ist das die erste Spur eines Gemeindewahlrechtes in Wien.

Die Hörigkeit der herzoglichen — früher markgräflichen — Handwerker hebt das Stadtrecht von 1221 nicht auf, doch scheint es, dass sie bereits der Gerichtsbarkeit des Stadtgerichts unterstellt waren. Nur über seine Ministerialen und Diener behielt sich der Herzog aus besonderer Gunst selber zu richten vor. Unter diesen bilden die Hausgenossen eine eigene Gruppe. Dies sind die Münzer, ihren Namen haben sie davon, dass die Fürsten das wichtige Geschäft des Geldprägens eben nur ihren vertrautesten Dienern, die im Hause bei ihnen wohnten, übertragen mochten. Diese bildeten überall — nicht in Wien bloß, auch zu Augsburg, Basel, Straßburg, Speier, Worms und Frankfurt am Main — bevorrechtete Genossenschaften. Richter über sie ist der Münzmeister, nur wo es um Blutschuld geht, tritt des Herzogs Stadtrichter an dessen Stelle. Die Hausgenossenschaft ist erblich, doch können sie auch neue Mitglieder nach Gutdünken aufnehmen. Da sie aus dem Prägegeschäft — auch ohne Bevortheilung des Fürsten, — einen ansehnlichen Gewinn ziehen konnten, wurden sie aus ursprünglichen Hörigen bald eine mächtige stolze Kaste, die sich den Rittern und Edlen gleichdünkte, am Oberrhein setzten sie 's gar durch, dass die Stätte, wo sie wohnten, als heiliger Boden galt, eine Freiung war für den verfolgten Missethäter.

Gleichfalls außerhalb der Gewalt des Stadtgerichts standen die Edlen und Vollfreien, die auswärts Grundbesitz hatten, aber Häuser in der Stadt besaßen und da wohnten; sie gehören „an das Land", das heißt vor das Land-

gericht, wo der Herzog in eigener Person, aber im Namen des Kaisers Recht spricht.

Die Hörigen, die nicht des Herzogs waren, blieben auch nach dem Stadtrecht von 1221 in ihrer Herren Gewalt, leisteten diesen altüblichen Zins, Besthaupt und Buteil. Solche Hörige besaß, neben Passau, nun — durch Herzog Jasomirgotts Schenkung — auch das Schottenkloster, durch Leopolds Gutthat die Minderbrüder, bald wohl auch die Prediger, die deutschen Herren und andere Kirchen und Stiftungen. Alle diese hatten ihre Richter, die über die Hörigen in bürgerlichen Streitsachen, dann in Fällen von Gewalt, wenn sie innerhalb der Dachtraufen geschah, richteten. Wo es aber an Leib und Leben gieng, musſten sie vor dem Stadtgerichte weichen.

So mannigfach gegliedert war die Bevölkerung Wiens am Ausgang des zwölften Jahrhunderts. Was uns heute Lebenden so schwer zu begreifen fällt: dass nebeneinander, in demselben Gemeindeleben doch an Recht ganz verschiedene Leute wohnen, so dass zwei Nachbarn dieselbe That vor verschiedenen Richtern mit verschiedener Strafe büßen, dies ist eben ein Grundmerkmal der Gesellschaft des Mittelalters und darf nicht vergessen werden, will man jene Zeiten recht verstehen.

So hatte denn Leopold der Glorreiche Wien nicht nur durch einen glänzenden Hof, durch fromme Stiftungen und Bauwerke soweit gefördert, dass er sie in einem Brief an den Papst als die erste Stadt in deutschen Landen nach Köln am Rheine rühmen konnte, durch Verleihung oder wirksame Erneuerung des Stadtrechts legte er auch den Grund zu einer selbstthätigen Bürgergemeinde. Da nimmt es uns freilich kein Wunder, wenn wir in einem Chronisten jener Tage lesen: Die Wiener hätten Leopolden wie einen Vater verehrt und geliebt; einmal kam er unerwartet zur Weihnachtszeit in die Stadt, die Kunde davon verbreitete sich blitzschnell, und obwohl es Abend war, strömte Alles aus den Häusern, den Fürsten zu begrüßen und ihn in seine Burg zu geleiten. Alle aber brachten Festesgaben mit: voran giengen die Münzer, Becher und Ringe von Silber und Gold darbringend, die Kaufleute gesellten sich dazu mit köstlichem Gewand, die Wildwerker brachten Hermelin, die Krämer Seidenzeug, Zendel und Gewürz, die Fleischhacker trieben ihre stattlichsten Rinder herbei, die Bäcker trugen schön weißes Brot, Kipfel und Flecken.

Dieser väterliche Fürst schied im Jahre zwölfhundert dreißig aus dem irdischen Leben. Die Wiener, so meldet derselbe Chronist, erhoben laute Klage: Wer singt uns nun zu Wien in der Kirche vor? Wer ordnet nun den Reigentanz im Lenz und im Herbst? Wer leiht uns Silber und Gold? Wer ist uns in Treuen zugethan? Wer schafft uns guten Frieden? Wer befreit die Städte? Wer gibt Speise den Hungrigen? Wer hilft uns in jeglicher Noth? Ihm folgte sein Sohn Friedrich, genannt der Streitbare, der zweite seines Namens in der Reihe von Österreichs Herzogen. Ein Jüngling von schönen

Anlagen, ritterlicher Kraft und hohem Gemüth, waltete er doch in den ersten Jahren seinem Vater sehr ungleich, drückte Hoch und Nieder, Arm und Reich

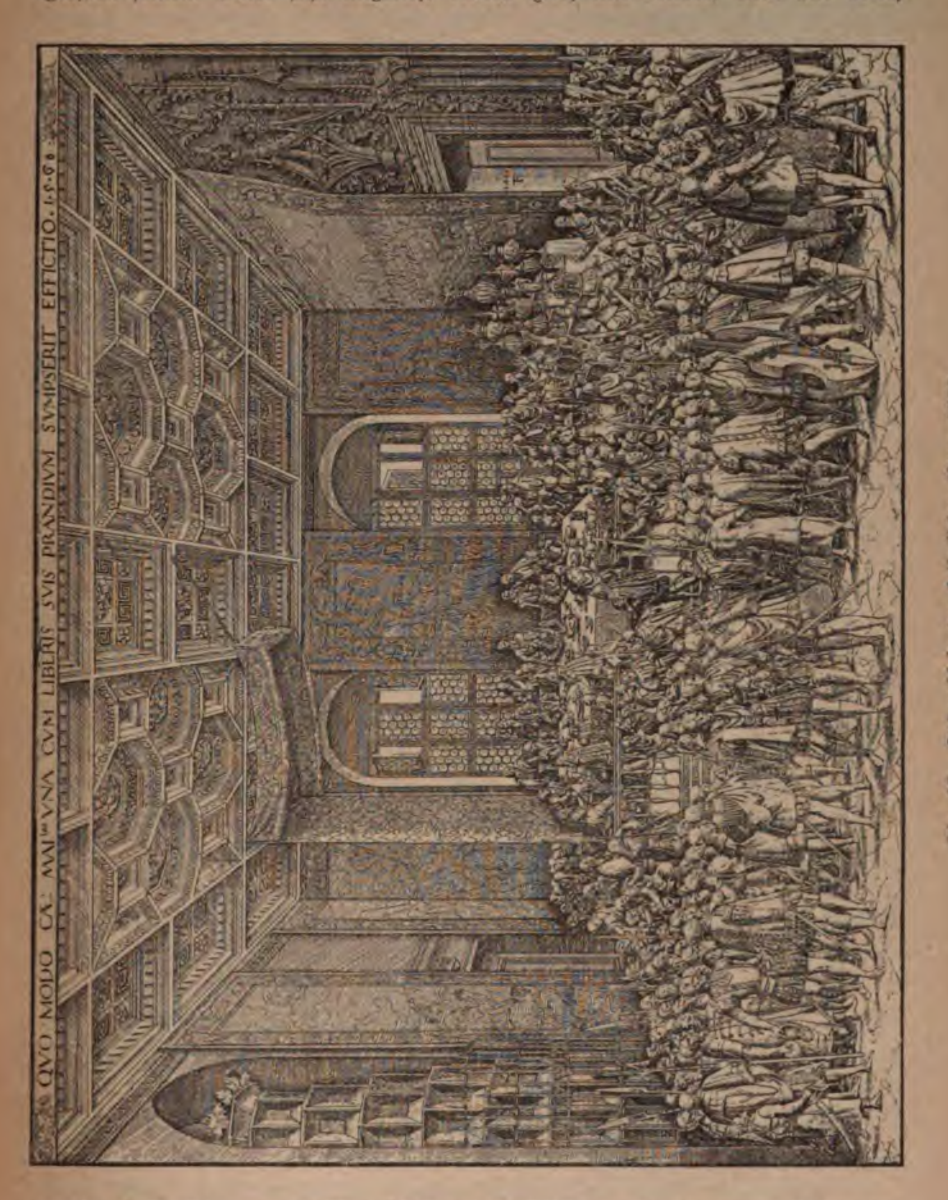


Fig. 15. Festmahl in der kaiserlichen Burg 1560.

durch große Steuern, verübte Thaten der Willkür und kümmerte sich weder um hergebrachte Ordnungen noch um des Kaisers höchste Majestät. Da konnte es nicht fehlen, dafs die Wiener, von so vielen guten Fürsten begünstigt und

.. Herrschaft gewöhnt, ihm sehr abgeneigt waren, und als er sich
einen obersten Lehensherrn, den Kaiser Friedrich, den Enkel Roth-
.. offener Empörung erhob, fielen sie von ihm ab, so dem Landes-
.. untreu, um so treuerer aber Kaiser und Reich. Friedrich der
.. obsiegte seinen Gegnern bald, er rückte in der Ostmark ein
.. in den ersten Sommertagen zwölfhundert sieben und dreißig, nach
.. der Herzog fliehend verlassen. Im Gefolge des Kaisers waren die
.. von Mainz und Trier, beide Kanzler des heiligen römischen Reiches,
..könig, der Herzog von Baiern, der Markgraf von Thüringen, der
.. des deutschen Ordens Hermann von Salza und andere Fürsten
..höfe; auch des Kaisers Sohn, der spätere König Konrad, weilte in
.. Monate vergiengen in lauten Festen, so dass selbst die Freunde
..ers klagten, die Zeit vergehe in eitler Kurzweil. Wien war indes der
..äste froh. Der Kaiser gab ihr als er schied, ein kostbares Zeichen
..Gunst: er fertigte ihr einen Freibrief aus, der in dem alten Urkunden-
..erer Stadt, dem sogenannten Eisenbuch, das im Rathhaus aufbewahrt
..och heute zu lesen ist. Durch ihn ward Wien der Herrschaft des
..rger Herzogs ganz entzogen, weil er — wie es im Eingang heißt —
..m frommen Sinn seiner Vorfahren abgewichen ist und der Bürger
..r nichts geachtet und des Reiches Ehre beschimpft hat, weil er gegen
..e unbillig und ungerecht verfährt nach bloßer Willkür und gegen alles
..d wähnte, dass ihm alles erlaubt sei, und weil er die Reichen be-
..nd die Armen beunruhigt hat und auch der Waisen und Witwen
..t unangetastet läßt, nach der Habe aller begehrt und gegen so manchen
.. und edlen Mann grausame Strafe ersonnen."

..o wurde denn unsere Stadt durch eines entarteten Enkels Schuld dem
..gischen Geschlecht entfremdet, nachdem sie dritthalbhundert Jahr diesem
..sen gewesen ist. Aber auch von der Ostmark wurde sie getrennt;
..ein und auf sich beruhend sollte das Gemeinwesen sein, nur unter des
..Schutz: „Wir haben sie genommen in unsere und des Reichs Gewalt,"
..die Urkunde, „ewiglich und unwiderruflich, also dass sie künftighin in
..ge und Kaiser, unserer Nachfolger, Hand bleibe und nie mehr aus
..nd des Reichs Gewalt komme". Der Richter wird von nun an nach
..ger Vorschlag vom Kaiser gesetzt; die Bürger sind keinem andern
.. als dem Kaiser Gehorsam schuldig, auch dem Kaiser aber zu keiner
..t pflichtig, die länger dauert als von Tagesanbruch bis zur sinkenden
.. So war die Stellung der Stadt nach außen von Grund aus verändert.

..was ganz Neues und Unherkömmliches hatte der Kaiser aber damit
..han. Seine Vorfahren hatten längst schon reiche und mächtige Städte
..n, in Baiern und in Schwaben, die Bischöfen gehörten, von der Ge-
..keit ihrer Landherren gelöst, hatten auch Städte, in denen sie selbst

die Grundherrschaft besaßen, dieser entlassen, ihnen eigenes Gericht gegeben und zu freien Städten des Reiches gemacht. Gerade diese blühten am mächtigsten empor und standen bei innerem Streit beinah stets auf Seite des Kaisers. Solche Städte waren Köln und Mainz, Worms und Speier, Basel und Regensburg, Ulm und Frankfurt am Main: ihnen schloss sich jetzt erst Wien ebenbürtig an.

Das war der große Unterschied zwischen reichsunmittelbaren Städten und denen, die unter einem Landesherrn oder Bischof standen, dass in jener die Bürgerschaft selbst, durch ihren gewählten Rath repräsentiert, landesherrliche Gewalt innerhalb des Stadtfriedens übte. Marktaufsicht, Häuser- und Straßenpolizei konnte in Wien den Wirkungskreis der Vierundzwanzig nun nicht länger mehr erschöpfen, sie hatten jetzt auch Dinge zu beschließen, die früher der Herzog mit seinem Rath entschied: über den Verkehr mit andern Städten und den Dorfschaften rings im Lande, über Münze und Zoll, die Vertheidigung der Stadt, die Wehrhaftmachung der Bürger, über die Haltung in den inneren Parteiungen des Reichs, an denen es nicht fehlte, ja gegenüber auswärtigen Mächten sogar, wie etwa dem römischen Papst und seinen Ansprüchen im Weltlichen. Nicht bloß als einfache Stadtverordnete, als regierende Herren konnten jetzt die Vier und zwanzig sich fühlen, sie thaten es, und die Geschlechter, denen sie entstammten, bildeten sich nun um so schneller zu einer Art von städtischem Adel aus.

Auch in dem inneren Leben unserer Stadt hat Friedrich der Staufer eine große Veränderung vollzogen. Er befreite den Handwerkerstand von den Fesseln der Hörigkeit, die er noch trug. „Ledig und frei von aller Dienstbarkeit," so heißt es in seinem Brief, „sollen künftig alle sein, die in der Stadt wohnen, und auch die Fremden, die Jahr und Tag innerhalb ihrer Mauern von ihren alten Herren unangefochten weilen." Nicht nur die Hörigen des Herzogs, auch die der verschiedenen Kirchen und Stifter, die auf dem Wiener Boden saßen, waren nun von allen Hofrechtslasten befreit, das heißt sie brauchten fürder weder Butheil noch Besthaupt zu geben, nur der Zins blieb, den sie für die Benützung des Hauses und der Hofstatt dem Grundherrn schuldeten und den ja auch Freie häufig trugen.

Auch diese Befreiung unterthäniger Leute durch kaiserlichen Machtspruch war damals nichts mehr Unerhörtes. Schon hundertsieben und zwanzig Jahre zuvor, in der Zeit, wo in Österreich Markgraf Leopold der Sechste waltete, hatte Kaiser Heinrich der Fünfte die Hörigen der Stadt Speier — sie gehörten dem dortigen Bischof — beinah von allen ihren Hofrechtslasten befreit, nur das Besthaupt mussten sie von da an ihren Herrn liefern. Kaiser Friedrich der Rothbart löste sie siebzig Jahre später auch von dieser Pflicht. In Worms war dasselbe durch kaiserliche Briefe von eintausend einhundert zwölf, vierzehn- und vierundachtzig geschehen.

Für Wien war es eine höchst denkwürdige, in der Geschichte der Stadt epochemachende Veränderung. Um dieser willen allein soll das Andenken des staufischen Friedrich in Wien nie erlöschen, und wer allda durch die Hohenstaufengasse wandelt, möge sich erinnern, was die alten Kaiser unserer Stadt gaben, so wie wir in der Babenbergerstraße dessen gedenken mögen, was die Markgrafen und Herzoge für sie gethan.

Es war nun aber die Frage, ob Wien die erworbene Reichsunmittelbarkeit auf die Dauer würde bewahren können.

Zunächst war wenig Aussicht dazu. Denn Friedrich der Streitbare versöhnte sich mit dem Kaiser, ward wieder in seine Länder eingesetzt und auch Wien ihm wieder preisgegeben.

Nach dritthalbjähriger Belagerung nahm er die Stadt, die auf ihre junge Reichsfreiheit pochend ihm durchaus die Thore nicht hat öffnen wollen. Doch in so vielen Jahren der Prüfung zum Manne gereift, rächte der Herzog sich edel an den Bürgern: wenn sie ihm auch wieder als Landesherrn huldigen und seinen Richter sich gefallen lassen mussten, an der inneren Verwaltung der Stadt änderte er nichts, auch ließ er die Handwerker bei ihrer Freiheit.

Indes Herzog Friedrichs Regierung währte nicht lange mehr: söhnelos starb er zwölfhundert sechsundvierzig den Heldentod im Kampf gegen die Ungarn. Über die Nachfolge in seinen Landen in der Ostmark und in der Steiermark — denn auch dieses Land hatten in der Zeiten Lauf die Babenberger vom Reich zu Lehen erhalten — entbrannte heftiger Streit. Der Kaiser wollte sie einziehen, da nach altem Recht erledigte Lehen an das Reich zurückfielen, Wien gab er wieder die Reichsfreiheit. Doch, stets in schwere Kämpfe in Welschland verwickelt, vermochte er nicht, was er angeordnet, aufrecht zu erhalten, auch starb er vier Jahre nach des letzten Babenbergers Tod. Sohn und Enkel blieben ganz in die Sorgen um ihr italienisches Erbe verstrickt, in Deutschland vermochten sie nichts, die Fürsten thaten, was sie wollten. Was nun sollte mit den erledigten Ländern an der Donau und im steirischen Gebirge geschehen? Wohl waren noch weibliche Sippen des letzten Babenbergers da: Gertrud, eine Nichte, zuerst mit des Böhmenkönigs Sohn Wladislaw, dann mit Hermann von Baden vermält, ferner die Schwestern Margareth und Konstanze, jene dem Staufensohn Heinrich, diese dem Markgrafen von Meißen angetraut. Es hatte der böhmische wie der badische Fürst versucht, das ledige Herzogsszepter zu ergreifen, doch es war ihnen viel zu schwer, auch starben sie bald und in jungen Jahren; die Staufen aber konnten nicht einmal dran denken, aus ihrer Verwandtschaft mit dem abgestorbenen Geschlecht Herrschaftsvortheil zu ziehen. Endlich erhob sich in Böhmen Ottokar, ein gewaltiger, kriegserfahrener Fürst: im Einverständnis mit dem römischen Stuhl



Fig. 16. Schloſs Hernals zur Reformationszeit.

ergriff er Besitz vom babenbergischen Erbe. Sein Vater rieth ihm, er möge Margarethen, die Schwester des streitbaren Friedrich und längst schon Witwe, zum Weibe nehmen, um seinem Anspruch höhere Kraft zu verleihen. Und Ottokar that so. Wien, als eine reichsfreie Stadt rüstete und unterhandelte mit ihm auf eigene Faust, wie eine gleichberechtigte Macht. Sehr wahrscheinlich ist, dass Ottokar sich mit der Anerkennung seiner Oberhoheit und einer mäßigen Abgabe zufrieden gab, im übrigen der Stadt alle Freiheiten zusicherte, die Kaiser Friedrich ihr in dem großen Brief von 1237 verliehen hatte. So ward denn die folgende Zeit, in der Österreich unter wilden Fehden und fremden Heereseinfällen schwer litt, für Wien keineswegs eine Zeit des Verfalls, im Gegentheil, die Stadt blühte immer mächtiger empor. Zeugnis davon geben vor allem die milden Stiftungen, die damals entstanden, neue Kirchen und Klöster.

Der Sage nach sollen die drei Brüder Otto, Chuno und Konrad zwölfhundert Goldgulden zum Unterhalt von zwölf armen Bürgern und eben so vielen Bürgerinen gespendet haben; in einer hölzernen Hütte vor dem Kärntnerthor nahe der Wien, über die damals schon eine steinerne Brücke führte, dem heiligen Geist-Spital gegenüber gelegen, wurden diese untergebracht und verpflegt. Gewiß ist, dass jene Brüder im Jahre zwölfhundert sieben und fünfzig als Meister dieses Armenhauses genannt werden, doch glauben einige, dass es eine Filiale des Geistspitals gewesen sei, weil dieselben Ordensbrüder hier wie dort die Geschäfte besorgten, auch das Siegel bei den Anstalten gemeinsam war: ein Kreuz, über dem eine Taube schwebt, daneben Sonne, Mond und Sterne, es ist dasselbe Siegel, das das Bürgerspital heute noch führt. Obwohl schon in den nächsten Jahren dem Spital manche Schenkung zufloß — so gab ein Otto von Gumpendorf um 1264 Äcker und Weingärten zu Reinprechtsdorf — fehlte es doch bei steigendem Zudrang von Bedürftigen bald an den nöthigen Mitteln, so dass eilf Jahre nach der Gründung der Meister des Spitals sich klagend und bittend an die Bürger wandte: aus seinem Schreiben erfahren wir, dass einheimische und fremde bresthafte Alte darin aufgenommen wurden. Nun kamen die Spenden reichlicher: 1271 gab ein gewisser Rapoto ein paar Weingärten an der Als, 1293 der Herr von Intzeinsdorf (Intzendorf) einundzwanzig Joch Äcker, Baumgärten und Wiesen, dazu eilf Joch Überland, 1295 Herbert Herzog und Frau ihr ganzes Vermögen gegen lebenslängliche Wohnung und Verpflegung im Spital. Auch konnte noch im selben Jahrhundert durch Kauf der Grundbesitz vermehrt werden: 1289 ward der Kalksburgerwald des Bürgerspitals Gut und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Innerhalb der Stadt kamen zahlreiche Häuser und Abgaben von Häusern, Werkstätten und Fleischbänken dazu, nicht selten verbunden mit der Gerichtsbarkeit über die Leute darin, den Blutbann natürlich ausgenommen.

Weniger bekannt ist von der Geschichte der anderen Spitäler, deren Gründung auch in diese Zeiten fällt. Eines gründete Gerhard oder Gebhard,

Pfarrer von Sanct Stephan um zwölfhundert sechs und sechzig bei dem Klagbaum auf der heutigen Wieden: es war für jene Unseligen bestimmt, die vom Aussatz befallen waren, das Kirchlein dabei war dem heiligen Job geweiht. Bei Sanct Johann an der Als, dem Kirchlein, das schon in der Schotten Stiftungsurkunde genannt wird, ist zwölfhundert acht und neunzig ein Siechenhaus urkundlich erwähnt, das von Sanct Marks oder Lazar ein paar Jahre später: beide mögen wohl auch in den Tagen Ottokars begründet worden sein.

Eben jener Pfarrer von Sanct Stephan, der das Klagbaumspittel stiftete, hat auch den frommen Frauen von der Himmelpforte eine bleibende Stätte in Wien bereitet. Schon vor vielen Jahren, zwischen zwölfhundertdreißig und vierzig hatte die Großmutter Ottokars, Königin Constantia, die ihre Witwenzeit in Wien verbrachte, eine Schar von Frauen um sich versammelt, die der Welt entsagt und in stiller Zurückgezogenheit nur dem Gebete und der Betrachtung lebten. Diesen, die nach dem Tod ihrer hohen Gönnerin gleichsam verwaist waren, schenkte nun Gerhard sein Haus in der Dreibotenstraße unter der Bedingnis, daſs sie die Regel des heiligen Augustin, wie sie in den Nonnenklöstern des Prämonstratenserordens beobachtet wurde, annehmen sollten. In einer Urkunde von zwölfhundertzweiundsiebzig wird Gertrude Meisterin des Klosters genannt. Haus und Kirche füllten den Raum zwischen der Rauhenstein-, Himmelpfort- und Ballgasse. Nachmals erhielten die Nonnen auch große Schenkungen an Land und Leuten, besonders von Königin Agnes, der strengen Tochter König Albrechts, der an der Reuß von des eignen Neffen Hand getödtet fiel. Noch heute haftet auf einem Stück des Wiener Bodens, das einst dem Kloster zinspflichtig war, dessen Name, es heißt: Himmelpfortgrund.

Von Italien aus hatten sich um die Mitte des Jahrhunderts die Congregationen der sogenannten Augustiner-Eremiten nach Deutschland verpflanzt: es waren Mönche, die sich rühmten von einem Kloster herzustammen, das der Kirchenvater Augustinus selbst gegründet. Dies bleibt zweifelhaft, doch haben fromme Männer sie eben um die angegebene Zeit nach der Regel, die man jenem zuschrieb, reformiert und Papst Alexander der Zweite hatte sie bestätigt. Alsbald erscheinen sie auch in Wien, und zwar vor dem Werderthor, zwischen den Mauern und der Donau, auf abgelegenem Grunde. Sie trugen schwarze Kutten, darunter weiße Röcke und Scapuliere. Ein Habsburger Herzog hat ihnen später ein stattlicheres Heim nahe der Burg geschenkt, wo sie lange hausten und ihr Name heut noch lebt.

Dies sind die Gründungen der Ottokar'schen Zeit. Wie sehr der König die Stadt begünstigte, zeigte sich zwölfhundert fünf und siebenzig, da eine furchtbare Feuersbrunst viele Gebäude in Asche legte: Ottokar erließ da der Stadt die Abgabe, die sie ihm sonst leistete, für fünf Jahre, er schenkte ihr überdies einen Wald, damit sie Holz genug hätten, um das Zerstörte wieder

aufzubauen. Früher glaubte man auch, dass der Name von Ottakring auf den Böhmenkönig, der dort ein Lustschloss gehabt, zurückzuführen sei; dem ist aber nicht so: schon vor Ottokar wird der Ort unter dem Namen Atterkling erwähnt.

In Deutschland ward inzwischen die Klage aller Gutgesinnten laut, dass so lange kein Kaiser, kein Herr über die Mächtigen, kein Schützer der Schwachen, kein oberster Richter waltete. Endlich geschah es, dass auf Andringen des Papstes, der damals Ursache hatte, Frankreich zu fürchten und darum ein einiges Deutschland als Bundesgenossen gegen jenes wünschte, ein König gewählt wurde, den fast alle Fürsten und Städte anerkannten. Es war Rudolf von Habsburg. Dieser ist keineswegs, wie man öfters hört, ein armer Graf gewesen, sein Geschlecht war eines der mächtigsten und reichsten im obern Deutschland, begütert in der Schweiz, im Elsaß und im heutigen Baden: Graf Rudolf konnte, als die Königswahl ihn traf, von den Alpenpässen an der obern Reuß und Aar beinah bis nach Straßburg reiten, ohne dass er anderes Gebiet betreten hätte als das seine. Die Wiege des Geschlechts mag entweder dort gestanden haben, wo heute noch das Gemäuer der Habsburg von schroffem Felsen niederdräuend den Wanderer erschreckt, oder auf den fruchtbaren Gefilden in Niederelsaß, da wo sie später das Frauenkloster Ottmarsheim gründeten: in der Dorfkirche dieses Ortes ist vielleicht heute noch die Kapelle der Burg erhalten, in der die Habsburger vor acht hundert Jahren lebten.

Aber nicht deshalb, nicht seines mächtigen Hauses, seiner Güter, Schlösser und Ahnen wegen erwarb Rudolf die Krone des Reiches, das damals das erste in der Welt war, sondern wie der Kurfürst Engelbrecht von Köln sagte, „weil er gerecht, weise und von Gott und Menschen geliebt war". Und — so rühmt ein neuerer Geschichtsschreiber Rudolfen — „dass sein Verdienst nicht unter seinem Glücke war, bewies er, indem er sich selbst gleich blieb, nur erfuhr die Welt, was in ihm war. Den Thron, welchen in drei und zwanzig Jahren kein König behauptet hatte, besaß er achtzehn Jahre und brachte den Landfrieden auf. Mit ernster Sanftmuth regierte er als Vater des Volks; an der Spitze des Heers bewies er die vorige Verachtung des Todes; im Umgang dieselbe Verachtung des Gepränges, alsda er in einem Dorf bei Basel einen wohlhabenden Gerber besuchte, um sich mit ihm des häuslichen Glücks zu freuen. Er sagte zu den wachthabenden Kriegsleuten, welche einen armen Mann verhinderten, vor den König zu kommen: „Bin ich denn König um verschlossen zu sein?" Den Zöllnern schrieb er: Das Geschrei der Armuth ist vor meine Ohren gekommen; die Reisenden zwingt ihr zu Auflagen, die sie nicht bezahlen sollen, zu Lasten, die sie nicht ertragen. Haltet eure Hände

zurück von dem unrechten Gut und nehmt, was euch zukommt. Ihr sollt wissen, daſs ich alle Sorgfalt und Macht anwenden werde für Frieden und Recht, unter allen die köstlichsten Gaben des Himmels."

Die Geschichte aller Thaten König Rudolfs — er war nicht Kaiser, denn Kaiser hießen damals nur die deutschen Könige, die in Rom vom Papst gekrönt waren, Rudolf war nie in Rom — muß von den Geschichtsschreibern des deutschen Reiches dargestellt werden, wir melden hier nur, was er in Wien



Fig. 17. Ein Versehgang in Wien 1614.

und im Umkreis der Stadt für die Bürger und Ansässigen, und was er für sich und seine Söhne gethan hat.

König Rudolf forderte von Ottokar die Rückgabe der Länder alle, die er dem Reich entzogen hatte. Dieser weigerte sich, so kam es zum Kampf. In Rudolfs Heer waren viele Schweizer, die von Zürich, von Basel, von Schwyz, denen er, sobald er zu seiner hohen Würde gekommen, alte Freiheiten willig bestätigt hatte; viele waren auch aus dem Elsaß, hiezu gesellten sich die Österreicher und Steirer, die mit Ottokars Regierung unzufrieden waren:

dies war fast der gesammte Adel mit seinen Leuten. Sie zogen gegen Wien, doch dieses hielt die Thore verschlossen. Denn die Geschlechter, die die Stadtherrschaft in Händen hatten, zweifelten, ob der neue König ihnen, da sie Ottokarn so lange anhänglich gewesen waren, die Rechte, die sie unter ihm genossen, auch ferner lassen würde. Sie gedachten also dem König zu widerstehen, bis Ottokar Hilfe brächte. Hiezu rieth besonders ein Bürger, der lange schon im Rathe saß und öfters Richter gewesen war, Paltram von Freithof, am Bayrerthor — also zwischen Sanct Peter und dem Graben — wohnhaft. Ihm hiengen an: der Stadtkämmerer Heinrich, der auf dem Witmarkt (Kohlmarkt) hauste, ferner die Räthe Leopold von Fünfkirchen, Seifried Leubl, ein andrer Paltram, gleichfalls vom Witmarkt, Konrad, genannt der Urbetsch, die Brüder Otto und Heimo, die bei der Kirche am Gestade ihre Häuser hatten, Dietrich und Leopold von der Hochstraße (Herrengasse und Augustinergasse), Ulrich, der Pfarrer von Sanct Stephan, der Stadtschreiber Konrad und viele von den Ehrmannen oder Biderben. Die Handwerker jedoch, zwar frei, doch ohne Antheil am Stadtregiment, waren anderes Sinnes, sie hätten gern dem neuen König gehuldigt. Doch wagten sie nicht gleich, den Geschlechtern, besonders dem herrischen Paltram zu widersprechen. Rudolf ließ nun die Stadt auffordern, sich zu ergeben, sonst müsse er seinen Kriegsleuten erlauben, die Weingärten der Bürger vor den Thoren zu verwüsten, ja noch mehr Übles drohte er ihr an: Absperrung der Straßen und der Donau, so dass keine Lebensmittel zu den Umlagerten gelangen könnten. Zwar die Geschlechter hätten noch getrotzt, doch das niedere Volk, von denen gereizt, die Wien gerne wieder beim deutschen Reich gesehen hätten, empörte sich: es drohte Paltram, wenn er der Noth in der Stadt nicht schnell ein Ende mache, wolle es ihn und sein ganzes Geschlecht sterben lehren. Da hielten Paltram und die Seinen es doch für gut, nachzugeben, sie ließen einen Bürgerausschuss zusammentreten, der sollte berathen, welche Bedingungen von Rudolf zu verlangen seien. Da wurden sie einig, der König müsste ihnen ihre Gewohnheit und ihr Recht aufrecht erhalten, verbessern und erneuen und dies in einer Handfeste urkundlich zusagen. König Rudolf fand dies billig und verhieß es: so wurden denn die Wiener König Rudolfen gehorsam, wie leid es auch Paltram und seinem Anhang war. Rudolf ritt ein in die Stadt, die Bürgerschaft schwur ihm den Treueid, auch brachten sie ihm manch schönes Geschenk; bald ließ er sich vernehmen, was man ihm auch Gutes von diesen Landen gesagt habe, es sei nur die Wahrheit. Seinen frommen Sinn zeigte er darin, dass er den Klöstern und Gotteshäusern in der Stadt alle Privilegien bestätigte, die sie von den Herzogen bekommen hatten. Im Stadtregiment ließ er wohl die Dinge so, wie er sie gefunden, nur dass der Richter jetzt von ihm bestellt wurde. Die vornehmen Geschlechter müssen aber gefürchtet haben, dass er ihren Einfluß zu verringern denke, denn sie traten bald insgeheim in Ver-

bindung mit König Ottokar, der nach feierlich beschworenem Vertrag auf die Länder Österreich, Steiermark und Kärnten (auch dies hatte er sich nach dem Aussterben des heimischen Herzoggeschlechts der Sponheim angeeignet) verzichtet und in seinen Erblanden Böhmen und Mähren ruhig zu bleiben Rudolfen gelobt hatte. Paltram war auch diesmal die Seele derer, die dem Habsburger feindlich waren. Doch ward die Verschwörung entdeckt, Paltram und die Seinen mussten fliehen, sie kamen in die Acht des Reiches, Paltrams Haus schenkte der König dem Bischof von Chiemsee. Da nun aber Ottokar mit Heeresmacht heranzog, so mag Rudolf durch ausdrückliche Verleihung der Rechte, die Kaiser Friedrich einst der Stadt gegeben, die Bürgerschaft zu gewinnen für gut befunden haben. Denn im Juni des Jahres zwölfhundert acht und siebzig hat er höchst wahrscheinlich zwei Urkunden ausgestellt — wenigstens sind uns Entwürfe oder Abschriften davon erhalten — von denen die eine die wesentlichsten Punkte des kaiserlichen Briefes von 1237, die andere, jene des herzoglichen Stadtrechts von 1221 wiederholt. Also: der Richter soll vom König gesetzt werden (nicht vom Landesherrn, falls Österreich wieder einen solchen erhielte, einstweilen blieb es beim Reich); dieser Richter hat Gewalt in allen bürgerlichen und Strafsachen, ob es sich nun um Personen oder Sachen handelt, ausgenommen wird diesmal nur ausdrücklich alles, was die Weingärten betrifft, da soll ein besonderer Richter, der Bergmeister, nach einem besonderen Recht, dem Bergrecht, urtheilen, ferner die Lehenssachen, wo der Lehensherr entscheiden mag, und die Hausgenossen, die wie zuvor der Gerichtsbarkeit des Münzmeisters unterworfen bleiben. Statt der vierundzwanzig Rathmänner sollen jetzt nur zwanzig gewählt werden, Männer, „die Gott vor Augen haben, von Weisesten, Getreuesten, Tüchtigsten, Angesehensten der Stadt", damit sie Ehre, Nutzen und Fortschritt derselben sowohl wie des heiligen Reiches wahrnehmen und für Arm und Reich in gleicher Weise sorgen. Was sie beschließen — dies wird aus Kaiser Friedrichs Privileg herübergenommen — darf niemand ändern, auch der Richter nicht. In jeder Rechtssache, ob sie vom Stadtrichter oder vom Münzmeister entschieden werde, ist Berufung an die Rathsmänner erlaubt, erst wenn diese keine Entscheidung finden, mag man sich an den König selber wenden. Eine wichtige Neuerung war, dass die Bußgelder, die in der herzoglichen Zeit in des Herzogs Casse geflossen waren, nun der Bürgerschaft gehören sollten. Den adeligen Bewohnern der Stadt wird kein besonderes Gericht mehr zugestanden, auch — was wohl in der herrenlosen Zeit nach Friedrich des Streitbaren Tod öfters geschehen sein mag — ihnen verboten, feste Burgen anzulegen innerhalb des Weichbildes der Stadt.

So also verbriefte König Rudolf den Wienern alle Freiheiten und Rechte, die sie von Kaiser Friedrich und von Leopold, dem Herzog, hatten. Nicht ganz aus freiem Willen, sondern genöthigt von der Macht der Umstände, verlieh er ihnen so wieder die Reichsfreiheit, obwohl er schon im Sinne hatte,

Österreich an sein Haus zu bringen: da hätte dann diesem Lande sein schönstes Kleinod gefehlt. Hieran dachte Rudolf gewiss, aber es galt zunächst, Ottokarn niederzuwerfen und da durfte kein feindlich gesinntes Wien dem Königsheer im Rücken drohen.

Auf dem Marchfeld fiel die Entscheidung, Rudolf schlug Ottokarn aufs Haupt, dieser selbst ward getödtet, sein entstellter Leichnam auf der Wahlstatt gefunden. „O wunderbare Fügung Gottes“, ruft der Chronist aus, der uns diese Dinge berichtet, „o schreckliches Gericht: ein so großer König, ein so erhabener Fürst, der Herr so vieler Länder, so reich an weltlichen Gütern, der vom Meer bis zum Meere herrschte und so viele freigebig mit Geschenken erfreute: er hat jetzt nicht, wo er sein Haupt hinlegen, noch womit er seine Scham verhüllen kann. Gestern gebot er noch über viele Edle, heute gebietet ein Einziger ihm, gestern bedeckte er mit seinem Heer die Erde, heute deckt die Erde ihn, gestern gab er anderen Purpurgewänder, heute nennt er nicht einmal ein Linnen sein.“ Der Leichnam ward auf Rudolfs Geheiß nach Wien zu den Schotten gebracht, dort ruhte er einen Tag, dann trugen ihn Mönche ohne Glockengeläute sanglos hinüber zu den Minderbrüdern.

Rudolf aber kehrte als triumphierender Sieger nach Wien zurück. Der Chronist erzählt: Was da weilte an Ordens- oder Weltgeistlichen zog ihm alles mit Fahnen und Heilthümern entgegen und empfing ihn mit Gesang. Alle Glocken ertönten und man sah es den Leuten an, dass sie von Freude erfüllt waren, wie sichs auch geziemt, wenn der Herr des Landes Einzug hält nach so gewaltigem Siege. So ward er empfangen und die große Menge des Volkes begleitete ihn in das Münster, das zu Ehren des heiligen Stephan geweiht ist. Dort dankte er unserem Herrn für so viel Gnade, die es ihm erwiesen. Alles war voll Freuden, und die Königin kam ihm daselbst entgegen mit ihrem Kind und mancher hohen Frau. Rudolf schlug nun in Wien seine Wohnung auf, er fand es da gar bequem: man sah ihn hier nur in Heiterkeit leben. Die aber den Herbst und den Sommer hindurch Gefahr und Sorge in der Umgebung des Königs erduldet hatten, die wurden jetzt nach Hof geladen, damit sie sähen und verständen, wie der König den Unterthanen Ordnung schaffe.

An drei Jahre blieb Rudolf in Wien, das als reichsunmittelbare Stadt einem König wohl zum Aufenthalt ziemte. In der Burg bei St. Michael oder in dem alten Herzogshof saß er alter Sitte gemäß selbst zu Gericht, hier stellte er auch den Stiftbrief für ein Dominicaner-Nonnenkloster zu Tulln aus, das er unter andrem in Oberdöbling, wo wahrscheinlich erledigte babenbergische Güter lagen, mit Äckern, Weingärten und Häusern beschenkte. Hier in den Gemächern, wo so viele Babenberger lebten und starben, mag er auch das fernere Schicksal des Landes ringsumher oft im Geist erwogen haben.

Es seinen Söhnen als Lehen zu übertragen, damit sie darin den Babenbergern gleich, als Herzoge walteten, hatte er schon längst bei sich gewünscht. Doch

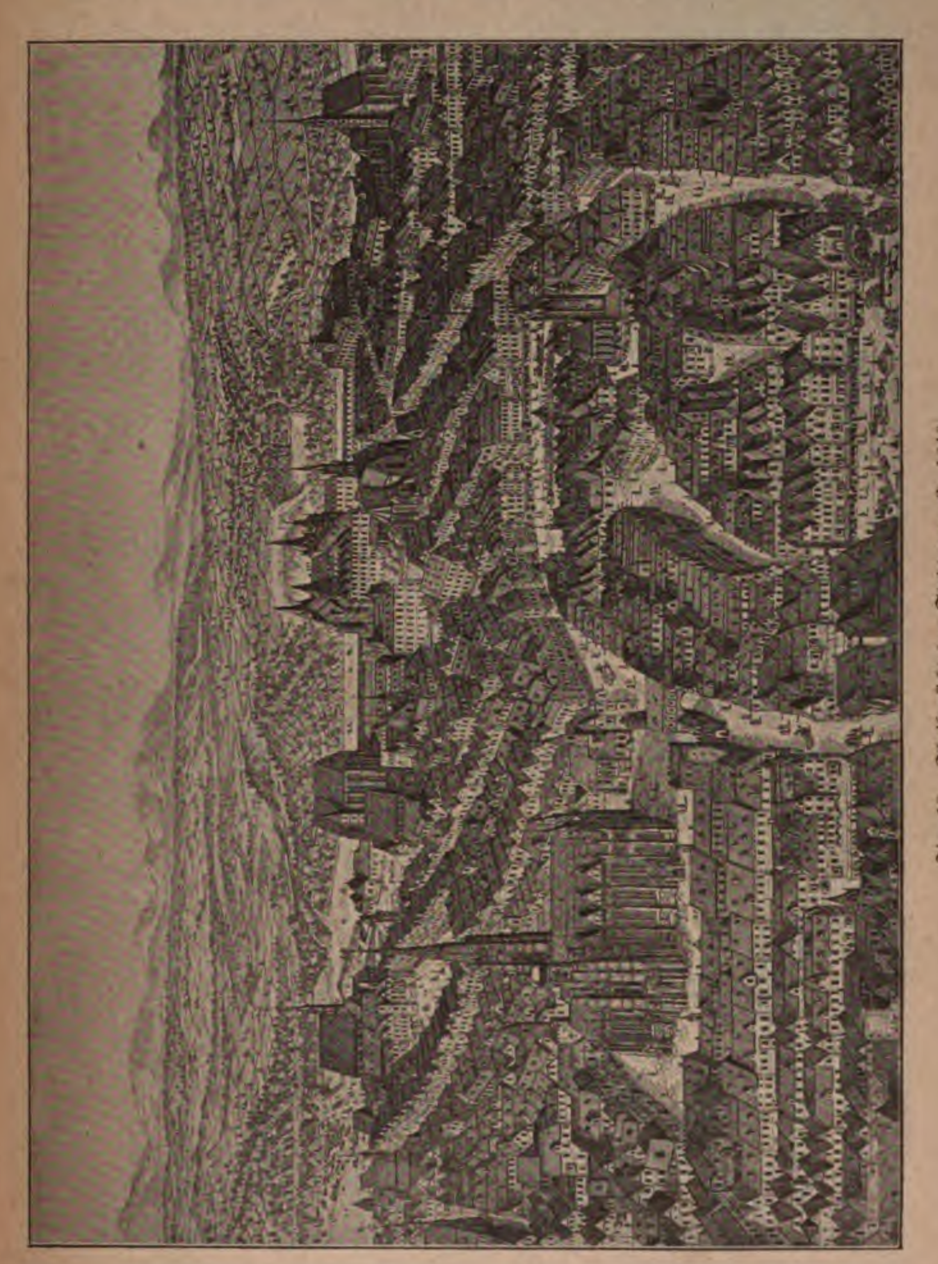


Fig. 18. Theilansicht der Stadt vom J. 1640.

bedurfte er hiezu der vornehmsten Reichsfürsten Beistimmung. Endlich, im Jahre zwölfhundert zwei und achtzig war er dieser sicher: auf einem Hoftag zu Augsburg konnte er wenige Tage nach der Weihnacht den Söhnen Rudolf und Albrecht die Lehen austheilen. So kamen Österreich und Steiermark an das Haus Habsburg. Denn Rudolf war nie österreichischer Landesfürst gewesen, er hatte nur bis dahin die Rechte eines solchen ausgeübt, da er ja König über ganz Deutschland, also auch über diese beiden Marken war.

Was aber sollte nun mit Wien geschehen? Konnte es seine von Rudolf ihm nur ungern verliehene Freiheit den neuen Landesherren gegenüber behaupten oder muſste es wieder zur Landstadt herabsinken?

Rudolf hatte, als er im Mai zwölfhundert ein und achtzig die Stadt verließ, seinen Sohn Albrecht als Reichsverweser in Österreich zurückgelassen in einer Urkunde vom Juli desselben Jahres nennt sich dieser „des Landes gemeiner Verweser und ein gewaltiger Pfleger". Als solchem huldigten ihm auch die Rathsmänner von Wien willig; wie er aber dann anderthalb Jahre später von Augsburg als Herzog zurückkehrte und nun auch die Huldigung als Landesherr von ihnen forderte, haben sie es ihm wahrscheinlich geweigert: hatte doch Rudolf, der Vater, es ihnen verbrieft, daſs sie nur dem Kaiser oder König unterthan sein sollten. Sechs Jahre hat es gedauert, bis die Rathmänner ihm die Huldbriefe ausgestellt und aus ihrem Wortlaut kann man errathen, daſs dies nicht freiwillig geschehen war. Den Habsburgern waren in ihren schweizerisch-elsässischen Stammlanden zwei Städte, Basel und Straßburg, oft genug feindlich entgegengetreten: daſs diese reichsunmittelbar waren, bildete das stärkste Hindernis ihrer Bestrebungen, Landeshoheit in jenen Gegenden zu gewinnen. Sollte Albrecht sich dies nicht zur Warnung dienen lassen und Alles thun, damit nicht in den neuerworbenen Landen auch ein solcher Pfahl im Fleische wüchse? Andererseits mochten die ehrbaren Geschlechter sich nicht so leicht in das Joch einer neuen Landesherrschaft fügen: nachdem der greise König Rudolf gestorben war, und die Fürsten im Reich zu seinen Nachfolger nicht den unbeliebten Albrecht sondern Adolfen aus dem Hause der Grafen von Nassau krönten, erhoben sie sich nach kurzer Ruhe um so trotziger. Doch Adolf regierte allzu ohnmächtig, die auf ihn ihre Hoffnung gesetzt, wurden enttäuscht. Vom Kahlenberg, dem alten Sitz der Markgrafen aus zwang Albrecht zum zweitenmal die Wiener: barfuß und barhaupt muſsten die Rathmänner hinaufziehen in die Burg, Gnade von ihm zu erbitten. Die Freiheitsbriefe der Stadt zerschnitt da der erzürnte Fürst, doch verhieß er bei künftigem Gehorsam einen Theil derselben zu erstatten. Dies that er auch zwölfhundert sechs und neunzig, da gab er den Wienern das Stadtrecht, das seinen Namen trägt.

Wer dieses Stadtrecht liest, erkennt bald: mit der Reichsfreiheit, wie Friedrich der Hohenstaufe sie zuerst den Wienern gegeben, König Rudolf sie —

unwillig aber doch, — bestätigt hatte, war es nun vorbei. Der Stadtrichter wird künftighin ohne Beirath der Bürgerschaft vom Herzog eingesetzt, gegen dessen Spruch hat der Rath Beschwerderecht nicht vorm König oder Kaiser, nur vorm Herzog, wie einst zu der Babenberger Zeit. Wieder fließt ein ansehnlicher Theil der Bußgelder in des Herzogs Casse. Den Rath wählt wohl die Bürgerschaft, aber alle Wandlung, Mehrung und Minderung desselben darf nur geschehen mit Wissen, Rath und Willen des Herzogs. Nur diesem, nicht dem König noch dem Reich sind sie durch einen Eid verpflichtet. Der Artikel, daſs die Bürger nur auf einen Tag dem Reich Kriegsdienste zu leisten haben, wird ganz abgethan, nicht nur daſs sie fürderhin dem Herzog kriegspflichtig sind — diese Pflicht kennt keine Grenzen, die Bürger haben vor der herzoglichen Kriegsgewalt kein Recht, der Hofmarschall mag die Truppen in die Bürgerhäuser der Stadt einlogieren; die Mauer, die die Burg von der Stadt trennt, wird gebrochen, auf städtischem Boden steht nun zum erstenmal des Herzogs Burg: sie sollte den Bewohnern immerdar eine Mahnung, dem Herzog ein starkes Pfand ihrer Treue sein.

Freilich in andern Sachen, die nicht das eigentliche Regiment betrafen, bestätigte Albrecht der Stadt, was frühere Fürsten ihr gegeben: Marktordnung und Polizei durfte auch ferner der Rath handhaben, auch blieben alle Bewohner frei; doch wenn die Handwerker, die in den Kämpfen der Geschlechter um die Stadtfreiheit öfters auf Seite des neuen Herzogs waren, gemeint, dieser würde ihnen nun Antheil am Stadtregiment gewähren, so irrten sie: dieses blieb den Ehrbaren, Biderben oder Patriciern auch jetzt noch vorbehalten. In Schulwesen, Handwerk, Weingartenpflege sah der Herzog — wie wir noch sehen werden — mit Klugheit vor, was der Stadt damals frommte.

So bedeutete denn der Habsburger Befestigung in Österreich, dem Land gleich anfangs friedbringend und segensreich, für die Stadt Wien zunächst Rückgang und Minderung an Macht, Verlust kaum erworbenen Glanzes. Und sie hat, was sie im Kampf gegen Albrechten verlor, nie wieder gewonnen, es blieb ihr für immer verwehrt, zu der stolzen Höhe von Köln oder Straßburg, von Nürnberg oder Augsburg emporzusteigen. Dorten verwalteten die Bürger durch gewählte Vertreter alles selbst, hier musſten sie in vielen und gerade den wichtigsten Dingen dem Gebot eines Landesherrn folgen; von jenen erschienen bald auf den Reichstagen Abgesandte neben Kurfürsten, Fürsten und Bischöfen, diese vertrat dort, wie das ganze Land, ihr Herzog: nur durch ihn standen sie in Gemeinschaft mit dem Reich. Für sie gab es kein Reichsgericht: wenn es etwa dem Landrichter von Nürnberg einmal beifiel, einen Wiener

Bürger zu laden, da beschwerte sich der Herzog gleich beim Kaiser und dieser entschied: der Herzog habe ihm Briefe gezeigt, „daz niemand, in welchem wesen, adel oder wirdn der sei, jemanden seiner underseſſen (Unterthanen) sulle oder mug fur uns und des heiligen reiches hofgericht oder ander gerichte laden oder für pringen, der hab dann zuvor das recht gesucht und gevodert vor im (dem Herzog) und an der stat, do solher den man anspricht, gesessen ist"; erst wenn der Herzog dem Kläger sein Recht verweigert, dann mag er „uns und das heilige reiche und unser hofgerichte anrufen oder das recht suchen, als pilleich (billig) ist". Mochte dies dem Wiener Bürger als ein Vortheil erscheinen, so konnte er doch drüber nicht so leicht vergessen, daſs er auch keine Berufung ans Reich hatte: des Herzogs Spruch war letzte Instanz für ihn.

Auch mit der selbständigen Stellung der Stadt nach außen war es vorbei: sie konnte nicht wie die rheinischen und schwäbischen Freistädte Einigungen und Bündnisse mit anderen Städten zur Erreichung gemeinsamer wirtschaftlicher oder politischer Ziele schließen. Und als im fünfzehnten Jahrhundert noch einmal das ganze Reich von einem Zwiespalt zwischen Kaiser und Papst erschüttert wurde, da konnte Wien nicht Partei ergreifen: dort wo der Herzog stand, muſste auch die Stadt stehen. Wenn in Straßburg die Bürger sich den Titel „Herren" anmaßen, ein Kaufmann dort sich rühmen konnte, sein Sohn wäre auch einer Fürstentochter ebenbürtiger Gemahl: in Wien wuſste es der Bürger bald nicht anders, als daſs er Unterthan seines Landesherrn sei, in dieser Stellung konnte ihm so stolzes Selbstgefühl nicht aufkommen. Die kurze reichsfreie Zeit war rasch vergessen.

Doch war auch da Vortheil und Segen dabei. Es fehlten hier die verderblichen Zwistigkeiten zwischen den Patriciern, die das Stadtregiment in Händen hielten, und den aufstrebenden Handwerkern, die davon ausgeschlossen waren und dies nicht geduldig ertrugen: in den Reichsstädten haben sie überall, bald kurze Zeit nur, bald aber ein Jahrhundert lang gewüthet, und es war kein Schiedsrichter da, denn der Kaiser war meist fern, in eigene Händel verwickelt, auch wohl zu gering an Macht. In Wien aber war der Herzog, dessen Wort vermitteln, dessen Gebot Frieden schaffen konnte: gerade hundert Jahre nach Albrecht I. Stadtordnung setzte sein Urenkel, ein anderer Albrecht, fest, daſs auch Handwerker in den Rath gewählt werden dürften, „damit kein Theil von dem andern überdrungen und beschwert werde". Damit war der letzte Rechtsunterschied zwischen den Altfreien und den einst Hörigen ausgelöscht.

Ein anderer großer Vortheil, den die Landesunterthänigkeit unserer Stadt gewährte, war der: die freien Reichsstädte von den Gebieten weltlicher und geistlicher Fürsten umschlossen, lagen mit diesen in steter Fehde, konnten nie sich ruhig des Lebens freuen, hatten eine Geschichte voller Gefahren und Kämpfe. Dies auch hätte Wien geblüht, wenn es der Macht Albrechtens sich erwehrt. Ringsum wäre Habsburger Land gewesen: welch eine Aufgabe, gegen so

mächtige Nachbarn seine Freiheit zu behaupten! Und wo hätte sie Schutz gefunden gegen kleine Landherren, die etwa der Stadt Kaufleute auf den Straßen niederwarfen und beraubten, ihr die Handelswege, ja die Zufuhr täglicher Nahrung sperrten? Beim Kaiser noch weniger als die Städte am Rhein, denn hier war er noch ferner als dort. Beim Herzog, dem sie trotzig widerstrebt? Nein, auf sich selber hätte sie da stehen, ganz allein sich vertheidigen und behaupten müssen. So aber als Besitzthum des Landesherrn war sie dessen theuerstes Kleinod, das er hegte und pflegte und väterlich schirmte vor jeder Gefahr. Drohte aber gar ein gewaltiger Feind an den Grenzen, dann war es von doppeltem Wert, dass die Stadt des Herzogs war, einem Fürsten-



Fig. 19. Die alte Peterskirche mit ihrer Umgebung um 1640.

haus angehörte, das bald an Macht seines Gleichen im Reich nicht hatte; ja die nicht erbliche Kaiserkrone Jahrhunderte hindurch wie ein erbliches Gut besaß. Straßburg, die stolze freie Stadt, ward zuletzt der Franzosen Beute, im Türkenkrieg stand zu Wiens Schutz des Kaisers ganze Macht bereit, denn dieser Kaiser war zugleich der Stadt Landesherr.

Und so werden wir denn heute ohne jede Bitterkeit des Niedergangs der Reichsherrlichkeit Wiens gedenken. Was auf der einen Seite verloren ward, doppelt und dreifach gewann es die Stadt auf der andern. Die Geschichte des Geschlechts aber, das unsere Vorfahren so trotzig und misstrauisch empfangen, ist im Lauf der Zeit die unsrige geworden, und heute gehören wir zusammen in Freud und in Leid als wäre es immer so gewesen.

V.

Handel und Wandel im Mittelalter.

So also waren von der Zeit an, da Herzog Albrecht zum zweitenmal als Herr in Wien einzog — im zwölfhundert und sechs und neunzigsten Jahr — die öffentlichen Dinge in Wien geordnet. Über alle, die in der Stadt wohnten, übte der Stadtrichter, nach der Bürger Vorschlag vom Herzog bestellt, den Blutbann: er hält an bestimmten Tagen Gericht auf der Bürger Schranne am Hohen Markt. Er ist nur Frager des Rechts, den Spruch gab ein Ausschuss von Rathmannen, die Schöffen, nach altdeutscher Weise. Wo es nicht an Leib und Leben gieng, hatten auch andere Richter Gewalt. Da war zuerst der, den das Schottenkloster setzte über seine Häuser und Gründe in der Stadt. 1375 bestätigt der Herzog, „dass unser Richter der Stadt zu Wien (nur) das Blut und den Tod zu richten hab über des Abtes Holden und seine Diener." Dreiundsechzig Jahre später hat der Landesherr nochmals die Grenzen städtischer und stiftischer Gerichtsbarkeit bestimmt. Der Stadtrichter soll „die Bürger, die auf der Schotten Grund sitzen und die in das Schotten Gerichte gehörent, nicht pfänden noch fürfordern, auch den geistlichen Herren nicht in ihre Freiung greifen in keiner Weis." Über die Landherren, die Räthe, Ritter und Knechte des Herzogs, sowie dessen Gesinde „das sein täglich Brot isst", richtete ein besonderer Hofrichter und wenn der Stadtrichter in das Gebiet der Burg, vor das Widmerthor oder in die Herrengasse sich in Amtshandlung begibt, so soll er zwei oder vier Diener des Land- oder Hofmarschalls „denen zu glauben und zu trauen ist", mitnehmen, damit ihm diese sagen, wer hier vor des Herzogs Hofgericht gehört. Die Münzer und Goldschmiede unterstehen dem Münzgericht, das der Münzmeister hegt. Aber von Sanct Georgi Tag bis Sanct Jacob ruht des Münzmeisters Richtergewalt — das ist „der Münz Recht und Freiheit" — es wäre denn, dass die streitenden Theile beide ihn um Entscheidung bitten. Ist einer der Falschmünzung bezichtigt, so steht es dem Münzmeister mit den Hausgenossen zu, das Verbrechen festzustellen, dann wird der Schuldige dem Stadtrichter überliefert. Auch die Juden sind dem Stadtgerichte nicht unterthan, schon im dreizehnten Jahrhundert haben sie ihren eigenen Richter und schwören vor diesem auf die Thora; in peinlichen Fällen richtet sie der Herzog durch den obersten Landkämmerer: also bestimmt es Kaiser Friedrichs Judenordnung von 1244, König Rudolf und hernach noch Herzog Rudolf der Stifter bestätigten es. Für Handelssachen gab es im 15. Jahrhundert wieder einen besonderen Richter, den Hansgrafen. Auch die hohe Schule hatte ihr eigenes Gericht.

Der Rath hatte das gemeine Wesen der Stadt zu verwalten. An seiner Spitze bestand schon zur Zeit Albrecht des Ersten ein Bürgermeister: wann

diese Würde aufgekommen wissen wir nicht, in andern deutschen Städten erscheint sie gemeiniglich im 13. Jahrhundert. Die Berathungen sollen zuerst in einem Haus am Graben, — wo später das Seib'sche Haus stand, gegen die Bräunerstraße, — stattgefunden haben, später in der Wollzeile, im 14. Jahrhundert war es schon in der heutigen Salvatorgasse, das der söhnelose Bürger Otto Haym, der auch die Salvatorcapelle stiftete, der Stadt zu Eigen vermacht hatte. Hier versammelten sich also die Rathmannen, bisweilen zogen sie auch die Genannten bei, jene zweihundert Männer, die schon seit Leopold dem Glorreichen allem Geschäftsverkehr in Wien Sicherheit und Weihe gaben, ohne dass Urkund und Siegel nöthig war. In besonders wichtigen Anlässen scheint auch die ganze Gemeinde, soviel haushäbliche Männer mit eigener Feuerstatt — mit „eigenem Rauch" — in der Stadt wohnten, berufen worden zu sein, wenigstens heißt es in einer Feuerwehrordnung von anno vierzehnhundert vier und fünfzig, sie sei gemacht von „Rath, Genannten und Gemain". Nicht gering waren die Geschäfte, die in der rasch aufblühenden Stadt dem Rathe zufielen, aber es ist wenig schriftliche Spur davon geblieben, keine Sitzungsprotokolle, nur eine kleine Zahl von Ordnungen, die er gab. Eine der ältesten ist von zwölfhundert acht und achtzig: darin wird dem Stift Klosterneuburg das Recht zur Einfuhr und Verkauf von Wein in Stadt und Vorstadt von Wien verliehen: gezeichnet sind auf der Urkunde Konrad vom Haarmarkt, der Richter, und Konrad Pullo, der Bürgermeister. Aus dem nächsten Jahrhundert sind mehrere Steuerverordnungen, ein Beschluss über den Heimfall von verwaistem Gut, dem die Ehre widerfahren ist, in einem Zeitalter bestätigt zu werden, da man von der Vorfahren Recht und Verwaltung recht gering dachte: achtzehnhundert und neunzehn durch ein Hofdecret. Gar seltsam klingt uns eine andere Verfügung des Rathes aus demselben Säculum: es verbietet den Bürgern, ihr altes Gewand an Aushilfsknechte — sogenannte Sonntagsknechte — zu schenken, nur den Dienstleuten, die immer im Hause sind und täglich an der Herrenleut Tisch essen, dürfen sie es geben: vielleicht, dass die Schneiderzunft vom Rath diese Satzung erwirkt hat, damit ihr nicht zu viel Kundschaft entzogen werde. Dem Rath stand auch die Aufsicht über das Handwerkswesen zu, ja der Herzog gab ihm das Recht, Zunftordnungen zu bestimmen, was in andern Städten Deutschlands meist der Zünfte eigene Sache war. Endlich lag auch die Verwaltung der städtischen Landgüter in des Rathes Hand; solche besaß nämlich Wien schon in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts: Aichau und Lachsendorf, Minchendorf, Hintberg oder Himberg und Ebersdorf; da setzte der Rath die Richter und übte alle Gerechtsame einer Grundherrschaft.

Öfters ist auch in den Urkunden der Zeit bereits von Vorstädten die Rede: sie unterstehen gleichfalls dem Stadtgericht, werden gleichfalls vom Stadtrath verwaltet, die Einrichtung der Genannten gilt auch für sie. Aber das sind nicht die Vorstädte unseres Jahrhunderts: wo diese begannen, endigten

jene, schlossen sich unmittelbar an die Mauern und Gräben der Stadt. Ursprünglich bloße Hütten und Verkaufsbuden, eng und dürftig aneinander gebaut, wurden sie „Lucken" genannt und schon zur Zeit der ersten Türkenbelagerung sind sie spurlos verschwunden. Nur von der heutigen Wieden liegen einige Gassen — die Technikerstraße, die Paniglgasse — auf dem Boden der alten Lucken, alle andern sind vom Glacis verschlungen worden und an ihrer Stelle breitet sich jetzt die Ringstraße mit ihren Seitengassen aus. Immer sind sie auch zum Gebiet der Stadt gerechnet worden und waren durch Befestigungen, Thürme und Thore nach außen abgeschlossen: ein Thor lag da, wo jetzt Wiedner- und Margarethenstraße zusammenstoßen, ein anderes am Eingang der späteren Vorstadt Rossau, in der heutigen Liechtensteinstraße.

Nach altem Herkommen, das ein Rathsbeschluss von 1432 anerkannte und regelte, wählten die Hausbesitzer vor jedem der vier Hauptthore alljährlich zu Weihnachten vier „erbare getreue Männer", die geschworenen Vierer, die dann zwischen dem Sanct Gilgen- und dem Sanct Michaelstag (1. und 29. September) und dann nochmals vor Mitfasten in ihrem Viertel mit dem Richter von Haus zu Haus gehen sollen, die Feuerstätten beschauen, ob sie nichts Feuergefährliches finden, und dann von Feld zu Feld, ob die Raine, Wege, Zäune und Gräben in gehörigem Stand sind und niemand von dem gemeinen Boden etwas eingefriedet hat zu besonderem Gebrauch. Auch sollen die Vierer gerufen werden, wenn ein Neubau bezogen, ein Garten oder Feld getheilt wird: für ihre Mühe haben sie dann zwölf Pfennige zu fordern.

Viele Dinge aber, die in freien deutschen Städten Bürgermeister und Rath entschieden, sind in Wien von dem Landesfürsten geordnet worden: auf allen Gebieten städtischen Wesens hat dessen Gewalt gelegentlich eingegriffen, gleichsam als wollte er es den Bürgern immer wieder ins Gedächtnis rufen, dass sie einen Herrn hätten, dem sie unterthan. Nicht nur, dass er städtische Organe wie den Hansgrafen oder den Bettelvogt einsetzte, dass die Ausschreibung neuer Steuern seiner Bewilligung bedurfte, dass sein Anwalt oder Commissär den Sitzungen des Rathes beiwohnte und ihre Beschlüsse zernichten konnte, es hat sich der Herzog auch oft in Angelegenheiten, deren Schlichtung er dem Rathe ausdrücklich zugestanden, eingemischt: so entschied er einen Streit zwischen Krämern und Kaufleuten, gab eine Weingarten-, eine Schneider-Ordnung, kümmerte sich selbst um den Verkauf von Brot, Fleisch, Öl und Kerzen. Von einer Selbstverwaltung wie in Nürnberg, Frankfurt am Main, Worms oder Straßburg war in Wien auch auf dem bescheidenen Gebiet der Gewerbe- und Marktpolizei selbst in den besten Zeiten des Mittelalters keine Rede. Einzig in den Tagen, da Friedrich der Streitbare in des Reiches Acht und Bann lag, dann zu Ottokars Zeiten und so lange Rudolf von Habsburg in Österreich in des Reiches Namen waltete, mag es anders gewesen sein.

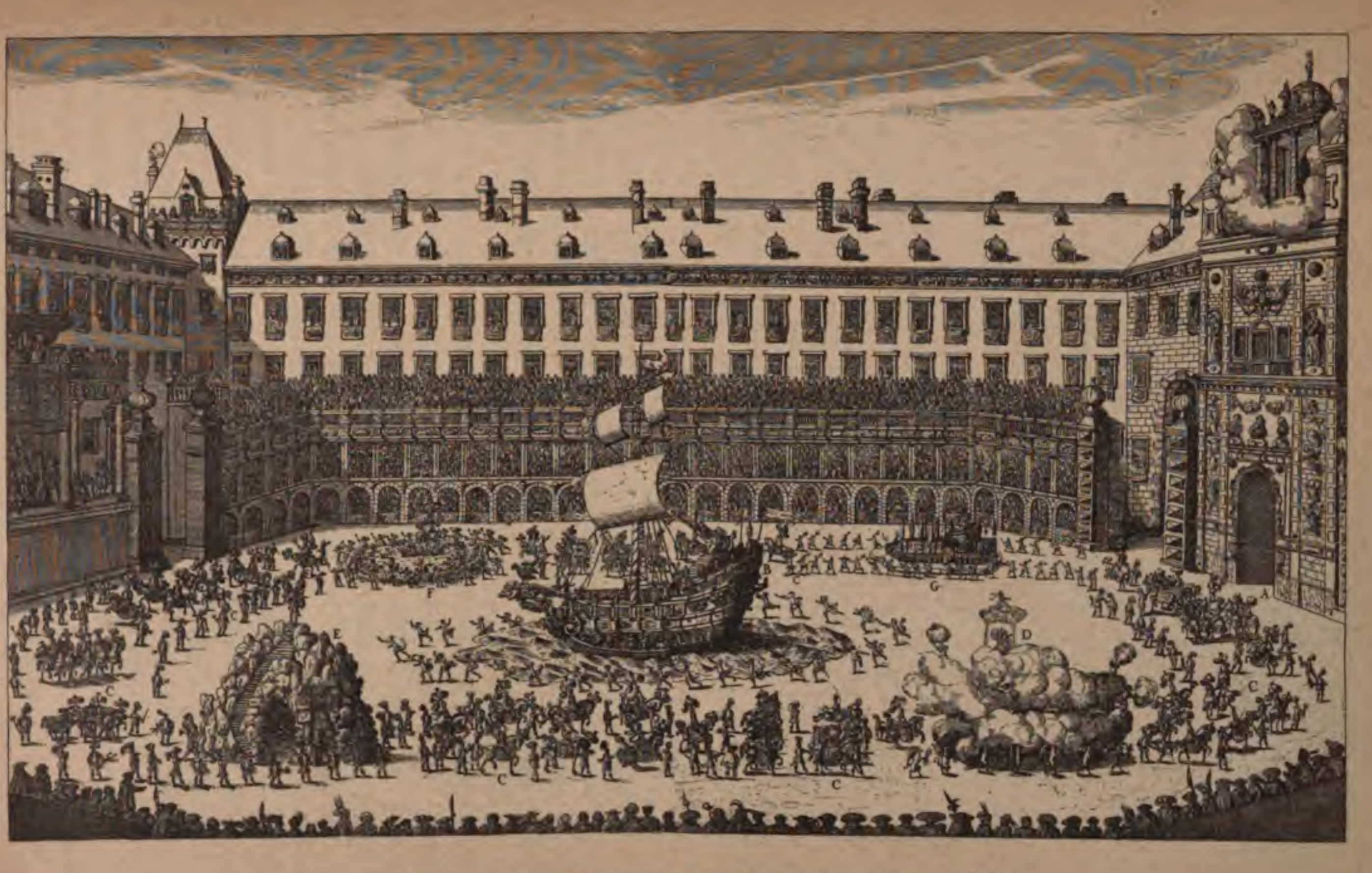


Fig. 20. Ballet und Caroussel im inneren Burghofe im J. 1667.

Die späteren Vorstädte und Vororte bildeten, wenn sie auch zum Theil innerhalb des Blutbannes — der Bannmeile — des Stadtrichters lagen, eigene Markgenossenschaften, also besondere Gemeinden und ihre Insassen — jene nämlich, die einen eigenen Herd hatten — versammelten sich an bestimmten Tagen zu den sogenannten Banntaidingen oder Taidingen*), sie finden ein-, zwei- oder dreimal des Jahres statt, am häufigsten um Georgi: so in der Rossau, in der Leopoldstadt, in Erdberg, in Matzleinsdorf, in Meidling; in Weinhaus wird Banntaiding zu St. Johann in der Weihnachtswoche gehalten, in Simmering am St. Philippstag, in Währing am Montag nach Lichtmess, am Montag nach Georgi, am Montag „nach unserer lieben Frauen Tag der Schidung.“ Vorsitzender ist der Richter, den die Gemeinde wählt, die Herrschaft bestätigt, ihm setzt die Gemeinde zwei, die Herrschaft einen Rath zur Seite, der Richter wählt sich selbst noch einen vierten: dieses sind die sogenannten geschworenen Vierer, sie fehlen nirgends. Wie jenen vor den Thoren der Stadt in den Lucken, kommt es ihnen in ihren Gemeinden zu, die Feuerstätten, die Wege, Stege, Bäche und Zäune zu begehen und jeder Unordnung zu steuern. Die Taidinge dienen dazu, Richter und Vierer zu bestellen, obrigkeitliche Erlässe zu verkünden, Beschwerden einzelner Markgenossen zu vernehmen, den Hüter zu setzen, die Zeit der Lese zu bestimmen und anderes mehr. Besonders wichtig aber waren sie, weil am Beginne immer alle die Rechte und Pflichten der Genossen gegen den Grundherrn und gegen einander, wie sie von Alters hergekommen waren, in Erinnerung aller gerufen wurden. Dazu wählten sich die Versammelten einen älteren Mann, der des Rechtes wohl kundig war: den Weiser oder Vorsprecher. Dieser hub an: „Herr Richter, seid ihr gesessen als zu einem Banntaiding gehört und wie es von Alter herkommen ist nach des Eigens und der Herrschaft Gerechtigkeit? Sprecht den Nahebauern zu, ob es Banntaidingszeit sei!“ Der Richter bejaht und so fährt der Weiser fort: „Herr Richter gönnet uns die erste Sprach.“ Denn jedes Banntaiding zerfällt in drei Abtheilungen oder Sprachen. Häufig unterbricht der Weiser seine Rede, indem er sich an den Richter wendet: Fragt, Herr Richter, in der Gemein, ob es ihr aller Red sei. Dann bestätigen die Markgenossen, ja so sei das alte Recht. In den ältesten Zeiten wird das alles mündlich abgethan, die Satzungen sind einem jeden bekannt, sie leben in den Gemüthern. Endlich werden sie niedergeschrieben und der Weiser liest sie vor. Die Niederschriften heißen Banntaidingsbüchel oder Weisthümer, weil darin das Recht gewiesen wird. Das älteste aus Wiens Umgebung ist das vom obern Werd oder dem Fischerdörfel, der späteren Rossau — es stammt von vierzehnhundert. Die Grundherrschaft, ehmals vielleicht dem Herzog zustehend, muss um diese Zeit in dem Besitz der Stadt Wien gewesen sein, denn wenn die Gemeinde einen

*) Taiding soviel wie Tageding, Gerichtsversammlung an bestimmten Tagen.

neuen Amtmann wählen will, muſs der Bürgermeiſter es zuvor bewilligen, auch enthält der Schluſs des Weisthums, in der Handſchrift die erhalten iſt, eine „demüthige Bitte an die gnädig lieben Herren den Bürgermeiſter und den ganzen Rath“, daſs ſie um Gotteswillen die Werder bei ihren alten Rechten laſſen ſollen, wie es „von Alter Herkommen iſt“ und wenn etwas Ungerechtes darin ſtünde, ſo möchten ſie's nach ihrer Weisheit ändern. Auch der untere Werd*) — die ſpätere Leopoldſtadt — zuerſt gewiſs herzoglich Gut, dann zum Theil an Kloſterneuburg geſchenkt, zum Theil an verſchiedene andere Klöſter und Herren als Eigengut oder Lehen vergabt — hat ſeine Rechte etwa ſechzig Jahre ſpäter in ein Weisthum gefaſst. Im 15. Jahrhundert zeichneten auch die Leute von Erdberg und in der Schiffſtraße (das Gebiet zwiſchen der Stadtmauer und dem Wienfluſs vom Stubenthor bis zur Donau, meiſt von Schiffern bewohnt) ihre Rechte auf, doch hatten ſie ſchon 1379 einen Amtmann, der in allen Dingen richtete außer um Blut und Tod: ſie waren nicht der Stadt, ſondern der Gemahlin des jeweiligen älteſten Herzogs von Öſterreich zinsbar und unterthan. Matzleinsdorf, das im 14. Jahrh. den Herren von Tirna gehörte, und Gumpendorf, das mehreren Grundherren zinste, haben gleichfalls Weisthümer aus ſo früher Zeit, von den Vororten aber Meidling und die Schiffer zu Nuſsdorf, jünger ſind die von Hernals und Ottakring, Ober- und Unter-Döbling, Heiligenſtadt, Dornbach, Weinhaus, Simmering und Währing.

Wir folgen nun, von den Gerichtstagen, Rathsverſammlungen und Banntaidingen weg, den Bürgern in ihre Häuſer und auf den Markt, den Handwerkern in ihre Werkſtätten und Innungen. Das iſt der Boden, aus dem der Städte Gedeihen emporwächſt, da ſind die Wurzeln ſtädtiſchen Gedeihens, ſtädtiſcher Kraft.

Das Haus war den Bewohnern einer mittelalterlichen Stadt viel mehr als uns Städtern von heute, die wir meiſt kein anderes Heim haben als einiges Hausgeräth und unſere Wohnungen alle paar Jahre wechſeln ohne Heimweh, ohne auch nur das Gefühl eines Verluſtes. Und das Haus ſelbſt iſt längſt zur Ware, zu einem Gegenſtand der Speculation geworden, es wechſelt ſeine Beſitzer ſo ſchnell faſt wie die Wohnungen ihre Miether. In jenen alten Zeiten war das anders: da war das Haus dem Eigenthümer wie ein Stück von ſeinem Leben, er bewohnte es allein mit ſeiner Sippe, ſeinem Geſinde, er verließ es nicht ohne dringenden Grund, er verkaufte es nur ſelten. Die Kinder wuchſen in den Räumen auf, wo ſie geboren wurden, hieher führte der erwachſene Sohn ſein junges Weib, hier ſtarben die Eltern, die Enkel ſegnend, die die alten

*) Werd bedeutet ein von Waſſer ganz oder theilweiſe umfloſſenes Gebiet, alſo Halbinſel oder Inſel.

Räume schon wieder mit neuer Daseinslust erfüllten. Und hier war allen in wilden Zeiten ein sicherer Hort, wie es schon Leopold der Glorreiche in seinem Stadtrecht verlangt, Albrecht der Zweite hundert Jahre später wiederholt hat: „Wir wollen auch, dass einem jeglichen Bürger sein Haus seine Feste sei und eine sichere Zuflucht, ihm und seinen Mitwohnern und jeglichem, der dahin flieht." Was der Engländer heute noch mit Stolz sagt, konnte auch der deutsche Bürger jener Zeiten, konnte auch der Bürger von Wien von sich rühmen: „Mein Haus ist meine Burg".

Bis ins vierzehnte Jahrhundert waren die städtischen Häuser von den ländlichen nicht sehr verschieden. Wie diese heißen sie Höfe, sind häufig von Holz — aus blockhausartig zusammengefügten Balken — fassen Stallungen und Scheunen, haben Gärten, Weideplätze und andere freie Räume angeschlossen, so dass sie große Flächen einnehmen. Und wenn sie reichen freien Leuten gehören, sind sie burgartig befestigt, trotz wiederholter Verbote noch bis ins fünfzehnte Jahrhundert mit Mauern und Thürmen versehen, kurz es sind wahre Frohnhöfe, wie die Gutsherren auf dem Lande hatten. Solche haben denn auch Palas und Kemenaten, wie die Herrensitze auf dem Land, es konnten — wie in Augsburg und Straßburg bei reichen Altbürgern — Kaiser in solchen Häusern absteigen und wohnen. Die kleineren Häuser, ob sie nun Freien oder Unfreien gehören, sind alle nach demselben Plane gebaut und eingerichtet. An der Vorderseite, gegen die pflasterlose Straße zu, waren die Ställe, Scheunen und andere Vorrathskammern angebracht, rechts und links vom Thor vorspringend die Schweinekoben. In die Decke des Flurraums war eine Öffnung eingelassen: sie diente dazu, das Heu von den einfahrenden Wagen aus gleich auf den Boden zu schaffen. Durchschritt man den Flur, so war man im Hauptgelass des Hauses: hier stand der Herd, an dessen Seite der Hausfrau Ehrensitz, vor diesem der Tisch, wo alle Hausgenossen die beiden Mahlzeiten, die damals üblich waren, um neun Uhr Vormittags und gegen Abend um fünf oder sechs, zu nehmen pflegten. Hinter dem Herd, an der Rückseite des Hauses, waren insgemein drei Gemächer angebracht: die Sonntagsstube — von schlichten Bürgerhäusern unserer Tage heute noch bewahrt — die Schlafstube der Eltern und eine Kammer für die erwachsenen Töchter und Mägde des Hauses. Die Fenster dieser Räume giengen auf die Hofstatt oder den Garten. In der Kaufleute Häusern war wohl schon um diese Zeit der Herd aus der Mitte des Hauses in ein Seitengelass verwiesen, an Stelle der alten Gemächer im Hinterraum treten gewölbte Hallen, wo die Waren aufgeschichtet liegen, die Ballen und Fässer gefüllt, ab- und aufgeladen werden. Die Wohnstuben sind in einem Stockwerk untergebracht, die Wirtschaftsräume im Vorderhaus werden von Schreib- und Wächterstuben verdrängt. Bisweilen durchbricht man auch das Dach des alten Herdraums, so dass ein Hof und ein besonderes Hinterhaus entsteht. Das Obergeschoss lässt die Thüren auf

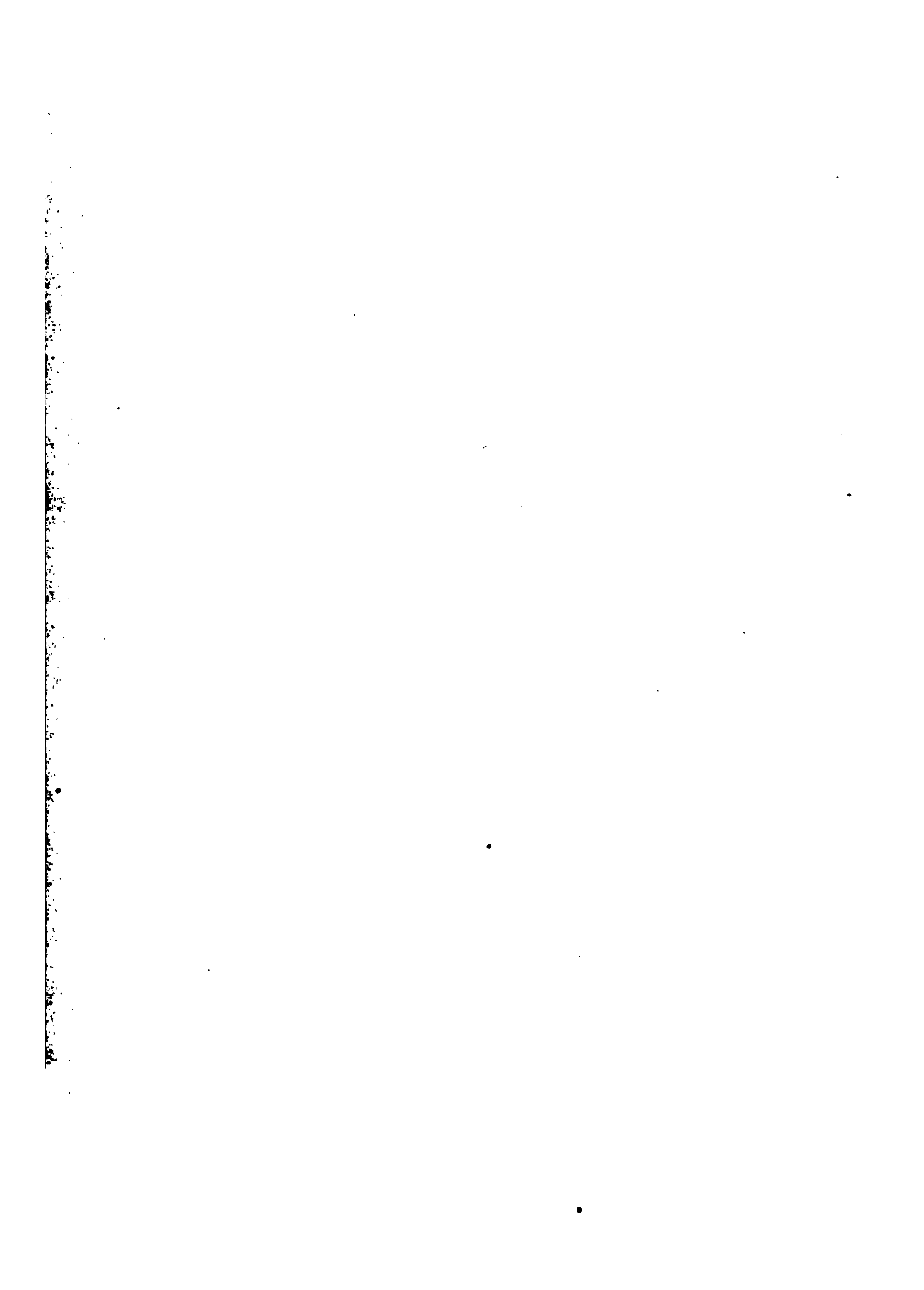
eine offene Gallerie münden. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, wo es schon viele steinerne Häuser gab, wird der Flur kleiner, die Stallungen und Scheunen schwinden immer mehr, um Wohnzimmern oder Läden Platz zu machen.

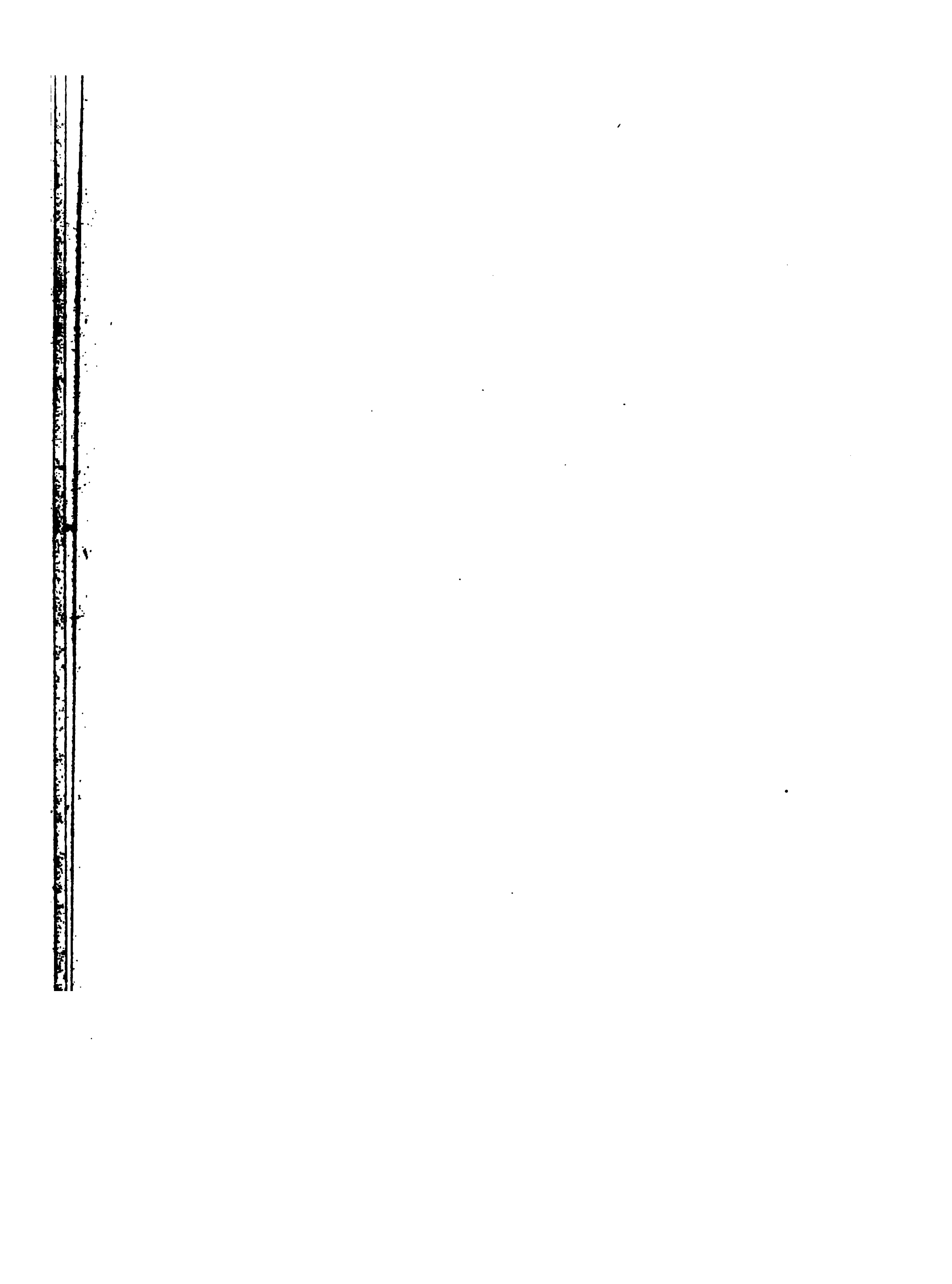
Von der Inneneinrichtung der bürgerlichen Wohnungen in so alter Zeit können wir uns kein getreues Bild entwerfen, es haben sich da nicht — wie aus den Burgen der Großen — einzelne Stücke zu uns herübergerettet. Aber wir müssen uns den Hausrath so bescheiden wie möglich vorstellen: ein paar Tische, Bänke, Truhen, grobe Lagerstätten, für Bequemlichkeit war nicht gesorgt, nur für des Lebens Nothdurft; Glasfenster waren eine Seltenheit, erst im vierzehnten Jahrhundert gibt es Glaserzünfte in deutschen Landen, in einer Stadt wie Zürich waren noch 1402 die Fenster des Rathhauses bloß mit Tüchern verwahrt.

Wenn aber auch Jahrzehnte hindurch, ja ein Jahrhundert und länger dieselbe Familie im Hause wohnte, so war dies doch auch bei Bürgern nur selten volles Eigenthum. Frei waren freilich seit Kaiser Friedrichs großem Brief alle in der Stadt, aber die Häuser blieben doch mit allen jenen Abgaben belastet, die nicht wie Besthaupt und Buteil aus der Hörigkeit flossen. Die Zinse, die etwa der Herzog zu fordern hatte, waren wohl früh durch eine Jahressteuer, die die ganze Stadt darzubringen hatte, abgelöst worden, aber es blieben die Häuser und Hofstätten, die auf dem Grund und Boden der Gotteshäuser und Stifter lagen: waren ihre Bewohner auch nicht mehr hörig, zu zinsen hatten sie doch. Wie viele solche Häuser gab es aber! Wir besitzen ein Grundbuch des Schottenklosters aus dem Jahr dreizehnhundert und vier, darin sind all die Häuser und Hofstätten verzeichnet, aus denen es Zinsen zog. Innerhalb der Stadt werden als pflichtig genannt: neun Häuser in der Tuenvoitsstraße (Teinfaltstraße), eines in der Bognergasse, zwei in der Schowfelluchen (Schauflergasse), zwei Herbergen am Graben, eines in der Färbergasse, acht in der Rad- (jetzt Dorotheer-)gasse, die Häuser am Fleischmarkt in der Gegend von Sanct Laurenz, Häuser in der Traiboten- (später Himmelpfort-) gasse, auf der Weihenburg und andere. Da brachten denn die Inwohner am Tag des heiligen Georg oder an einem Frauentag — denn nach den Festen der Heiligen ward das ganze bürgerliche Leben bemessen, Monatsdaten kannte man nicht — den Zins, damals noch meist Naturalien: ein paar Metzen Frucht, eine Fuhre Holz, ein paar Brote, ein Pfund Wachs in den Frohnhof der Schotten zum Camerarius, der des Klosters Bücher führte. Andere trugen an andern Heiligentagen den Minderbrüdern in der Hochstraße, den Predigern hinter der Wollzeile, den deutschen Herren in der Singerstraße, den frommen Frauen zu der Himmelpforte oder zu Sanct Laurenz ihre pflichtigen Gaben.

Aber selbst Bürger, deren Häuser jedes solchen Zinses ledig war, beluden sie im Lauf der Zeit damit: die Ursache war meist Frömmigkeit. So mancher übergab der Kirche, wo er am liebsten seine Andacht verrichtete, wo er vor einem Heiligenbild Erhörung seines Gebetes zu finden meinte, wo er nach seinem Tode ruhen wollte, oder dem Kloster, in dem er ein geliebtes Kind als Mönch oder Nonne hatte, sein Haus zu Eigen und empfieng es dann von jenen — so war die Sitte der Zeit — als geliehenes Gut oder Lehen zurück, behaftet nun mit der Verpflichtung, einen Jahrzins zu entrichten. Andere, um ihrer Seele Heil besorgt, thaten dasselbe, auf dass nach ihrem Hingang alljährlich an ihrem Todestag eine Messe gelesen werde vor einem bestimmten Altar; im vierzehnten Jahrhundert war fast kein Haus, das nicht mit solchem Zins belastet war, sie nannten es Seelgeräth oder Jahreszeit. Das war alles nicht etwa bloß in Wien so, sondern überall in deutschen Städten und erst in späteren Jahrhunderten sind diese Zinse durch eine größere Geldsumme ein für allemal abgelöst, oder auch, wo der Rath protestantisch wurde wie in Basel, Nürnberg oder im Norden, abgeschafft worden.

Für zugewanderte Freie von geringem Vermögen, für Hörige, die, ihrem Herrn entlaufen, in den Mauern der Städte Sicherheit und Freiheit suchten, für die Handwerker der Stadt selbst, die bis vor kurzem auf hofrechtlichem Besitz gesessen waren: für alle diese bot nun die Häuserleihe das einzige Mittel, einen eigenen Herd zu erwerben, diesen aber musſten sie haben, wollten sie berechtigte Stadtgenossen sein. So viel Geld, um Grund und Boden zu kaufen, hatten sie nicht, auch war dieser nicht so leicht feil wie heute, der Besitzer entschloss sich nur selten und schwer, ihn zu veräußern. So entstand das Auskunftsmittel, Bauplätze oder Häuser unter der Bedingung eines Jahrzinses an Frucht, Brot, Wein und Wachs zu verleihen und zu entlehnen. Den Jahreszins nannte man Burgrecht, nur langsam verwandelte er sich aus Naturalien in Geld. Die Beliehenen erhielten aber ihr Lehen, wie es in den Urkunden heißt: „Zu einem rechten steten Erbe nach der Stadt Gewohnheit und Recht“, es ward „ihm und allen seinen Erben zu einem steten festen ewigen Erbe“: das heißt, es gieng der entlehnte Besitz von Vater auf Sohn über: der wirkliche Besitzer erhob dafür eine kleine Abgabe, den Ehrschatz, die Wandelung oder das Gewerf, beinah niemals aber hatte er etwas dagegen, die Sitte verbot es, das Geliehene einzuziehen, es wäre denn, dass die Zinse längere Zeit nicht erlegt worden wären: „wegen versessener Zinse“. Merkwürdiger aber noch war dies, dass nicht nur der Leihherr sein Burgrecht verkaufte, der Beliehene durfte das Haus, das eigentlich gar nicht ihm gehörte, in die zweite Hand verleihen und selbst verkaufen: es blieb nur auf demselben das erste Burgrecht haften, der Käufer, oder der zweite Entlehner, übernahm es und zahlte es fort. Kein Wunder, dass auf diese Art die ursprüngliche Bedeutung des Burgrechts ganz in Vergessenheit gerieth. Dazu kam noch,





dass der Häuserwert rasch stieg, während der Zins derselbe blieb, ja in den schlechtesten Pfennigen gezahlt wurde — „nicht mit denen so man Fleisch und Brot kauft."

Neben der Häuserleihe war der Rentenkauf und -verkauf von der größten Bedeutung für das wirtschaftliche Leben einer mittelalterlichen Stadt. Die Rente ist nicht mehr Zins für geliehenen Grund und Boden, sondern Kaufpreis für fahrende Habe: wegen Mangels an Capital wird dieser Preis als wiederkehrende Leistung dem Boden auferlegt. Wer nicht so viel Geld hat, um genug Frucht, Häute, Holz, Eisen u. dgl. zu kaufen, oder nicht genug von diesen Dingen um Geld damit zu erwerben, verpflichtet sich, wenn er das eine oder andere braucht, zu einer jährlichen Abgabe von einem Grundstück auf bestimmte Zeit. Die Rente nannte man auch Gülte oder Geld, erst in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts hat dieses Wort die heutige Bedeutung angenommen. Mit Renten wurde ein großer Theil des Geschäftsverkehrs bestritten. Es war drum nicht so unsinnig, wie uns dies heute erscheint, wenn die Kirche verbot Geld auf Interessen zu nehmen oder zu geben: das Kirchengebot sprach aus, was sich damals von selbst verstand: dass das Geld noch nicht die Eigenschaft von Capital habe und also keinen Zins bringen kann, dies vermag nur der Boden: diesem gegenüber sind Geld in unserem Sinne — Münze — und Arbeit verschwindende Productionsmittel. Grundzins und Rentenverkauf waren nirgends verboten, das waren die Geschäfte, deren die aufstrebende Cultur damals bedurfte, und womit sie den größten Theil des Mittelalters vollkommen ausreichte.

Des Bürgers Hauptbeschäftigung war der Handel: daher stammte ja sein Recht, seine Bürgerschaft, der Handel war die Grundlage seiner Existenz. Durch mannigfache Privilegien haben die Herzoge ihn zu fördern und zu schützen gesucht. In einer Mauthordnung von zwölfhundert ein und zwanzig ward bestimmt: die Kaufleute aus Schwaben und Regensburg, aus Aachen, Metz und Maastricht dürfen über Wien nicht nach Ungarn, ohne da ihre Waren auszupacken, nicht länger als zwei Monate dürfen sie in der Stadt verweilen und nur dem Bürger, keinem Fremden verkaufen. Graf Albrecht von Habsburg, als Verweser des Reiches, änderte dies dahin: Der fremde Kaufmann könne bleiben, so lang er will und jedem verkaufen „Burgern und Gästen", selbst an Ungarn. So freisinnige Bestimmungen deuten darauf hin, dass der Handelsstand der Stadt genugsam erstarkt war, um so enger Privilegien, wie sie Herzog Leopold sechzig Jahre vorher gegeben, nicht mehr zu bedürfen.

Wie die Bebauer des Bodens im Mittelalter, ob frei oder hörig, sich zu Markgenossenschaften aneinanderschlossen, so haben auch die Kaufleute frühzeitig Vereine mit festen Satzungen gebildet: überall im Mittelalter wirkte

dieser Trieb, wo ein gemeinsames Lebensinteresse war; die Menschen wollen feste Ordnungen und Formen, sie geben sie sich selbst, aber sie befolgen sie auch. Wo freie Gemeinden waren wie in Köln, hatten auch die alten auf dem Grundbesitz fußenden Geschlechter Handel getrieben und sich in Hansen oder Zechheiten dazu verbunden: ob es in Wien solche gab, ist zweifelhaft, vielleicht waren es die Laubenherren, die in alten Urkunden vorkommen, Großhändler, die zur Marktzeit ihre Waren in den Laubengängen ihrer Häuser ausbreiten. In ihren Händen war der Handel mit dem Ausland, sie wollten mit den übrigen Kaufleuten nichts gemein haben. Diese waren gewiss zugewanderte Freie, — frei muſste der Kaufmann, der hin und wieder zog, sein, Hörigkeit band an die Scholle, — erst durch Häuserleihe kamen sie zu eigenem Rauch und Vollbürgerrecht, aber die Großhändler blieben vornehmer als sie und hatten ihre eigenen Trinkstuben. Herzog Rudolf der Stifter, der — ganz gegen den Geist seiner Zeit — allen Privilegien feind war, wollte sie den andern Kaufleuten gleichstellen, aber schon sein Nachfolger gab ihnen wieder die alten Vorrechte. „Wir haben erfunden und 'erkannt", heißt es in einer herzoglichen Urkunde von 1384, „daſs es unserer Stadt nicht von Nutzen wäre, sollte jedermann Gewand mit der Elle verschneiden — (d. h. Tuch zu Kleidern verkaufen) — sondern die Laubenherren allein sollen das Recht haben so zu thun, wie sie auch vormals gethan." Nur auf den Jahrmärkten sei es „mit Gunst und Willen der Laubenherren" den eingesessenen Bürgern — fremden Krämern nicht — Gewand mit der Elle zu verschneiden gestattet, doch nur wenn das Tuch ihre wahrhaftige Habe ist, und wenn sie es auf offenem Marktplatz thun, in ihren Häusern nicht. Im 15. Jahrhundert versuchten die kleinen Kaufleute, ihren Bedarf aus Venedig durch directe Verbindung zu decken, die Großhändler klagten, noch einmal entschied der Herzog zu ihren Gunsten: nur diese dürften nach Venedig reisen und kaufen, jene — die Krämer — hätten, was sie brauchen, in Wien von den Großhändlern zu nehmen. Doch es dauerte nur wenige Jahre und sie verloren dieses Privileg, da sie durch hohe Preise allgemeine Miſsstimmung erzeugten. Länger hielten sie den sogenannten Straßenzwang aufrecht, der freilich allen Wiener Kaufleuten zugute kam. Die Handelszüge nämlich, die von Venedig nach Danzig an die Ostsee oder — über Krakau und Lemberg — nach Kiew giengen, muſsten Wien berühren, auch durften Kaufleute aus anderen Städten Österreichs nach Venedig nur auf dem Wege ziehen, den die Wiener zogen, also über Villach und die Zeiring, nicht über den Karst: es waren dazu sogar an verschiedenen Punkten Pfleger der Wiener Kaufmannschaft bestellt, die darüber wachen sollten. Endlich war directer Handel mit Venedig überhaupt nur wenigen Städten erlaubt, die andern muſsten ihren Bedarf von Wien und einigen andern privilegirten Plätzen beziehen. Denn die Venediger Straße war für unsere Stadt in den späteren Jahrhunderten des Mittelalters die wichtigste: sie vermittelte zwischen dem deutschen und

slavischen Norden und Italien. Die wichtigsten Artikel, die da im 15. Jahrhundert gen Venedig giengen, waren Leinen, Zwillich, Tuch, Kupfer, Wachs, Garn, Quecksilber, Zinn, Fett, Unschlitt. Herwärts kamen: Gewürz, Rosinen, Feigen, Glas. Auch die Straße durch Mähren nach Böhmen und Polen war von großer Bedeutung, doch führte sie nicht so weit durch Habsburgisches Land, und so genossen auch die Wiener nicht solcher Vortheile. Indes verstattete ihnen der berühmte Böhmenkönig und deutsche Kaiser Karl, derselbe der die Prager Brücke erbauen ließ, Wein dorthin zu verführen und als Rückfracht Getreide einzunehmen. Auch Schlachtvieh, Rauchwaren, Öl und Seife kam auf diesem Weg nach Wien und Österreich. Unbequem war es, dass der Verkehr von Norden über die Donau musste, denn die Fähren in der Nähe der Stadt gehörten alle dem Klosterneuburger Stift, das zum Zeichen seines Wasserrechts zweimal die Woche zwei große Marktschiffe nach Wien hinabschickte. Brücken aber gab es über den Hauptstrom gar keine, über den Canal nur eine, an der Stelle der heutigen Ferdinandsbrücke: sie hieß Schlagbrücke. Erst Herzog Albrecht der Fünfte berieth und beschloss mit den Bürgern anno 1439 „auf seine und ihre Kosten Brücken zu bauen, von Wien über alle Donau bis an das enthalbige Gestade.“ Eine mäßige Mauth wurde festgestellt. Die alte Schlagbrücke aber vor dem Rothen Thurm ist frei, die Leute ausgenommen, die im untern Werd wohnen, die zahlen jährlich eine kleine Abgabe, dafür dass sie Tag und Nacht unbeirrt hinüber und herüber können. Der Donauweg selbst von Regensburg herab nach Ungarn und Byzanz verlor die Bedeutung, die er zu Jasomirgotts und Leopold des Glorreichen Zeit gehabt, gegen Ende des Mittelalters völlig, da die Türken das byzantische Reich inzwischen besetzt und die italienischen Seestädte, zu mächtigen Republiken emporgewachsen, den Handel mit Constantinopel und der Levante übers Meer besorgten. Indes kam immer noch feines Tuch und Leinwand aus Flandern und vom Niederrhein, Salz aus Oberösterreich und Salzburg diesen Weg; nach Ungarn war der Warenzug wohl vermindert, denn dieses Reich stand längst in directen Handelsbeziehungen mit Venedig, blieb aber doch noch stark. Den Landweg von Westen her kamen Eisen und Eisenwaren aus Steier, grobes Tuch und Loden aus Sanct Pölten.

Neben dem ständigen Markt, der Wien erst zur Stadt gemacht hatte, gab es schon in früher Zeit, sowie in vielen größeren Dörfern, Jahrmärkte hier, der eine im Juli um Sanct Jacob, der andere um Maria Reinigung, beide dauerten vier Wochen. Im vierzehnten Jahrhundert sind sie auf den Himmelfahrtstag und Sanct Katharina verlegt worden. Herzog Albrecht gab 1382 eine ausführliche Ordnung dazu. Wiener Zahl, Maß, Wag und Satzung des Raths ist allein da giltig. Es gilt, so lang Marktzeit ist, keine Freiung, auch bei den Schotten nicht, noch in einem Herrenhaus. Außer Wein soll jegliche Ware bei den Thoren frei eingeführt, Mauth und Zoll erst innerhalb

der Stadt in einem einzigen Haus abgenommen werden, auf daſs niemand Verzögerung erfahre. Während des Marktes wehte des Hansgrafen Fahne,



Fig. 23. Ernſt Rüdiger Graf v. Starhemberg,
k. k. Feldmarſchall und Commandant der kaiſ. Reſidenzſtadt Wien
geb. zu Gratz 1635, geſt. zu Weſendorf 1701.

kein Schuldner durfte von ſeinem Gläubiger behelligt werden um einer früheren Forderung wegen; erſt wenn der Markt ausgeläutet, die Fahne eingezogen war,



Fig. 24. Cardinal Leopold Graf von Kollonits,
geb. zu Komorn am 16. October 1631, gest. zu Wien am 20. Jänner 1707.

galt wieder des letzteren Recht. Welch ein buntes Bild mochte unsere Stadt an solchen Markttagen geboten haben! Aber wir können uns noch eine Vorstellung davon verschaffen, wenn wir den Jahrmarkt kleiner Städte, die abseits vom großen Verkehre liegen, besuchen: die Laubengänge der Häuser, wie sie da häufig noch bestehen, sind mit Verkaufstischen gefüllt, die engen Straßen voll Buden, auf den Plätzen wohl auch Vieh aller Art, Spielleute und Gaukler sorgen für Unterhaltung, fliegende Schenken für des Leibes Nothdurft, die Bauern der Umgebung strömen in Scharen herbei, dazwischen drängt sich der jüdische Händler.

Der Juden darf überhaupt, wenn vom Handel jener Zeiten die Rede ist, so wenig vergessen werden als in der Gegenwart. Wir wissen nicht, wann sie zuerst nach Wien gekommen sind, vielleicht schon in der Karolingerzeit, gewiss schon unter Herzog Jasomirgott. Überall im deutschen Reich, also auch hier waren sie des Kaisers Leibangehörige oder Knechte seiner Kammer, auch in dem großen Privileg, das Barbarossa Jasomirgotten gab, hat sich der Kaiser der Rechte auf die Juden in Österreich nicht begeben. Zur Zeit Friedrich des Streitbaren müssen sie schon reich und angesehen in Wien gewesen sein, denn dieser Fürst fand es für nothwendig, in seinem Stadtrecht ausdrücklich zu bestimmen, dass Juden kein öffentliches Amt bekleiden können. Gewohnt mögen sie an der Donauländе haben, dort wo der Ottakringer Bach mündete, also wo heute der tiefe Graben sich gegen den Salzgries wendet — auf Passauischem Grund. Der starke Fremdenverkehr in diesem Viertel, wo die Schiffer landeten, hat ihnen hier größeren Gewinn im Tauschhandel, den sie trieben, erhoffen lassen. Hier stand auch die älteste Judenschule oder Synagoge. Um die Zeit aber, da Leopold der Glorreiche die neue Burg bezog, dürften sie auf herzoglichem Grund und Boden zwischen der Wipplingerstraße und dem Hof angesiedelt worden sein. Der Judenplatz war wenigstens am Anfang des 15. Jahrhunderts Mittelpunkt ihres Bezirkes. Erst um 1267 hatte indes die Kirche bestimmt, „Juden dürfen unter Christen nicht wohnen," es haben auch gewiss die Reicheren von ihnen früher in der Stadt zerstreut gehaust, Häuser entlehnt, gekauft, verliehen, Burgrechte wie die Bürger selbst erworben. Ihres eigenen Richters wurde schon gedacht. Des Kaisers Brief schützte sie und ihre Heidensclaven vor gewaltsamer Taufe, sie sind keinem Gottesurtheil unterworfen, ihr Eid reinigt sie von jeder Anklage. Sie dürfen ihre Weine, ihre Medicamente und Gewürze den Christen verkaufen. Aber sie stehen doch außerhalb der mittelalterlichen Gesellschaftsordnung: keine Gilde, keine Zunft nimmt sie auf, Zwang, durch angeborene Neigung verstärkt, führt sie auf das Geldgeschäft: sie leihen Geld. Denn auch von der Wirtschaftsordnung des Mittelalters sind sie ausgeschlossen: was den Christen verwehrt ist, dürfen sie thun: Zinsen von geliehenem Silber und Gold nehmen. Kaiser Friedrich erlaubt acht Pfennige vom Pfund in der Woche, Herzog Albrecht II. beschränkt sie auf drei. Früh

sind die Klagen über Judenwucher. Zwar Ausnahmen gab es auch da, besonders die Juden aus den Rheinstädten genossen guten Rufes: „Wormser Juden — fromme Juden“ war ein übliches Wort. Und in Lindau am Bodensee nahmen einheimische Bürger von zehn Schillingen die Woche fünf als Zinsen, also jährlich 260: nach der Winterthurer Chronik waren drum die Lindauer froh, dass sich ein jüdischer Wechsler bei ihnen niederließ, denn der begnügte sich mit weniger. Auf keinen Fall drückten sie härter als die lombardischen Geldleute. Aber sicher ist doch, dass sie viel gewuchert und betrogen haben, besonders in Wien. Denn hier haben sie viele Landesfürsten, denen sie allein mit größeren Geldbeträgen aushelfen konnten, sehr begünstigt, sogar Zölle und andere Einnahmen verpfändet. Dies erbitterte sehr. Schon um 1338 regte sichs rings im Land gegen die Juden: mit Mühe bewahrte sie noch in Wien der Herzog vor dem Verderben, sie mussten einen großen Brief beschwören und besiegeln, dass sie billigen Zins nehmen, Gemeindelasten tragen und niemanden drücken wollten. So erhielten sie sich noch beinahe hundert Jahre, dann aber brach des Volkes Wuth gegen sie um so furchtbarer los.

Ein Vorspiel nur des schrecklichen Schicksals, das ihrer wartete, war eine allgemeine Plünderung im Jahre 1406. Vierzehn Jahre später soll ein Ennser Jude, namens Israel, von dem Küsterweib der Pfarre zu St. Lorenz mehrere Hostien erkauft haben, um durch deren Verunehrung die Osterfeier der Christen zu verhöhnen. Dergleichen Geschichten und noch andere, unsinnigere, erzählt und glaubt das Volk gern. Genug, es bedurfte nur eines Vorwandes, den allgemeinen Hass gegen sie zu entladen. Diesmal schützte sie auch der Herzog nicht; es war ohnedies Finanzkunst der Zeit, die Juden wie Schwämme sich ansaugen zu lassen im Volk, dann sie auszupressen. Am frühen Morgen des Donnerstags vor Pfingsten wurden alle Juden gefangen gesetzt, all' ihre Habe eingezogen, die Ärmeren aus dem Lande gejagt, die Reichen, so die Taufe weigerten, zu einem Beispiel des Schreckens aufbewahrt. Solches ahnend, erwürgte sich des reichen Israels Weib in des Diebsschergen Stube mit dem eigenen Schleier. Ein reicher Jude von Tulln stach sich ein Messer ins Herz. Andere erdrosselten sich oder öffneten sich die Adern. Am 12. März 1421 wurden auf der Gänseweide an der Donau, wo jetzt die Gebäude der Donau-Dampfschiffahrt sich erheben, hundertzehn Juden beiderlei Geschlechts, schuldig und unschuldig, lebendig verbrannt. Alle jüdischen Häuser wurden städtisch, Bürgermeister und Rath verfügten darüber. So grauenhaft endigt die Geschichte der Wiener Juden im Mittelalter: was sie auch verschuldet, sie haben es hundertfach gebüßt, einige waren Märtyrer.

Schon im dreizehnten Jahrhundert waren keineswegs mehr alle Bürger des Handels beflissen. Die Stadtprivilegien der Herzoge und Könige hatten ihnen erlaubt, von Kirchen, Klöstern und Adeligen Grund und Boden

zu erwerben oder als Lehen zu nehmen, sie machten sie selbst ritterbürtig oder „sentmäßig" und empfingen ihre Söhne am Hof als Knappen oder Ritter. Dies alles deutet darauf hin, dass viele von ihnen schon so reich geworden waren, dass sie dem Handel entsagt und wie freie Herren lebten. Hauptsächlich in der Umgebung Wiens kauften sie Güter oder nahmen sie zu Lehen und betrieben nichts mehr als den Weinbau, die gewinnreichste Ausbeute des Bodens in der Wiener Gegend. Darum sagt auch Herzog Albrecht in dem Stadtrecht von zwölfhundert sechsundneunzig, „der Stadt Ehre und Ruf liege am allermeisten an den Weingärten" und er befiehlt, dass keiner der Grundherren die Bürger stören soll im Anbau von Reben, in der Lese, in der Bestellung der Hüter, im Verkaufen des Weines. Verschiedene Weingartenordnungen des 14. und 15. Jahrhunderts bezeugen, wie auch im spätern Mittelalter die Bedeutung dieses Erwerbszweiges für die Stadt Wien nicht abgenommen hat. Die Ordnung von 1400 setzt fest: es sollen auf jeglicher Mietstatt vor den Thoren vier geschworene Männer gesetzt werden, die den Lohn festsetzen und entscheiden, was dem Herrn und was dem Arbeiter zukommt und dass gleicher Lohn vor allen Thoren gegeben wird, vor einem Thor so viel wie vor dem andern, weder mehr noch weniger. Die vier sollen dem Rath Gehorsam schwören. Von Orten, wo Wiener Bürger Weingärten haben, werden genannt: Grinzing, Nussdorf, Töbling, Heiligenstadt, Neustift, Ober- und Nieder-Süffering, Salmansdorf. Die Hüter werden am Laurenziustag von dem Rath gesetzt. Etliche Jahre später bestimmt der Herzog: Der Probst und die Chorherren von Sanct Stephan und „ander Priesterschaft", die aus frommen Stiftungen Weingärten haben, dürfen in der Stadt und den Vorstädten (d. h. in den Lucken) Wein ausschenken, aber „bescheidentlich, nicht mit Ausrufern und unbescheidenen Leuten, die Geschrei und Lärm machen", auch dürfen sie dazu kein Frühstück geben. Kaufen sie aber neue Weingärten, so bedarf es der Erlaubnis des Rathes und der Bürgerschaft zum Ausschank und sie müssen Steuern dafür zahlen wie jeder andere.

Die Handwerker gleicher Art waren schon auf den großen Frohnhöfen zu Ämtern oder Innungen verbunden, der Herr gab ihnen einen Vorstand und eine Ordnung. Aber es gab neben den Hörigen oder Hofhandwerkern doch auch in alter Zeit schon freie Handwerker: wenigstens von den Schmieden geht eine alte Überlieferung, dass sie immer frei waren und auch mit der Goldschmiedekunst sollen sich Freie beschäftigt haben, ohne dass sie dadurch ihren Stand verringerten. Auch diese traten früh zu Genossenschaften zusammen, die sich Zünfte nannten. Freie Zünfte und hörige Handwerksämter entwickelten sich dann eine Zeit lang unabhängig neben einander fort. Denn auch den Handwerksämtern gaben die großen Grundherren, die Bischöfe ganz besonders, schon im zwölften Jahrhundert eine freiere Stellung: sie verstatteten ihnen, sich selber

Fig. 26. Huldigungstafel in der Burg, 1705.

Das Bild einer mittelalterlichen Stadt wäre nicht vollständig, wenn man der Bettler vergäße. Heute wollen Gesellschaft und Staat von Bettlern nichts hören, nur durch die öffentlichen Armeninstitute wollen beide Barmherzigkeit geübt wissen, außerhalb dieser soll niemand Almosen heischen, es sind harte Strafen darauf gesetzt. Im Mittelalter war das ganz anders: auch die Bettler bildeten einen berechtigten Stand, sie hatten ihre bestimmten Plätze in der Stadt, besonders vor den Kirchenthüren und auf den Brücken: hier riefen sie laut das Mitleid der Vorübergehenden an, sangen wohl auch Lieder in denen sie ihre Schicksale und ihr Unglück berichteten. Bisweilen erschienen geheimnisvolle Gestalten unter ihnen, denen das Volk hohe Abkunft und schreckliche Verschuldung zuschrieb: so jener Blinde, der in den Tagen Rudolf des Weisen und Albrechts mit der Locke am neuen Markt gesehen ward: man meinte, er sei der Sohn jenes Johann von Schwaben, der seinen Oheim König Albrecht wegen vorenthaltenen Erbguts bei Windisch in der Schweiz angesichts der Habsburg ermordet hatte. Später freilich verbot eine herzogliche Bettlerordnung das Singen auf den Straßen, nur wenn sie von Haus zu Haus wanderten, blieb es ihnen unverwehrt. An der Spitze der Bettlerzunft stand der Sterzermeister oder Bettelvogt; der sollte alle „Sterzer und Bettler", wenn sie „unfür, unsittigkeit und unordnung" thun, strafen: des ersten mit „stiller, gütiger Warnung und Unterweisung, ob aber das nicht hülfe mit den Prechelu, die auf den Freithöfen dazu geordnet sind" und dann mit „Stöcken und in andrer Weis". Der Vogt sieht auch darauf, dass niemand Almosen heische, er sei denn „redlich und wahrhaftiglich arm", ferner dass keiner Gebrechen heuchle oder mit ausgeliehenen Kindlein betrügerisch die Mitleidigen zu rühren suche. Und wenn der Bettler zu seinen „bescheidenen" d. h. vernünftigen Jahren kommen ist, so muss er das christliche Gebet — Vater Unser, Ave Maria und den Glauben — beten können und zum mindesten einmal im Jahre beichten und communicieren gehen und darüber die Beweisung haben vor dem Bettelvogte.

In den Dörfern rings um Wien war das Leben damals und noch lang darnach nicht sehr verschieden von den Ortschaften weit draußen im flachen Land. Aus den Weisthümern lernen wir es kennen. Auch hier sind nicht alle Bewohner gleich berechtigt: die einen eigenen Rauch haben, das sind die „Ehrbaren Leute", die Nachbauern, die zum Banntaiding kommen, — die auf fremden Höfen als Miether oder Knechte wohnen, haben diese Namen, diese Rechte nicht. Wenn einer sein Haus verkauft, so muss der Käufer vor allem den Markgenossen genehm sein: „Der Richter soll nach der Gemein senden und soll sie dann hören ob er (der Käufer) ihnen gefällt zu einem Nachbauern, und gefällt er ihnen, so soll er auch der Herrschaft recht sein als ein Grundholde": so verlangen es die Weisthümer von Hernals und von Währing. Die von Matz-

leinsdorf behaupten es als Herkommen und Recht, daſs die Grundherren keinen ehrbaren Mann hindern können, sein Erbgut zu verpfänden oder zu verkaufen, „ausgenommen daſs behauſt Gut den Juden nicht versetzt werde.“ Das Haus ist im fünfzehnten Jahrhundert auch dem Dorfbewohner eine Burg geworden: „ein jeder Hauswirth“, sagt ein Weinhauser Weisthum, „soll mit all seinem Hausgesind, so er in seinem Haus hat, Fried und Sicherheit haben.“ Fremde, die um eines Friedensbruchs willen verfolgt werden, finden darin Asyl. Die Schiffer mögen einen solchen um den üblichen Fährlohn über die Donau setzen, wenn er sie bittet, aber den Verfolgern sollen sie das gleiche thun. Flüchtige Übelthäter aus Wien, die man in der Dorfmark ergreift, werden drei Tage behütet, ob der Stadtrichter etwa sie fordern kommt; dann führen ihn die Meidlinger mitten auf die Wien, die Simmeringer auf die Schwechater Brücke, die Hernalser „hinab zu den zwei Steinen“, die Währinger an den „luckichten Stein“ auf dem Feldweg gegen die Stadt*): dort binden sie ihn an mit einem Zwirnsfaden, reißt er sich da los, so kümmert es weder den Dorfrichter noch die Gemein, sie haben ihre Pflicht gethan. Das wichtigste Alltagsinteresse aller dieser Ortschaften ist der Weinbau, jedes Weisthum handelt ausführlich davon. Auch von den Weinschenken ist oft die Rede darin: wie Raufereien zu verhindern und zu büßen seien. Besonders die Weisthümer von Hernals und Währing enthalten viele solche Bestimmungen.

Wir haben eine Schilderung des mittelalterlichen Wien aus der Feder eines berühmten Italieners, des Aeneas Silvio Piccolomini, der später Papst wurde. Dieser war 1451 in Wien und berichtet darüber ausführlich in seinen Schriften: unter allen Städten, die die Donau bespüle, sei keine reicher — so schreibt er — keine bevölkerter, keine anmuthiger, sie zähle 50.000 Communicanten; die Ringmauer der Stadt betrage zweitausend Schritte, weitläufige Vorstädte seien gleichfalls von Graben und Wall eingeschlossen. Der Graben der Stadt sei breit, der Wall hoch, die Mauern dick, mit häufigen Thürmen und Bollwerken, zur Vertheidigung trefflich.**) Der Bürger Häuser seien hoch und geräumig, wohl geziert, gut und fest gebaut, besitzen einen angenehmen Hofraum und große heizbare Stuben. Überall seien schon Fenster aus Glas und Thüren und Gitter meist von Eisen, Vögel singen in den Stuben und man erblicke darin zahlreiches und köstliches Geräth. Den Rossen und jeder Gattung Zugvieh seien weite Ställe bereitet. Die Häuser tragen ihre Giebel hoch, seien meist von außen und innen bemalt, durchaus von Stein, aber meist mit Schindeln, selten mit Ziegeln gedeckt. Die Keller seien so tief und weit,

*) Dieser ist noch erhalten, er befindet sich im Hof des Hauses Nr. 33 der Währinger Schulgasse. **) Eine Ansicht der Stadt von der Nordseite, aus dem J. 1485, gibt Fig. 7 S. 23: Die Stephanskirche, St. Ruprecht und St. Maria am Gestade sind leicht zu erkennen.

dass man sagen könne, es gebe auch ein unterirdisches Wien. Die Straßen und Plätze decke ein hartes Steinpflaster, das den Wagenrädern gut widerstehe. Unglaublich sei die Menge von Lebensmitteln, die täglich in die Stadt geführt werden: gebackenes Brot, Fleisch, Fische, Vögel ohne Zahl, Wagen voll Eier und Krebse: dennoch verschwinde dies Alles bis zur Vesperzeit. Die Weinlese draußen vor der Stadt dauere vierzig Tage; jeden Tag kommen dann zwei- bis viermal dreihundert Weinwagen in die Stadt und man brauche wohl täglich 1200 Pferde. Bis Martini stehe es den Bürgern frei, von ihren Landhäusern und Weinbergen den Wein in die Stadt zu führen. Die Menge desselben sei unglaublich; sehr viel werde auch mit großer Anstrengung stromaufwärts verführt. Es sei auch keine Unehre, einen Weinschank im Hause zu haben, fast alle Bürger haben einen solchen, heizen ihre Stuben, führen gute Küche, die sie umsonst geben, nur damit die Leute trinken. Dafür verkürzen sie sie freilich in Maß und Gewicht. Das Volk halte sehr viel auf Speise und Trank: was es die ganze Woche über verdient hat, wird am ersten Feiertag wieder verzehrt. Auch unbändig und ausgelassen sei es, Tag und Nacht setze es Händel, selten laufe eine Feierlichkeit ohne blutige Köpfe ab, die Obrigkeit kümmere sich nicht darum.

VI.

Der Stephansdom und die hohe Schule.

Nicht erst unter Herzog Jasomirgotts Regierung ist, wie man lange geglaubt hat, auf dem Platze, wo jetzt der Dom sich erhebt, eine Kirche zu Ehren des heil. Stephan gebaut worden, sondern schon als Markgraf Leopold der Vierte, der Freigebige, in der Ostmark waltete, durch Bischof Reginmar von Passau auf Grund und Boden dieses Bisthums, jenseits der Stadtmauer. Im Jahre eintausend einhundert und siebendreißig war sie wenigstens theilweise im Bau vollendet, eben damals wurden auch die pfarrherrlichen Rechte der auf herzoglichem Grund stehenden Peterskirche auf sie übertragen und wenig später war sie auch schon in das Stadtgebiet einbezogen; geweiht wurde sie tausend einhundert sechs-, sieben oder acht und vierzig.

Schon von diesem Kirchenbau, der also vor mehr als siebenhundert Jahren vollendet dastand, sind ansehnliche Reste vorhanden: die beiden kleinen Thürme gegenüber der heutigen Jasomirgottgasse und der Theil, den sie einschließen mitsammt dem Riesenthor, jedoch ohne das hohe Spitzfenster darüber, ohne die Standbilder des heiligen Erzmärtyrers Stephan, des heiligen Laurenz und des Erzengels Michael und ohne die Gallerie endlich, die die beiden Thürme

verbindet. Abgesehen von diesen später entstandenen Zuthaten zeigt diese Seite des Domes ganz deutlich die Spuren so alter Zeit, sie ist in dem Baustil gehalten, der zwischen eintausend und zwölfhundert überall in Deutschland, ja auch in Frankreich, Italien, England und dem skandinavischen Norden ver-



Fig. 29. Prinz Eugen.

breitet war, und den man den romanischen genannt hat. Es gibt in allen diesen Ländern noch genug Kirchen, die heute so sind, wie man sie damals aufgeführt, eine der berühmtesten ist der Dom zu Mainz, in Österreich sind es die Stiftskirchen von Wiener-Neustadt, Zwettl und Heiligenkreuz, die uns

bestimmter Frist durften sie durchbrochen werden, dann übten Ungebundenheit und Übermuth um so kecker ihr Wesen.

Unterricht in der Philosophie, in der Gottesgelahrtheit und in der Heilkunde ertheilte die Schule von Sanct Stephan nicht, noch weniger die zwei anderen Stadtschulen „bei Sanct Michael" und im „Spital", die im 14. Jahrhundert auch schon bestanden und jener untergeordnet waren. Wer also von österreichischen Landeskindern Richter, Lehrer oder Arzt werden wollte, musste nach auswärts ziehen, an einen Bischofsitz, wo nach einem Gebote Papst Innocenz III. stets ein Magister der Weltweisheit und ein Doctor der Theologie lehren sollten; die Geld und Ehrgeiz genug hatten, wanderten wohl auch in das ferne Paris oder nach Italien, wo es hohe Schulen gab. Im Jahre dreizehnhundert acht und vierzig gründete Kaiser Karl der Vierte, der auch König von Böhmen war, in seiner Stadt Prag eine hohe Schule nach dem Muster derer von Paris, wo er selbst studiert hatte: er that dies nicht bloß um der Wissenschaft willen, die er liebte, sondern auch weil er dem geistigen Einfluss Frankreichs, wo seit Kurzem auch der Papst weilte, ein Gegengewicht in Deutschland schaffen wollte. Nun aber sah sich Rudolf der Stifter, damals Herzog in Österreich,*) von jenem Kaiser auf mancherlei Weise zurückgesetzt und beleidigt. Umsoweniger wollte Rudolf, dass seine Erblande von denen des Kaisers in irgend einer Sache zurückstünden, er dachte unter anderem auch eine hohe Schule zu gründen. Dabei beriethen ihn die Bischöfe von Passau und Brixen, ferner Thomas von Straubing, ein hochgelehrter Mann, der lange in Paris gewesen war und nun als Augustinerabt in Wien lebte. Sollte aber Theologie in Wien gelehrt werden dürfen, so musste der Papst hiezu seine Einwilligung geben. An diesen, der in Avignon residierte, wandte sich Rudolf; ein Deutscher, Albertus de Saxonia (aus Sachsen) der anno 1353 als Rector der hohen Schule von Paris vorgestanden, betrieb die Sache dort, stimmte den Papst auch wirklich günstig und kam dann nach Wien, um dem Herzog bei der Ausführung hilfreich zu sein. Am Tag des heil. Gregor, den 12. März, dreizehnhundert und fünf und sechzig gab Rudolf den Stiftbrief der neuen Hochschule. Doch kam das meiste, was darin festgesetzt war, zunächst nicht zur Ausführung, denn Rudolf starb bereits im Juli desselben Jahres. Ihm folgten seine blutjungen Brüder Albrecht der Dritte und Leopold der Dritte, der eine sechzehn, der andere vierzehn Jahre alt. Diesen lag die Stiftung des Dahingegangenen nicht sehr am Herzen, auch machten die Landherren und die Bürgerschaft manche Einwendung gegen die gar zu reiche Schenkung, die Rudolf der neuen Schule zugedacht: das ganze Gebiet zwischen dem Schottenkloster, der Hoch- oder Herrengasse, der Burg und der Stadtmauer, so weit es nicht schon an

*) Derselbe, der den Grund zu den beiden Thürmen der Stephanskirche legte. [illegible] Bild Fig. 6 S. 19.

die Minoriten vergeben war. So wurde denn zwar der erste Rector bestellt, eben jener Albrecht von Riggensdorf aus Sachsen, der sich um das Zustandekommen der hohen Schule so sehr bemüht, aber die junge Anstalt hatte beinah gar keine Mittel, die Herzoge hatten ihr 1366 die Hälfte von den Einkünften der Pfarrei Laa am Wiener Berg angewiesen, doch giengen sie unregelmäßig ein, bloß an der Artistenfacultät, wo die sieben freien Künste, oder wie wir heute sagen würden, die philosophischen Wissenschaften, gelehrt wurden, konnten Vorlesungen stattfinden, wahrscheinlich im Schulhaus von Sanct Stephan und



Fig. 32. Der große Saal in der k. k. Hofbibliothek, vollendet 1735.

mit Beihilfe der dortigen Lehrer. Auch wurde nach dem Austritt Albrechts von Riggensdorf, der als Bischof nach Halberstadt berufen worden war, zehn Jahre lang kein Rector gewählt. Dazu kam dann noch, dass der Papst, vom Kaiser Karl dem Vierten bestürmt, die Bestätigung der theologischen Facultät verweigerte, und so führte die hohe Schule bis 1376 ein dürftiges Scheinleben. Erst in diesem Jahr, da der nun zum Mann gereifte Herzog Albrecht nach einem Theilungsvertrag mit seinem Bruder in den alleinigen Besitz von Österreich gekommen war, wurde wieder ein Rector bestellt, bald darauf auch aus

Paris mehrere berühmte Lehrer — Deutsche, Niederländer und Engländer — hieher berufen, der bedeutendste unter ihnen war Heinrich von Langenstein, ein Hesse. Dieser stellte dem Herzog alsbald vor, wie es der Universität — so nannte man die hohen Schulen, die alle Wissenschaften umfassten, denn Universitas heißt Allgemeinheit — an geeigneten Hörsälen gebreche. Da kaufte Albrecht drei Häuser gegenüber vom Dominicanerkloster und schenkte sie der Universität, damit darin Vorlesungen gehalten werden könnten. Auch machte er eine Stiftung für zwölf Professoren, die sollten in einem dieser Häuser ein gemeinschaftliches Leben führen, endlich reservierte er für die Lehrer der Theologie einige Pfründen bei Sanct Stephan. Da gab denn auch der Papst — Kaiser Karl war inzwischen gestorben — die Bewilligung zur Errichtung der theologischen Facultät. Am 5. October 1384 stellte Herzog Albrecht der hohen Schule einen neuen Stiftsbrief aus: er ist so in Wahrheit ihr zweiter Gründer gewesen.

Die Einrichtung der Wiener Universität war im Wesen dieselbe wie in Paris oder Prag und später an den andern Hochschulen des Mittelalters. Sie war keine Staatsanstalt, wenn auch vom Landesherrn gestiftet, keine rein geistliche Anstalt, wenn sie auch unter geistlicher Aufsicht stand. Vielmehr war sie eine selbständige Corporation, mit eigenem Grundbesitz und eigenem Gericht, dem nicht nur die Lehrer und Studenten, sondern auch die Apotheker, Buchschreiber und Buchbinder unterstanden. Sie ist getheilt in vier Facultäten, die der Theologie, Jurisprudenz, Medicin und der Freien Künste, an der Spitze einer jeden steht ein Dekan, der Magister oder Doctor sein, das heißt alle Prüfungen seiner Facultät abgelegt haben muss. Dieser, jedes halbe Jahr neugewählt, steht allen Studiensachen vor. Die Gesammtheit aller Universitätsgenossen ist nach der Herkunft in vier Nationen getheilt: die Österreichische, Rheinische, Ungarische (zu der auch alle Slaven gehören) und Sächsische (hier sind auch die Engländer und Schotten inbegriffen), eine jede wählt einen Procurator zu ihrem Vorsitzenden, dieser verwaltet ihr Vermögen. Alle vier Procuratoren wählen halbjährig den Rector, der kein Magister oder Doctor zu sein braucht und nicht Ordensgeistlicher sein soll. Dieser hat die oberste Aufsicht über die ganze hohe Schule, er stellt die Universitätsbeamten und den Unterrichter an, der in des Rectors Namen in allen bürgerlichen Streitigkeiten der Universitätsgenossen entscheidet. An Festtagen, etwa am Gregoriustag, wo die gesammte hohe Schule in feierlicher Procession in die Schottenkirche zog, dort eine gelehrte Predigt zu hören, erschien der Rector mit dem Purpur bekleidet, ihm folgten die Procuratoren und Dekane in verschiedenfärbigen Talaren, vor ihm schritten die Pedelle mit den silbernen Stäben, den Zeichen seiner Gerichtshoheit.

Die Führung des Siegels, die Aufsicht über die Reinheit der kirchlichen re, die Aufbewahrung der Urkunden steht dem Kanzler zu. Dieser sollte, nach Herzog Rudolfs Willen, immer der jeweilige Domprobst von Sanct

Stephan sein. Denn Herzog Rudolf hatte die einfache Pfarre an dieser Kirche in eine Probstei mit 24 Chorherren umgewandelt; der Probst war gefürstet, trug Infel, Stab und Ring wie die Bischöfe und hatte die hohe Gerichtsbarkeit über alle Güter der Kirche. Indem er nun auch Kanzler der Universität wurde, war die neue Gründung mit dem alten Gotteshaus so wie die Domschule eng verbunden: in ihrer Sacristei lagen die Urkunden und das Siegel der Universität verwahrt, in ihren Hallen fanden unter dem Geläute der großen Glocke die feierlichen Promotionen der Magister und der Doctoren statt, der Probst nahm ihnen den Eid auf die Glaubenswahrheiten der katholischen Kirche ab, aus seinen Händen empfiengen sie die Abzeichen ihrer Würde: Barett und Buch.

Freilich die Bildung, die man auf der hohen Schule pflegte, war von der unsrigen himmelweit verschieden. Vieles von dem, was man damals mit Eifer betrieb, erscheint uns heute unnütz und albern, um manches, was uns jetzt wissenswürdig ist, kümmerte man sich nicht, oder hatte keinen Begriff davon und ernste Männer mühten sich mit Dingen, die nun jeder Schulknabe weiß. In der Theologie, wo man sich jetzt insbesondere um das Verständnis der heiligen Schriften und der Kirchenväter bemüht, strebt man vor allem nach recht spitzfindigen Erklärungen der Glaubenswahrheiten und suchte sie wohl auch gar aus der heidnischen Philosophie zu beweisen. In sehr großem Ansehen stand darum das ganze Mittelalter Aristoteles, der weise Lehrer Alexander des Großen, der dreihundert Jahre vor Christum gelebt hatte, denn in seinen Schriften meinte man das ganze System der christlichen Kirchenlehre vorgebildet zu finden: zuletzt kam es so weit, dass, wer an Aristoteles zweifelte, für einen Ketzer galt. In der Rechtswissenschaft kümmerte man sich gar nicht um das wirklich geltende deutsche Recht, nach dem an allen Orten Gericht gehalten wurde, sondern nur um das kirchliche oder canonische Recht, das in Beschlüssen der Päpste und Concilien niedergelegt war. Der Mediciner lernte den menschlichen Körper aus keiner Zergliederung, aus keinem Skelette kennen, er kam nur das letzte Jahr vor der Schlussprüfung an ein Krankenbett, vorher lernte er alles nur aus alten griechischen und lateinischen Autoren, aus der Erfahrung nichts. In der Mathematik kam man auch auf der hohen Schule nicht weit über die vier Rechnungsarten hinaus, in der Astronomie lernte man allerlei fabelhaftes Zeug von der Musik der Sphären und von dem Bezug der Gestirne auf das Schicksal der Menschen. In den Naturwissenschaften endlich war man weit davon entfernt, sich auf Beobachtung und Experimente zu stützen — nur einzelne hervorragende Geister thaten dies — sondern man lernte und wiederholte nur immer das, was die Griechen und Römer darüber gesagt hatten. Geschichte aber wurde auf den Schulen gar nicht betrieben, man meinte denn auch, dass es zu allen Zeiten gerade so gewesen sei, wie damals, stellte sich Alexander von Macedonien wie einen christlichen König vor, der vor der Schlacht die Messe hört und das Abendmahl empfängt, und Aristoteles wie

einen gelehrten Mönch mit Tonsur, Talar und Kapuze. Beinah ein Wunder ist es darum, dass doch einzelne verständige Männer es mit der Mühe wert gefunden haben, die Ereignisse ihrer Zeit aufzuzeichnen, so in Wien Thomas Ebendorfer, nach dem heute auch eine Gasse benannt ist.

Wenn man aber auch während des ganzen Mittelalters auf den Universitäten nur für die Schule und nicht fürs Leben lehrte und lernte, so haben diese doch auch nicht selten auf den Gang der Weltbegebenheiten bedeutend eingewirkt. Damals im fünfzehnten Jahrhundert war die ganze Christenheit von der Frage bewegt: ob die Kirchenversammlungen oder Concilien über dem Papste stünden, oder dieser über ihnen; das Auftauchen verschiedener Irrlehrer in England und in Böhmen regte in vielen Wohlmeinenden den Gedanken an eine zeitgemäße Reform der Kirche an Haupt und Gliedern an; es traten nacheinander zu Pisa, Constanz und Basel Concilien zusammen, die über alle diese Dinge berathen und beschließen sollten. Da erschienen neben dem Kaiser, den Fürsten, Cardinälen, Bischöfen und Äbten auch die Abgesandten der Universitäten, neben Paris trat da auch Wien bedeutend hervor.

Am Ausgang des Mittelalters, in der Zeit da Maximilian der Erste regierte, regte sich dann überall auf den Universitäten ein neuer Geist: die Gelehrten fiengen an das griechische und römische Alterthum zu verstehen und seine hohen Lehren in rechtem Sinne auszudeuten, einige wagten es auch den Blick von den Büchern weg in die Natur und ins Leben zu wenden, die Wissenschaften, die auf Beobachtung und Erfahrung gegründet sind, begannen aufzublühen. In Wien lehrten so die Mathematiker Peurbach und Johannes Müller, genannt Regiomontanus, die Sprach- und Geschichtskundigen Conrad Celtis und Johann Cuspinian.*)

VII.

Allerlei Kämpfe.

Es war unserer Stadt nicht vergönnt, in behaglicher Ruhe ihre Verfassung auszubilden, ihres aufblühenden Handels, der vielen frommen Stiftungen, des regen geistigen Lebens, das sich in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters da entwickelte, zu erfreuen. Böse Krankheiten, Misswachs, Feuersbrünste und Überschwemmungen störten ihre Bewohner viel öfter und furchtbarer als heute, wo der Fortschritt der Wissenschaften und der Technik Gesundheitsanstalten, großartige Verkehrsanstalten, steinerne Bauten, Dämme und [Flu]ssregulierungen jenen bösen Feinden als hemmende Schutzwehren entgegen[ste]llt. Dazu kam noch wildes Kriegsgetümmel ringsum und Fehden beute-

*) Cuspinian, gestorben 1529, ruht in der Stephanskirche. Sein Grabmal, an der Seite des Domes, gegenüber vom Bischofshof, ist S. 39, Fig. 11 abgebildet.

lustiger Ritter untereinander und gegen die Bürger, Gefahr vor den Horden der anwohnenden Böhmen und Ungarn, endlich blutige Zwistigkeiten in der Stadt selber, Bürgerkrieg und Empörung gegen den Landesfürsten. An solchen Unbilden krankte das städtische Leben nicht etwa bloß bei uns, sondern allenthalben in deutschen Landen und über diese hinaus; in Österreich waren sie noch am wenigsten fühlbar, weil eine starke Fürstengewalt da war, die anderswo — am Rhein, in Schwaben und Franken oder in Italien — fehlte, aber die Kämpfe die außerhalb



Fig 33. Brunnen auf dem Neumarkt zu Wien.

der Landesgrenzen, in den Städten und um dieselben, auf und nieder wogten, warfen doch auch gar manche furchtbare Welle bis an die Mauern unserer Stadt.

Innerhalb der Städte selbst war es der Gegensatz zwischen Handwerkern und Altbürgern, der beinah überall zu grimmigem Hader führte. Sobald jene frei geworden waren, verlangten sie auch Antheil am Stadtregiment, sie wollten in den Rath und zu den städtischen Würden gelangen. Die Altbürger widerstrebten dem meist lange Zeit mit Zähigkeit, bisweilen wichen sie zuletzt gezwungen von ihren Vorrechten, nicht selten aber bewahrten sie dieselben auch. Mannichfache Zeichen deuten auch in Wien schon im vierzehnten Jahr-

einen gelehrten Mönch mit Tonsur, Talar und Kapuze. Beinah ein Wunder ist es darum, dass doch einzelne verständige Männer es mit der Mühe wert gefunden haben, die Ereignisse ihrer Zeit aufzuzeichnen, so in Wien Thomas Ebendorfer, nach dem heute auch eine Gasse benannt ist.

Wenn man aber auch während des ganzen Mittelalters auf den Universitäten nur für die Schule und nicht fürs Leben lehrte und lernte, so haben diese doch auch nicht selten auf den Gang der Weltbegebenheiten bedeutend eingewirkt. Damals im fünfzehnten Jahrhundert war die ganze Christenheit von der Frage bewegt: ob die Kirchenversammlungen oder Concilien über dem Papste stünden, oder dieser über ihnen; das Auftauchen verschiedener Irrlehrer in England und in Böhmen regte in vielen Wohlmeinenden den Gedanken an eine zeitgemäße Reform der Kirche an Haupt und Gliedern an; es traten nacheinander zu Pisa, Constanz und Basel Concilien zusammen, die über alle diese Dinge berathen und beschließen sollten. Da erschienen neben dem Kaiser, den Fürsten, Cardinälen, Bischöfen und Äbten auch die Abgesandten der Universitäten, neben Paris trat da auch Wien bedeutend hervor.

Am Ausgang des Mittelalters, in der Zeit da Maximilian der Erste regierte, regte sich dann überall auf den Universitäten ein neuer Geist: die Gelehrten fiengen an das griechische und römische Alterthum zu verstehen und seine hohen Lehren in rechtem Sinne auszudeuten, einige wagten es auch den Blick von den Büchern weg in die Natur und ins Leben zu wenden, die Wissenschaften, die auf Beobachtung und Erfahrung gegründet sind, begannen aufzublühen. In Wien lehrten so die Mathematiker Peurbach und Johannes Müller, genannt Regiomontanus, die Sprach- und Geschichtskundigen Conrad Celtis und Johann Cuspinian.*)

VII.

Allerlei Kämpfe.

Es war unserer Stadt nicht vergönnt, in behaglicher Ruhe ihre Verfassung auszubilden, ihres aufblühenden Handels, der vielen frommen Stiftungen, des regen geistigen Lebens, das sich in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters da entwickelte, zu erfreuen. Böse Krankheiten, Misswachs, Feuersbrünste und Überschwemmungen störten ihre Bewohner viel öfter und furchtbarer als heute, wo der Fortschritt der Wissenschaften und der Technik Gesundheitsanstalten, großartige Verkehrsanstalten, steinerne Bauten, Dämme und Flussregulierungen jenen bösen Feinden als hemmende Schutzwehren entgegengestellt. Dazu kam noch wildes Kriegsgetümmel ringsum und Fehden beute-

*) Cuspinian, gestorben 1529, ruht in der Stephanskirche. Sein Grabmal, an der *nördlichen Seite des Domes*, gegenüber vom Bischofshof, ist S. 39, Fig. 11 abgebildet.

lustiger Ritter untereinander und gegen die Bürger, Gefahr vor den Horden der anwohnenden Böhmen und Ungarn, endlich blutige Zwistigkeiten in der Stadt selber, Bürgerkrieg und Empörung gegen den Landesfürsten. An solchen Unbilden krankte das städtische Leben nicht etwa bloß bei uns, sondern allenthalben in deutschen Landen und über diese hinaus; in Österreich waren sie noch am wenigsten fühlbar, weil eine starke Fürstengewalt da war, die anderswo — am Rhein, in Schwaben und Franken oder in Italien — fehlte, aber die Kämpfe die außerhalb



Fig 33. Brunnen auf dem Neumarkt zu Wien.

der Landesgrenzen, in den Städten und um dieselben, auf und nieder wogten, warfen doch auch gar manche furchtbare Welle bis an die Mauern unserer Stadt.

Innerhalb der Städte selbst war es der Gegensatz zwischen Handwerkern und Altbürgern, der beinah überall zu grimmigem Hader führte. Sobald jene frei geworden waren, verlangten sie auch Antheil am Stadtregiment, sie wollten in den Rath und zu den städtischen Würden gelangen. Die Altbürger widerstrebten dem meist lange Zeit mit Zähigkeit, bisweilen wichen sie zuletzt gezwungen von ihren Vorrechten, nicht selten aber bewahrten sie dieselben auch. Mannichfache Zeichen deuten auch in Wien schon im vierzehnten Jahr-

hundert darauf hin, daſs eine ſtarke Spannung zwiſchen den beiden Claſſen von Einwohnern beſtehe: anno dreizehnhundert drei und achtzig muſs Albrecht der Dritte mit dem Zopf die Älteſten des Rathes, gegen die beſonders der Handwerker Haſs gerichtet war, ab- und andere an ihre Stelle ſetzen, zugleich verordnete er zwei Ritter in den Rath als Anwälte der geringeren und ärmeren Stadtbewohner, alſo wohl auch vorzüglich der Handwerker. Indes war zwei Jahre darauf die Spannung unter den Bürgern wieder ſo groß, daſs keiner das Amt eines Stadtrichters übernehmen wollte, der Herzog berief im Unmuth hiezu einen Webermeiſter aus Tulln, Martin Ächter. Ganz offenbar wurde es aber neun Jahre ſpäter, da Albrecht der Dritte ſtarb, daſs auch in Wien jener Gegenſatz, der damals in allen deutſchen Städten Unruh und Blutvergießen ſtiftete, vorhanden war. Der Sohn des Verblichenen, Albrecht der Vierte, war achtzehnjährig, nach Habsburgiſchen Hausſatzungen mündig, auch bereits vermählt. Dennoch verlangte ſein Vetter, Wilhelm, als Älteſter des ganzen Hauſes die Mitregierung. Da ſchieden ſich Land und Städte in zwei Parteien, die einen waren für Albrechts Alleinherrſchaft, die andern ſtimmten Wilhelms Anſpruch zu. In Wien ſtellten ſich die Erbbürger auf jene Seite, auf dieſe die Handwerker und ihre Geſellen. Wirklich hat Wilhelm hierauf ſeine Forderungen durchgeſetzt. Das Jahr darauf ward ſeinen Wiener Bundesgenoſſen ihr Lohn: er ſetzte am 24. Februar 1396 jene Stadtordnung durch, — wir gedachten ihrer ſchon — in der beſtimmt ward, Bürgermeiſter und Rath ſeien künftig von der ganzen Gemeinde und der Rath nicht nur aus den Erbbürgern und Kaufleuten, ſondern auch aus den Handwerkern zu wählen. So hatten in Wien die Zünfte durch des Fürſten Machtſpruch erlangt, was anderwärts erſt die Frucht langwieriger Kämpfe geweſen iſt. Freilich zu einem wahrhaften Einfluſs auf die Führung der Stadtgeſchäfte kamen ſie trotzdem noch nicht, von den achtzehn Mitgliedern des Rathes finden wir in den nächſten Jahren nur vier oder fünf Handwerker. Nach kurzer Siegesfreude folgte denn auch die Enttäuſchung und der Wunſch, noch mehr zu erlangen. Bald ſchien eine Gelegenheit dazu da. Die Herzoge Albrecht und Wilhelm ſtarben raſch hintereinander, dieſer kinderlos, jener ein achtjähriges Söhnlein, wie er Albrecht mit Namen, hinterlaſſend. Für dieſen beanſpruchten die Vormundſchaft Wilhelms Brüder Leopold und Ernſt. Zuerſt verglichen ſie ſich zu gemeinſchaftlicher Regierung, dann verzichtete Ernſt. Aber Leopold herrſchte tyranniſch und wilkürlich, übel berathen von Berthold von Wähing, Probſten bei Sanct Stephan, der hohen Schule Kanzler, Domherrn zu Paſſau, Pfarrer zu Groß-Nuſsbach, ſpäter Biſchof von Freiſing. Es kam die Kunde von Leopolds eigenmächtigem Walten nach Graz zu Ernſten, und ſeine Räthe meinten, Leopold habe es wohl gar im Sinn, den Knaben Albrecht von ſeinem Erbe zu verdrängen. Da brach Ernſt gen Nieder-Öſterreich auf, trat in Verbindung mit *den längſt unzufriedenen* Landherren und Äbten daſelbſt und bald bedrohte er

mit ansehnlicher Heeresmacht Leopolden in Wien. Ergrimmt wich dieser nach Neustadt, wo er Reisige warb; Berthold aber, zu Enzersdorf, machte durch Freigebigkeit und beredte Worte Edle und Söldner wieder abspenstig. Bald wüthete der Bürgerkrieg hieben und drüben vom Strom. In Wien war nach Leopolds Abzug wilde Parteiung losgebrochen. Leopold hatte insbesondere die reichen Bürger beschwert und sich manchen Eingriff ins Stadtregiment, das diese immer noch als ihr Besitzthum ansahen, erlaubt. Darum waren sie nun dem Herzog Ernest hold. Dagegen aber nahmen die Handwerker Partei für Leopold. Kein Tag vergieng da ohne Thätlichkeit. In den ersten Januartagen vierzehnhundert acht ließ der Bürgermeister Conrad Vorlauf die Führer der Volksbewegung, den Krämer Wolfgang vom Liechtensteg, den Schneider Hermann, einen Gürtler, einen Riemer und einen Waffenschmied — von den drei letzten meldet die Chronik weder Namen noch Wohnsitz — ins Gefängnis werfen, am achten desselben Monats wurden sie — wir wissen nicht, ob nach regelmäßigem Verfahren und Spruch des Stadtgerichts — am hohen Markt enthauptet. Aber weit entfernt, die Gährung zu beschwichtigen, regte solche Strenge nur noch zu größerer Erbitterung auf. Eben lagerten die beiden Heere, das Leopolds und das Ernestinsche, an der Donau einander gegenüber, bei Klosterneuburg dieses, jenes bei Korneuburg. Aber Ernst fühlte sich als der Schwächere, er wies einen vorgeschlagenen Ausgleich nicht von der Hand. So geschah es denn wenige Tage nach dem Blutgericht, das die Bürgerpartei in Wien über die leopoldnisch gesinnte, unruhige Volkspartei verhängt hatte, der Herzog im Triumph in die Stadt zurückkehrte. Die Handwerker mochten nun hoffen, es werde ihre Gegner der Zorn des Fürsten treffen. Zunächst hielt er sich noch zurück. Im März lud er die Stadt ein, Abgesandte nach Sanct Pölten zu schicken, um über die Landeserfordernisse zu berathen. Dies geschah, es kam aber zu keiner Einigung. Auf dem Rückweg in dem dichten Wald von Burkersdorf überfiel eine Schar wüster Gesellen die Gesandschaft, unter der der Bürgermeister Vorlauf, die angesehensten Räthe und Altbürger waren. Vorlauf, den die Chronik „in den Waffen gewandt und erfahren“ nennt, schlug sich tapfer, auch einige andere, doch war die Übermacht zu groß; der junge reiche Niklas Flusshart wurde erstochen, mehrere schwer verwundet, die meisten gefangen und erst gegen zweitausend Gulden Lösegeld wieder freigegeben. Am Frohnleichnamstage trafen sie wieder in Wien ein. Nach solcher Gewaltthat und so langer Haft wähnte der Herzog den starren Sinn der Altbürger genugsam gebrochen, dass er ihnen zumuthen mochte, ein Stück der Stadtmauern niederzureißen, so wie die Ketten wegzunehmen, die wider Anläufe des Volkes in den letzten stürmischen Zeiten in den Gassen gespannt worden waren. Dass der Rath dies zu verweigern wagte, war ein Zeichen mannhaften Bürgersinns, der vor allem der Sadt Wohlfahrt bedenkt, aber eine unkluge Herausforderung war es, dass er gleich darauf eine neue Auflage auf den Wein, die Fässer

und das Lesgeräthe schlug. Denn in so erregten Zeiten bringt nichts leichter langverhaltenen Groll der Massen zum Ausbruch als eine Theuerung. Zwar jene Steuer mochte nothwendig sein, auch traf sie keineswegs bloß den Handwerker, denn gerade die Reichen, die Altbürger hatten ja die meisten Weingärten, aber der Wein — damals ein viel allgemeineres Genussmittel als



Fig. 34. Maria Theresia.

heute — musste theurer werden und dies empfanden die untern Stände am schwersten. Lärmend und klagend traten nun die Handwerker vor Leopolden, verlangten Reinigung des Rathes von den „Volksfeinden“, Aufnahme von Leuten aus ihrer Mitte, ein Strafgericht über die verhassten Häupter der Stadt, die ohnedies in den letzten Kämpfen auf Seite von Leopolds Gegnern standen seien. Dem Herzog mochte dies sehr gelegen kommen; als „Anwalt Volkes“ konnte er es dem Rath heimzahlen, dass er ernestinisch gesinnt

war. Er setzte Konrad Vorlauf, den Bürgermeister ab, stieß den ehrwürdigen Konrad Rampersdorfer, Baumeister der Kirche am Gestade, Rudolf Angerfelder und Hansen Rock aus dem Rath und gestattete eine Neuwahl. Da erhoben die Handwerker den Pergamentmacher Hermann auf dem Hof zum Bürgermeister, aber dieser rechtliche Mann war nur das Werkzeug in den Händen gewissenloser Parteiführer, die sich in den Rath zu drängen wußten. Die Absetzung der alten Rathshäupter war diesen nicht genug, sie drängten den Herzog zu strengerer Sühnung angeblich begangenen Unbills. Diesem war es nicht unlieb, gedrängt zu werden; er ließ jene ins Gefängnis werfen und schon vier Tage darauf fanden drei von ihnen — Vorlauf, Rampersdorfer und Rock — auf dem Schweinmarkt, dem heutigen Lobkowitzplatz, den Tod durch Henkershand; es war der eilfte Juli vierzehnhundert und acht. Der Nachrichter hatte zuerst nach Rampersdorfer, dem ältesten von den dreien gegriffen. Da war Vorlauf vorgetreten: „Nicht so geziemt es sich!“ sagte er mit fester Stimme. „Ich war stets Vorläufer der andern, wenn es die Vertheidigung der Rechte unseres Herzogs galt (er meinte den unmündigen Albrecht), wobei ich freilich nicht meinen konnte, die Todesstrafe zu verdienen. Auch hier will ich nun euer Vorläufer sein und als der erste den Tod für die gerechte Sache hinnehmen und erleiden.“ Wie ein Augenzeuge dem Chronisten Thomas Ebendorfer erzählte, warf er sich dann auf die Knie, blickte zum Himmel



Fig. 35. Kaiser Joseph II.

auf und empfahl seine Seele Gott dem Herrn. Dem Henker selbst kamen die Thränen, er vermochte das Schwert nicht zu zücken. „Zage nicht", wendete sich Vorlauf an ihn, „vollziehe, was Dir befohlen ist. Um Gotteswillen verzeihe ich Dir den Streich, den ich nicht verdient habe, nur das eine bitte ich Dich, führe ihn männlich!"

Die Leichen blieben bis gegen Abend auf dem Blutgerüst, dann wurden sie von den Schützen nach dem Stephansfriedhof gebracht und dort begraben, wo jetzt der unvollendete Thurm steht. Später hat ihnen der erste Bischof von Wien, Leopold von Spauer, beim Altar des heiligen Johannes von Kent neben dem Mausoleum Friedrich III. einen Grabstein von rothem Marmor setzen lassen, um den Bürgern so ein Zeichen seiner freundschaftlichen Gesinnung zu geben; ein Beweis zugleich, dass noch hundertfünfzig Jahre nach jenem Blutgericht dessen Opfer unvergessen waren.

So hatte auch in Wien, wie in mancher andern deutschen Stadt das Handwerkerthum einen blutigen Sieg über die Altbürgerschaft davon getragen. Nur war es hier nicht eigene Kraft, die ihn errungen, sondern die Hilfe eines mächtigen Fürsten, dessen ehrgeizigen Plänen jene dienten. Darum aber hatte die Neuordnung der städtischen Dinge nicht Bestand, die populäre Partei war des Regimentes nicht gewachsen, sie bedeutete allein für sich noch nichts, nur in Gefolgschaft des Herzogs. Noch zu Allerheiligen desselben Jahres finden wir wieder einen Bürgermeister aus altbürgerlichem Geschlecht, Hanns Feldberger; Heinrich der Pergamenter war wohl freiwillig zurückgetreten. Auch im Rath nahm die Vorherrschaft der Handwerker rasch ein Ende. Hiezu trug wohl bei, dass Leopold bald von der Verwaltung Österreichs wich. Von dem Schloss Starhemberg, wohin er Albrechten, den nun vierzehnjährigen Herzog, hatte bringen lassen, da in Wien eben die Pest wüthete, entführten zwei edle Herren den jungen Fürsten nach Eggenburg und beriefen eiligst Prälaten, Herren, Ritter und Städte dorthin, um ihn mündig zu erklären.

Leopold gerieth in heftigen Zorn; von Neustadt aus, zog er mit zahlreichen raubgierigen Söldnern gegen Wien, das — wie es scheint — sich gleich nach der Entführung Albrechts für diesen ausgesprochen, nur diesen mehr als Landesherrn ansehn wollte. Dafür dachte Leopold Wien eine allgemeine Plünderung zu. Aber da verunglückte er bei einem Armbrustschießen und starb erst vierzigjährig. Ohne Gesang, ohne brennende Kerzen, doch von der Domgeistlichkeit begleitet, kam der Leichnam in die Gruft von Sanct Stephan, niemand in Wien hat seinen Hingang beweint. In Eggenburg ward nun rasch Albrechten von allen gehuldigt. Dann kam er nach Wien, wo alle mit dem neuen Herrscher zufrieden waren. In der städtischen Verfassung fand nun über hundert Jahre keine wesentliche Veränderung statt; der Ordnung von 1396 gemäß waren die Handwerker vom Rath und den städtischen Ämtern nicht ausgeschlossen, aber in beiden herrschte doch das Altbürgerthum unbedingt vor.

Die Zwistigkeiten in der Stadt selbst hörten nun für geraume Zeit auf, doch rosteten darum die Waffen der Bürger nicht. Gegen einzelne gewaltthätige Landherren, gegen mährische und böhmische Räuber hatten sie schon wiederholt zu Felde ziehen müssen, zuletzt noch 1399 gegen den Ritter Skal auf dem Raben, 1408 und 1409 gegen die Ritter Laun und Truchsess. Nun, unter Herzog Albrecht dem Fünften, waren es furchtbarere Feinde, die es abzuwehren galt. Ein großer Theil des böhmischen Volkes war in jener Zeit von der katholischen Kirche abgefallen, indem sie dabei den Lehren des Prager Professors Johannes Hus folgten. Dieser war nun auf einer Kirchenversammlung zu Konstanz am Bodensee verdammt und hierauf, dem Gebrauch der Zeit gemäß, lebendig verbrannt worden. Die Anhänger Husens in Böhmen — sie nannten sich Husiten — geriethen in die wildeste Erbitterung, sie fielen nun auch von ihrem König Siegmund, der als römisch-deutscher Kaiser in Konstanz zugegen gewesen und nichts für Hus gethan hatte, ab, vertrieben seine Räthe und wütheten gegen alle, die dem alten Glauben und dem rechtmäßigen Herrn treu blieben, besonders aber gegen die Deutschen. Dann unternahmen sie Raubzüge über die Grenzen Böhmens hinaus, nach Sachsen, nach Baiern und Österreich. Herzog Albrecht, als Reichsfürst und Eidam des Kaisers — dieser hatte ihm früh schon seine Tochter Elisabeth vermählt — hätte sich ohnedies verpflichtet gefühlt, ihn in so schwerem Kampf zu unterstützen, nun zwang ihn dazu auch eigene Noth. Da ergieng denn auch wiederholt des Herzogs Ruf an die Stadt Wien, ihm ihre Waffenkraft zu leihen; 1475 stellte der Rath Albrechten zweihundert Reiter zur Verfügung, das Jahr darauf wiederum dreihundert; der Bürgermeister Heinrich Scharfenberger stellte sich selbst an deren Spitze und führte sie bis Iglau. Am größten war die Husitengefahr anno 1428; da kamen sie bis Jedlersee, von den Thürmen Wiens aus sah man schon die Flammensäulen, die ihren Weg bezeichneten; die Bürgerschaft musste bereit sein, den furchtbaren Feind binnen Tagesfrist vor den Mauern zu sehen. Doch vermochte Procop, der Husitenführer, den Übergang über die Donau nicht zu erzwingen und zog über Stockerau wieder ab. Zwei Jahre später geschah ein neuer Einfall, dann war Ruhe bis 1438; in diesem Jahr forderte der Herzog, der nun nach Siegmunds Tode, deutscher Kaiser und böhmischer König geworden war, Wiens Hilfe gegen den Polenfürsten, der als sein Nebenbuhler um die Krone Böhmens auftrat. Nach Albrechts Tod — er starb vielbeklagt im October 1439, auf dem Rückzug von einer Türkenfahrt bei Komorn — da Friedrich sein Nachfolger in der deutschen Kaiserwürde und in Oesterreich vormundschaftlicher Regent für dessen nachgebornes Söhnlein war, nahm das Wiener Aufgebot an mancher Fehde und manchem Kriegszug des Landesherrn theil: so 1441, 1444, 1445. Dabei erscheint der Bürgermeister gewöhnlich als Anführer; Waffenfähigkeit war damals beinah ein Erfordernis dieses Amtes.

Von dem Bürgermeister Niklas Teschler, der 1452 eine Schar von 527 Reitern und 709 Mann zu Fuss gegen Wiener Neustadt führte, lesen wir, dass er einen schwarzen Hengst, mit Silber gezäumt und mit einer kostbaren weißrothen Decke behängt, geritten: vor ihm trug einer das Stadtpanier von sechs Ellen Taffet.*) Das Aufgebot erfolgte durch öffentlichen Ruf auf den Plätzen und Straßen unter Läutung der großen Glocke von Sanct Stephan. Wenn das Stadtrecht Kaiser Friedrichs einst den Bürgern zugesagt, dass sie zu keinem Kriegszug pflichtig sein sollten, der über einen Tag in Anspruch nehme, so wurde dies im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert längst nicht mehr eingehalten. Es war dies nun auch nicht mehr so nöthig, weil sich in der Stadt nach Abschaffung der Hörigkeit ein eigener Ritterstand herangebildet hatte; als die Handwerker Bürgerrecht erhielten, schloßen sich die alten ritterbürtigen Bewohner von jenen als eine vornehmere Klasse ab; dem Stand nach waren sie von der „gemeinen Bügerschaft" nicht verschieden, nur dem Range nach. Diese Geschlechter haben nun bei städtischen Aufgeboten die Reiterei gebildet, die allein weitere Züge unternahm; ihnen als den Reicheren war es leicht, sich die hiezu nöthige kostspielige Ausrüstung anzuschaffen. Denn die Ausrüstung war in älterer Zeit meist Sache des einzelnen Bürgers, er schaffte sich selbst Schwert, Harnisch und Haube, Panzer, Arm- und Beinschienen, Bogen und Armbrust an und vererbte sie, wie erhaltene Testamente ausweisen, als einen wertvollen Besitz. Ein städtisches Zeughaus wurde erst im fünfzehnten Jahrhundert errichtet, 1444 stand es auf dem alten Fleischmarkt an Stelle der jetzigen Hauptpost, auf den Platz am Hof wurde es 1542 versetzt. Bei den Handwerkern, wo der Einzelne weniger Mittel hatte, waren es die Zünfte oder Zechen, die für die Rüstung sorgten, ausdrücklich besagten die Ordnungen der Bader und Krämer, dass der Geselle, der zum Meister angenommen wird, ein Pfund Pfennig zu zahlen habe, „darum sie zu gemeiner Stadt Nutzen auf ihrem Handwerk desto eher Harnische anschaffen und so gemeiner Stadt Wien, wenn es Noth thut, desto eher dienen können". Im städtischen Aufgebot rückten die Handwerker, nach den Zünften geordnet, zu Fuß aus. Es gibt ein Verzeichnis sämmtlicher Zünfte aus dem Jahr 1405, wo ein Vertheidigungsheer gegen die Ungarn aufgebracht werden musste; im ganzen 105 Zechen nach den sieben Thoren in sieben Scharen getheilt, mit den Knechten oder Gesellen zusammen wohl an zehntausend Mann. Die erste Schar, die sich beim Stubenthor sammelte, enthielt die Hausgenossen, Kaufleute, Goldschmiede, Krämer, Wachsgießer, Taschner, Weißgärber, Zinngießer, Wagenmacher, Kupfer- und Rothschmiede, Glaserer und Messerschmiede, ihr Hauptmann war der Münzmeister Michael. Die zweite Schar — die vor dem Kärntnerthor — führte der Rathsherr Rampersdorffer, sie wurde gebil-

*) Eine Vorstellung von dem Aussehen der bewaffneten Bürgerschaft etwa hundert Jahre später gibt Fig. 13, S. 47.

det von den Fleischhackern, Riemern, Tuchbereitern, Webern, Wollhändlern, Fütterern (Victualienhändlern), Hufschmieden, Drechslern, Fischern, Schustern, Bindern, Wagnern, Gewichtmachern, Seilern, Eisenhändlern, Färbern und Ziegelbrennern. Über die am Widmerthor gebot Jacob Grün, ein Maler: hier vereinigten sich Laubenherren, Schneider, Tuchscherer, Ärzte und Wundärzte, Apotheker, Bogner, Pfeilschnitzer, Maler, Goldschläger, Helmschmiede, Speerschnitzer, Plattner, Brunner, Schwertfärber, Gürtler, Seidensticker und die Wirte u. s. f. Die vierte Abtheilung trat am Schottenthor, die fünfte am Werderthor, die sechste am Rothenthurm, die siebente am Salzthurm zusammen, unter den Führern finden wir die bekannten Namen Hans Rock und Niklas Flusshart, dann Albrecht Zetter und Wolfhart Schermitzer, lauter Rathsherren. Der Zug wurde wirklich unterommen und hatte einen glänzenden Erfolg.

Gegen die Türken, die — aus Asien herüberströmend — schon gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts den südeuropäischen Reichen, sowie dem Königreich Ungarn furchtbar geworden waren, hatten die Wiener in diesem Zeitraum noch nicht zu streiten, nur einzelne zogen freiwillig mit den Heeren, die die Fürsten ihnen entgegenschickten, auch mit Geld und Lebensmittel versorgten sie diese oft. Besonders im Sommer 1451 thaten sie dies, als der Mönch Johann Capistran als Abgesandter des Papstes hier erschien, um gegen die Türken zu predigen; da sah man die üppigen Wiener auf dem freien Platz am Hof vor den Carmelitern und am Stephansfriedhof vor der steinernen Kanzel, die jetzt noch zu sehen ist,*) dem kleinen greisen, bis auf Haut und Knochen ausgetrockneten Männlein, das gar nicht einmal deutsch konnte, voll Zerknirschung zuhören, sein Wort ergriff die Gelehrten wie den gemeinen Mann.

Neben den bewaffneten Bürgern und Handwerkern kämpften frühzeitig bezahlte Söldner, schon eine Stadtrechnung von 1368 zeigt eine Spur davon, im zweiten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts begannen in den Heeren der Stadt die Söldner zu überwiegen.

Die Kosten der Geworbenen vertheilte der Rath unter den Bürgern und Zechen, die nicht ausgezogen waren. Besonders wenn nicht der Stadt selbst Gefahr drohte, sondern der Herzog nur als Landesfürst für seine Unternehmungen dem Rath die Stellung einer Zahl von Gewaffneten anbefahl, sendete er Söldner, so wurden 1458 auf Herzog Albrecht VI. Geheiss 5184 Mann mit 300 Pferden unter 18 Rottmeistern auf 5 bis 27 Wochen gedungen, dann 1582 Fußknechte mit 158 Pferden auf sechs Wochen, 1300 Fußknechte mit 147 Pferden auf einen Monat. Wie sich dann die Landesfürsten allenthalben, nach dem Muster des Franzosenkönigs stehende Heere einrichteten, entwöhnten sich die Bürger immer mehr und mehr der Führung der Waffen; 1473 ist das Wiener Aufgebot mit dem Bürgermeister an der Spitze zum letztenmal ausgezogen, um außerhalb der Stadt zu kämpfen. Dass aber die

*) Sie stand aber nicht dort, wo sie heut steht, sondern am Freithof draußen.

zu der neuen Lehre bekannte war Caspar Tauber, er hatte seines Abfalls vom katholischen Glauben keinen Hehl, „insonderheit ließ er sich," wie ein protestantischer Geschichtsschreiber zweihundert Jahre später von ihm erzählt, „gar deutlich merken, dass er von den Segensprüchen der römischen Priester, von den geweiheten Kerzen, vom Fegfeuer, von der Ohrenbeicht und von der Vorbitte der Heiligen nicht viel glaubte, sondern aus dem Wort Gottes eines anderen überführet sei. Er trug auch kein Bedenken, wegen des allen Christen zukommenden Priesterthums sich vor männiglichen zu rühmen, dass er ebenso wohl ein Priester sei als andere geweihte Priester." Dieser nun ward auf das Stadtgericht geladen und wegen Aufruhrstiftung und Verleitung des Volkes zum Tod verurtheilt. Das Jahr darauf verbreitete sich die Secte der Wiedertäufer, die Luther selbst verdammt hatte, von Thüringen aus durch ganz Deutschland, auch in und um Wien fand sie viele Anhänger. Diese hatte aber nicht bloß kirchliche Neuerungen im Auge, sie wollte auch das Weltliche umstürzen, es sollte fürder nicht mehr Hohe und Niedrige, Arme und Reiche geben, alles Eigenthum wollten sie gemeinsam haben und alle Abgaben und Steuern sollten aufhören. Solches predigte Balthasar Hubmayer anno fünfzehnhundertfünfundzwanzig zu Nikolsburg an der mährischen Grenze und viel Volk strömte auch aus Österreich und Wien dahin. Aber auf Befehl König Ferdinands, dem der Kaiser, sein Bruder, die Regierung der deutschen Erblande inzwischen übergeben, ward er gefangen und nach Wien gebracht, saß dann eine Zeit lang zu Greifenstein auf der passauischen Veste, wo man ihn durch geistlichen Zuspruch zu bekehren suchte. Er gab zu verstehen, dass er wohl von seinen kirchlichen Meinungen ablassen wolle, aber nicht von seinen politischen, an diesen hielt er mit Starrsinn fest. Da führten sie ihn wieder nach Wien und verbrannten ihn nach dem Spruche des Stadtgerichts auf der Gänseweide unter den Weißgärbern, beiläufig dort, wo jetzt das Gebäude der Dampfschiffahrtsgesellschaft steht: es war am 10. März fünfzehnhundert fünfundzwanzig; sein Weib, die eifrig seiner Lehre anhieng, ward von der großen Schlagbrücke (jetzt Ferdinandsbrücke) in die Donau gestürzt. Es fanden auch noch in den nächsten Jahren einige Hinrichtungen lutherisch Gesinnter statt, doch wie es immer zu gehen pflegt, wenn man Ideen mit Gewalt unterdrücken will, sie werden um so begieriger aufgenommen, um so hartnäckiger festgehalten.

Zuletzt gebot die Rücksicht auf die Türkengefahr und manch andere politische Erwägung Ferdinanden, der zwar streng katholisch, doch milden Sinnes war, Duldung der neuen Lehre, die besonders unter den Herren und Rittern des Landes Anhänger gefunden hatte. Während aber viele deutsche Lande und Reichsstädte schon in den Dreißiger Jahren ganz lutherisch waren, ja die Katholischen ausgetrieben hatten, war in Wien noch um 1542 der Stadtrath vorherrschend dem alten Glauben zugethan, auch nahm er den Orden der Jesuiten, den König Ferdinand zur Bekämpfung der Irrlehren 1551 nach

Wien rief, freundlich auf und wies ihm Haus und Garten in der Leopoldstadt an. Von der Zeit an, da Ferdinands Sohn Maximilian als Herr in den Erblanden und römischer Kaiser in Wien waltete, war beiden, Katholiken und Protestanten freie Bahn gegeben, sich zu bekämpfen und ihre geistigen Kräfte zu messen; es ward die Erlaubnis gegeben, das Abendmahl in beiden Gestalten zu nehmen, wie es die Lutherischen pflegten, und die adeligen Stände durften auch in ihren Häusern, Schlössern und Mühlen evangelischen Gottesdienst üben. Schlimm für die katholische Sache war es, dass trotz der Bischöfe und des früheren Landesherrn Eifer das Leben der Mönche, besonders der welschen bei den Minoritern, Augustinern und Dominikanern immer wieder dem Volke Ärgernis gab, ja selbst die Domherren von Sanct Stephan durch Lauheit, Bequemlichkeit und weltlichen Sinn den Gläubigen kein gutes Beispiel waren. So finden wir denn auch in den Sechziger Jahren viele Freunde des protestantischen Wesens im Stadtrath und, von diesem angestellt, Lehrer an der Bürgerschule zu Sanct Stephan. Fünfzehnhundert fünf und siebenzig kam es zu einer Austreibung aller wälschen Mönche, der Lutherischen Muth ward immer kühner. Schon zu Ferdinands Zeiten war es vorgekommen, dass fanatisch Gesinnte unter ihnen den katholischen Gottesdienst gestört, ein Bäckerjunge hat am Frohnleichnamstag 1549 sich am Graben vor dem Haus an der Ecke der Dorotheagasse „Zum goldenen Becher" in die Prozession gedrängt, dem Priester das Allerheiligste aus den Händen gerissen, mit lästerlichen Worten zu Boden geworfen und getreten. Dies war eine vereinzelte That und ein Geschichtsschreiber der Zeit Wolfgang Lazius brandmarkte sie, indem er den Thäter mit dem grausamen Heidenkaiser Nero verglich. Nun aber mehrten sich dergleichen Frevel: es kam vor, dass die lutherischen Herren von Adel während des Gottesdienstes ihre Pferde mit lautem Getös durch die Stephanskirche führten, dass ein verwegener Geselle an den Altar trat und den Priester, der die Messe las, um einen Trunk aus dem Kelche bat. Erst nach Maximilians Tod wurden gegen solchen Unfug strengere Maßregeln ergriffen.

Um diese Zeit trat auch bei den Jesuiten, denen inzwischen die alte Karmeliterkirche am Hof sowie die Barbaracapelle und ein Collegium an der Universität eingeräumt worden, ein gewaltiger Prediger auf: Georg Scherer. Ein evangelischer Geistlicher selbst gibt ihm das Zeugnis, dass er die Herzen zu gewinnen wusste: in einem Jahr bekehrte er hundert Leute vom Lutherthum zurück zum alten Glauben. Es ward nun auch verboten, was eigentlich nie ausdrücklich erlaubt worden war: dass die Bürger in ihren Häusern evangelischen Gottesdienst hielten. Doch da giengen die Lutherischen hinaus vor die Stadt, nach Hernals, Enzersdorf, und Wesendorff, wo es protestantische Gutsherren waren, die als Mitglieder der Stände das Recht hatten, auf ihren Besitzungen ihren Glauben predigen zu lassen. Besonders nach dem nahen Hernals war ein starker Zulauf. Vergebens musste der Stadtrath, auf des

Landesherrn Dringen, dies „Auslaufen" verbieten, eine Zeit lang, ließ es nach, dann wurde es wieder um so allgemeiner, besonders von 1609 an, wo der Freiherr von Jörger, der Grundherr von Hernals den Mathias Hoe einen geborenen Österreicher, der aber in sächsische Dienste gegangen war, zur Predigt berief: am Dreieinigkeitssonntag obigen Jahres strömten so viele Leute aus Wien hinaus, ihn zu hören, dass die Kirche viel zu klein war, Hoe musste von einem Fenster des Schlosses aus predigen.*)

In den Zeiten Kaiser Ferdinand des Zweiten hatte dies aber ein Ende. Dieser Fürst war sehr streng katholisch und er machte sich ein Gewissen draus, bei seinen Unterthanen einen andern Glauben zu dulden, er meinte dies einst vor Gott nicht verantworten zu können. Die protestantischen Stände in Böhmen, sowie in Nieder-Österreich empörten sich gegen ihn, in der kaiserlichen Burg in Wien suchten ihm die letzteren die Bestätigung ihrer Religionsfreiheit abzutrotzen, doch er blieb standhaft. Wie dann die Böhmen, die sich einen evangelischen Fürsten aus Deutschland zum König gewählt hatten, in der Schlacht auf dem weißen Berg besiegt worden waren, griff er das Werk der Gegenreformation energisch an, übergab die Universität den Jesuiten und erließ ein Mandat, dass wer nicht katholisch sein wolle, das Land räumen müsse. Der Freiherr von Jörger, der sich an dem Aufstand gegen den König betheiligt hatte, gieng als Majestätsbeleidiger seiner Güter also auch der Grundherrschaft von Hernals verlustig. Diese letztere wurde dem Domcapitel von Sanct Stephan geschenkt und ist von da an über zweihundert Jahre bei diesem geblieben, jene Häuser und Weingärten ausgenommen, die von Alters her zu dem Stift Sanct Peter in Salzburg oder dem Bürgerspital zinsten. Am Bartholomäustag 1625 (24. August) ward wieder der erste katholische Gottesdienst in Hernals gehalten, weder in Wien noch in der Umgebung gab es fürderhin lateinische Predigt, und die dem neuen Glauben anhiengen, mussten sich doch äußerlich dem katholischen Wesen anbequemen. Denn auch der nächste Landesherr und Kaiser, Ferdinand der Dritte, gewährte ihnen keine Duldung, zur besseren Befestigung des katholischen Glaubens stiftete er drei neue Klöster: auf der Landstraße bei Sanct Rochus gab er den beschuhten Augustinern ein Heim, in die Rossau berief er die Jesuiten und von dem Schottenthor siedelte er Benedictiner von Monte Serrato, die sogenannten Schwarzspanier, an.

In demselben Zeitraum, da die Kirchenspaltung in Deutschland viele Verwirrung stiftete, gerieth auch das freie städtische Wesen in immer tieferen Verfall. Das eine ist nicht ohne Zusammenhang mit dem andern. Schon in der vorigen Periode haben wir gesehen, wie die Fürsten allenthalben die Städte

*) *Aus dieser Zeit stammt* das Bild vom Schloss Hernals. Fig. 16, S. 59.

zurückzudrängen und an Stelle der Eigenverwaltung der Bürger in allen Dingen ihr Gebot zu setzen versuchten. Dem waren nun aber viele besiegelte Urkunden und altherkömmlicher Brauch entgegengestanden, nicht leicht hatten sich auch die

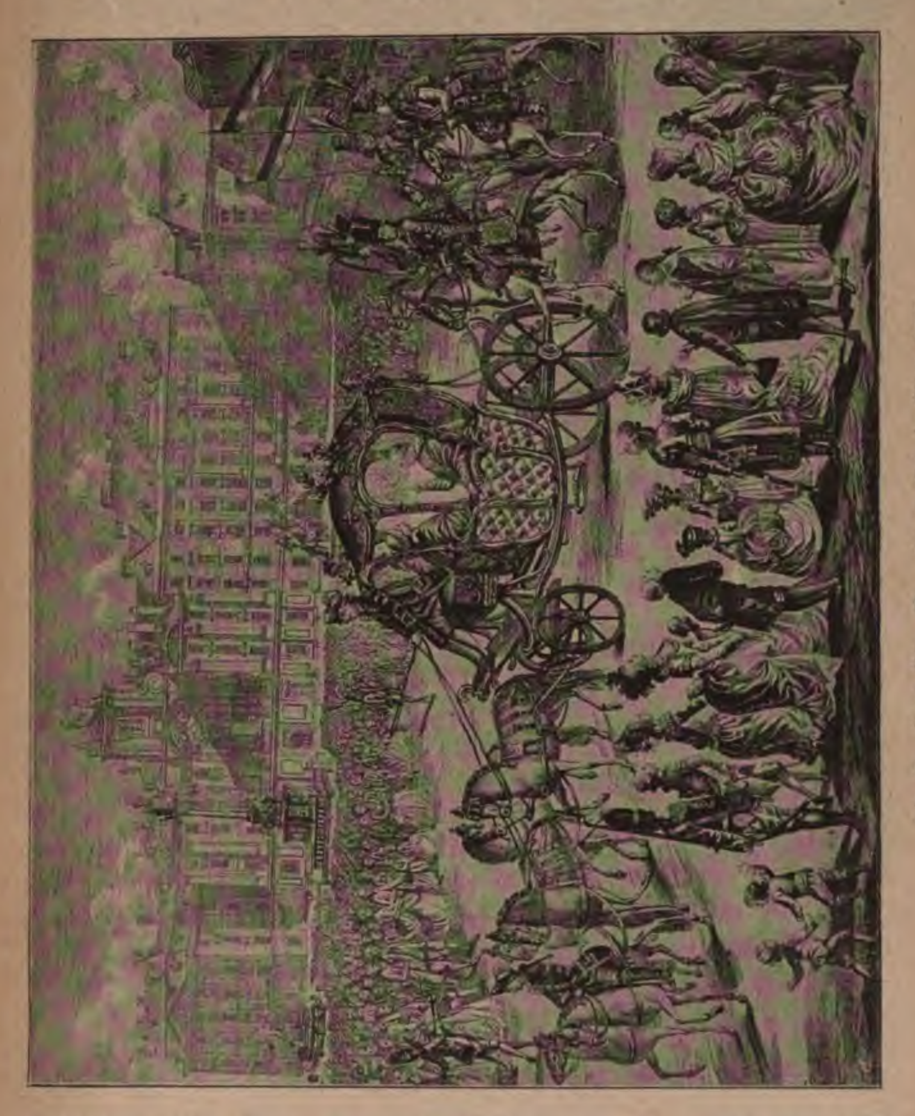


Fig. 39. Papst Pius VI. auf dem Hofe in Wien 1782.

Mächtigen entschlossen, sie ganz zu missachten, eine heilige Scheu hielt doch noch häufig zurück. Jetzt erst war dies anders geworden: was als das Unverletzlichste und Dauerhafteste galt, war angetastet und vernichtet worden. Wenn die frommen Vorfahren Kirchen und Klöstern Stiftungen zuwandten,

so hatten sie nie versäumt zu bestimmen, sie sollten für ewige Zeiten sein: nun wurden sie von den Landesherrn abgethan und eingezogen, die Lehrer der neuen Religion billigten es. Was Jahrhunderte als ein köstlicher Schatz zum Gebrauch des Gottesdienstes verwahrt worden — Monstranzen, Weihrauchfässer, Priestergewänder — wanderte aus den Sacristeien heraus in die Hände der Fürstendiener, der Krämer und Händler, viele Kunstwerke und Bilder, Bücher und Handschriften fielen wohl auch dem unverständigen Volke zum Opfer, das sie zerbrach, zerriss und verbrannte — ein unersetzlicher Verlust oft noch für die heutige Zeit. Wenn sich aber auf dem Gebiet, das den früheren Geschlechtern so ganz gefeit gegen alle Veränderung erschien, so vieles ungestraft verändern ließ, warum sollten nicht auch die alten Ordnungen in Städten und Dörfern geändert oder gar „abgethan" werden? Die römischen Juristen trieben ohnedies die Fürsten dazu.

Zuerst haben nun freilich protestantische Fürsten von jenen Erwägungen sich leiten lassen. Sie hatten ja schon eine Revolution im Kirchenthum gemacht, wie hätten sie diese im Weltlichen scheuen mögen! Aber die Katholischen folgten doch auch nach: das eine verbot ihnen die Religion, der sie treu blieben, das andere war ihnen unverwehrt. Sie meinten wohl auch gar, die alte Freiheit sei die Quelle des neuen Unheils und müsse zuerst vertilgt werden.

Die Stadt war, wie erzählt worden ist, im fünfzehnten Jahrhundert mit ihrem Landesfürsten und Kaiser in bösen Streit gerathen, hatte sich dann auch Jahre lang einem feindlichen König ergeben müssen. Endlich war dieser vertrieben worden, mit Maximilian dem Ersten, Friedrichs Sohne, kehrte das angestammte Herrscherhaus zurück. In allen diesen Wechselfällen wurde die Stadt in ihren Privilegien nicht gekränkt. Aber bald zeigte sichs, dass Kaiser Max, dieser sonst so hochherzige Fürst, sie dem Geist der Zeit gemäß, nicht mit freundlichem Auge ansah. Überhaupt liebte er Wien nicht; wie man sagte, konnte er's der Stadt nicht vergessen, dass sie seinem Vater so übel mitgespielt. Dennoch that er ihr an ihren Rechten lange keinen Abbruch; erst im letzten Jahr seiner Regierung, desselben, wo Martin Luther die Reformation begann, beschränkte er sie in manchem Punkt. Aus „fürstlicher Macht" setzte er den Artikel über die Wahl vom Bürgermeister und Rath also: die Wahlzettel sollten wie bisher Ihm oder dem verordneten Landeshauptmann versiegelt zugeschickt werden und dann soll von Ihm oder von diesem überlegt werden, „ob derselb so die meist Stimmen hat, tauglichen und schicklichen zu solichem Burgermeisterambt oder zu einem Rathherrn, auch mit Geldschulden und anderen schweren Handlungen nit beladen seien, damit sie solichen Ambtern geschickt nutzlichen und guet sein," sonst wolle Er oder sein Statthalter „die Anzahl mit anderen nach unserem Gefallen erstatten." Das war eine empfind*liche Beschränkung* der Wahlfreiheit. Eine andere Bestimmung minderte das

Ansuchen der Bürgerschaft, in dem es sie den Unbehausten gleich stellte. Denn dass Bürger sich mit Eiden wie bis dahin gegen Zeugen gegen ihre Kläger reinigen können „heben wir“ — so sagt das Decret — „aus fürstlicher Macht als Erzherzog zu Österreich auf und wollen dass die Sachen bei den gemeinen Rechten unseres Erzherzogthums Österreich beleiben und nit anders gehandelt werden solle.“ Die andern Privilegien bestätigte er wohl summarisch in demselben Actenstück, aber, betont er am Schluss, „vorbehalten wir uns, Unsern Erben und Nachkommen mit lautern ausgetruckten Worten, dass wir nach Gelegenheit der Sachen in kunftig Zeit die vorgeschrieben Artikel wiedermal aufheben, mindern oder mehren als regierender Landesfürsten Macht haben sollen.“ Von dieser Clausel machte sein Nachfolger Ferdinand bald Gebrauch. Anlass dazu gab eine heftige Bewegung im Land, so sich nach Maximilians Tod erhoben und an der sich auch Wien betheiligt hatte. Kaiser Max hatte nämlich in seinem Testament eine Regierung eingesetzt, die des Landes pflegen sollte bis der ferne Enkel und Erbe Karl ein weiteres verfüge. Mit dieser Regierung aber waren weder die Landstände, d. h. die Prälaten, adeligen Herren und Ritter, noch die meisten Städte zufrieden. Zwar in Wien wären es Bürgermeister und die Mehrzahl der Rathsherren zuerst gewesen, aber Martin Capini, genannt der Siebenbürger, wohnhaft am Lugeck, sprach heftig dagegen, sammelte dreiundfünfzig Genannte um sich und gewann die Zünfte: ein Fleischer drang mit gezücktem Schwert in die Rathsstube: da fügten sich erschrocken alle des Siebenbürgers Meinung. Der Landtag zu Wien setzte eine neue Regierung ein, die von Max bestellte gieng nach Wr.-Neustadt. Dies war fünfzehnhundert neunzehn; das Jahr darauf ward Siebenbürger, ein heftiger und ehrgeiziger Mann, zum Bürgermeister gewählt (nur unwillig bestätigte ihn der junge Kaiser Karl zu Worms, wo er über Luther zu Rathe saß) und nun mochte der Rath erst recht nichts wissen von der Regierung in Neustadt. Da aber trat 1522 in dem Brüsseler Vertrag Kaiser Karl seinem Bruder Ferdinand die Regierung der deutschen Erblande ab; dieser kam nach Österreich und lud durch ein Mandat, das an dem Riesenthor der Stephanskirche angeschlagen war, alle die drei Jahre früher gegen Maximilians Testament sich aufgelehnt, nach Neustadt zu einem Gerichtstag. Sie kamen bangen Herzens. Siebenbürger mit noch fünf Bürgern ward nach längerem Verhör gefangen gesetzt und bald darauf auf dem Hauptplatz von Wiener Neustadt, am süd-östlichen Ende, durchs Schwert gerichtet. Die Leichen kamen nach Wien und blieben bei Sanct Laurenz ausgestellt. „Das Volk in der Stadt“, meldet ein Zeitgenoss, „ist ganz verzagt und still gewest mit großen Sorgen und Trauern.“ Der Erzherzog gebot alsbald die Truhe mit den Privilegien, die im Rathhaus stand, nach Neustadt zu senden, dort wurden sie geprüft und einige von ihnen abgethan: keine Genannten und keine Hausgenossen sollte es fürderhin mehr geben. Auch gab Ferdinand die nächsten Jahre keine Neuwahlen zu, erst 1526

fanden wieder solche statt. Aber in diesem Jahre ward auch eine neue Stadt- und Polizeiordnung aufgestellt, die man mit Recht das Grab der städtischen Freiheit, wie sie im Mittelalter blühte, genannt hat. Es sollten fortan drei Bürgerschaften sein: der innere Rath, der äußere Rath und das Stadtgericht. Von den vierundzwanzig inneren Rathmannen ernennt zwölf der Landesfürst, die andern sowie den Bürgermeister wählt der äußere Rath, der aus sechsundsiebzig Mitgliedern besteht und seinerseits wieder vom innern Rath gesetzt wird. Sind die Wahlen nicht einstimmig, so entscheidet der Landesfürst. Das Stadtgericht wird gebildet von den zwölf inneren Räthen, die der Landesfürst ernennt. Sie schwören diesem und haben sein Gebot zu erfüllen, auch wenn er ihre Sprüche aufhebt. Den Handwerkern wird der Eintritt in die Rathsstube wieder verschlossen, das passive Wahlrecht für den innern Rath und das Stadtgericht ist an den Haus- und Grundbesitz gebunden, aber nicht ans Bürgerrecht. Die äußeren Räthe traten an die Stelle der Genannten, sie hatten das Amt von Friedensrichtern zu versehen und „bei Beschauen, Satzungen und dergleichen Handlungen“ dabei zu sein. Als erste Pflicht aller städtischen Behörden wird Gehorsam gegen die fürstliche Obrigkeit aufgestellt, auch sollen sie aufrührerische Personen anzeigen und in Strafe bringen. Was aber das Wichtigste war, der erste Beamte der Stadt war nicht mehr der Bürgermeister, sondern der Stadtanwalt, den der Landesfürst setzte, er gieng jenem im Range voraus, hatte das Recht allen Rathssitzungen beizuwohnen und Einsprache gegen Beschlüsse zu erheben. Bald erhielt er auch die Oberaufsicht in local- und sicherheitspolizeilichen Sachen.

So war das Stadtregiment zu einer landesfürstlichen Behörde herabgesunken, die selbständige Theilnahme der Bürgerschaft daran auf ein gar geringes Maß beschränkt. Dies ist über dreihundert Jahre so geblieben.

Einrichtungen, die Jahrhunderte lang bestehen wirken noch im Geist der Menschen nach, auch wenn sie nicht mehr Geltung haben. So lebte in der Wiener Bürgerschaft, auch nachdem die alte Freiheit verloren war, echter Bürgersinn noch lange fort. Dies zeigte sich zweimal in großer Gefahr, 1529 und 1683.

Seit jenem Tage von Nicopolis, da Kaiser Siegismund mit der Blüte deutscher und ungarischer Kriegerschaft den Osmanen erlegen war, hörten diese nicht auf, dem Abendland, furchtbar zu sein. 1453 fiel Constantinopel, das letzte Bollwerk der Christen auf der Balkanhalbinsel, in ihre Hände, auf den Besitz Ungarns richteten sie fortan ihr Hauptaugenmerk. In demselben Jahr, Wien sein neues Stadtrecht erhielt, sank der König Ludwig mit seinem bei Mohacs vor dem Halbmond in den Staub. Erbverträgen gemäß un Erzherzog Ferdinand in Ungarn König sein. Aber ein großer Theil



Fig. 40. Die Kirche St. Nicolas sammt dem Gottesacker auf der Landstraße, abgebrochen 1784.

des Adels wählte einen Einheimischen, Johann Zapolya, dazu. Dieser vergaß seines Christenthums und verband sich mit den Türken, um seine Herrschaft gegen Ferdinand zu sichern. Am 9. April 1529 brach Sultan Soleiman von Constantinopel auf, um Deutschland zu unterjochen. „Herr aller Herrscher" nannte er sich in einem Brief an den französischen König, „Vertheiler der Kronen an die Monarchen der Erde, Schatten Gottes über die Welt." Auf dem Schlachtfeld von Mohacs fiel Zapolya dem Sultan zu Füßen und nannte ihn den Herrn der Welt, der unzählige Diener habe, sowohl Moslemim als Ungläubige. Bald fiel Ofen, das Ferdinand besetzt hatte, in die Hände des Sultans: da — am 8. September — gab er Befehl zum Aufbruch nach Wien. Auf dem Zuge dorthin ergaben sich mit Ausnahme Preßburgs sämmtliche Städte und Schlösser; am 21. September erschienen die ersten türkischen Renner und Brenner vor unserer Stadt. Die Wiener verbrannten die alten Vorstädte und schleisten das Schloss auf dem Leopoldsberg, damit die Türken keinen Stützpunkt daran hätten. Die Besatzung der Stadt war nicht groß, einige Hilfe war da aus Deutschland; von 3500 waffenfähigen Bürgern waren kaum vierhundert in der Stadt geblieben, darunter der pflichtgetreue Bürgermeister Wolfgang Treu, der Stadtrichter Pernfux und drei Räthe. Die Vertheidigung leitete Niklas Graf Salm, an der Spitze der deutschen Reichstruppen stand Pfalzgraf Philipp von Baiern. Am 23. September schlug der Sultan sein Zelt bei Sanct Marks auf. Da — so erzählt später einer von seinen Paschas — habe er sich niedergesetzt und „seinen Schoß geöffnet, worin Brand, Plünderung und andere Geißel des Krieges verschlossen waren, damit allen offenbar werde, dass der rechte Kaiser da sei mit Macht". Er werde, so rühmte er sich, sein Haupt nicht zur Ruhe legen, bis das Gebet des Propheten vom Stephansthurm ertöne. Achtzehn Tage hielten die Belagerten aus: todesmuthig machten sie kühne Ausfälle gegen die Feinde, und Kriegsmannschaften und Bürger schlugen fünf starke Stürme ab. „Die Verfluchten," schreiben türkische Geschichtsschreiber, „fielen täglich aus der Feste und unterließen nicht sich tapfer zu wehren. Mit den Schlechten kämpften die Gerechten, die Säbel wütheten als Leuen, die Wackeren rissen mit ihren Lanzen von den Herzen der Götzendiener Stücke ab und aßen dieselben voll Groll." Am 11. und 12. October war der Hauptkampf an einer Bresche zwischen dem Kärtnerthor und dem Clarenkloster (beim Bürgerspital). Am 14. nach dem letzten vergeblichen Sturm warfen die Janitscharen alle gefangenen Männer ins Feuer und hieben an tausend Weiber und Kinder in Stücke. Am 16. ward der Sultan durch das Murren seines Heeres über die Unbill der Witterung gezwungen, die Belagerung aufzuheben: „Gottes des Allerhöchsten Wille hatte die Eroberung auf andere Zeit verschoben." Graf Salm überlebte die glückliche Abwehr dieses furchtbaren Feindes nicht lange, er starb am 4. Mai 1530. Sein Leichnam ward zuerst in der Dorotheakirche begraben; da diese aufge-

hoben ward, kam der Sarg in die Salm'sche Familiengruft nach Raitz in Mähren, 1878 aber erbat sich der Gemeinderath auf des Alterthumsvereines Anregung von den Nachkommen des Helden die Gunst, seine Reste wieder in der Stadt zu hegen: sie ruhen nun in der Votivkirche zum göttlichen Heiland.

Von da ab ward Wien in der ganzen abendländischen Christenheit, besonders aber in Deutschland, als ein großes und wichtiges Bollwerk gegen die barbarischen Türken angesehen. Deutsche Städte wie Straßburg, Nürnberg, Köln, Augsburg, Aachen und viele andere haben in den nächsten Jahren Beiträge zur Befestigung der Stadt geschickt, und die deutschen Kaiser haben wiederholt erklärt, dass deshalben an Wien dem „Römischen Reich und allgemeiner deutscher Nation merklich groß und viel gelegen sei." Freilich eine Stadt, die so wichtig als Festung ist, wird als Handelsplatz nicht mehr so viel gelten können. Die militärische Bedeutung der Stadt hinderte ihre Ausbreitung und damit ihren wirtschaftlichen Aufschwung. Denn die Türkengefahr war nicht etwa ein vorübergehendes Übel, Jahre, Jahrzehnte lang dauerte sie fort, sie spiegelt sich auch in der Dichtung jener Tage. Der Poet Wolfgang Schmelzl, der 1540 nach Wien kam und da Schulmeister bei den Schotten geworden ist, erinnert hernach in jedem seiner Theaterstücke, die er für die Schule schrieb, daran. In der „Hochzeit von Canaan" läſst er Christus im Tischgebet der Türken gedenken. In „David und Goliath" kämpften die Juden gegen die Türken, anstatt gegen die Philister, eine Prophezeiung Daniels wird von dem alten Isai, der seine Söhne in den Kampf sendet, auf Mohammed und das türkische Reich gedeutet. Und der Greis ruft den muthigen Jünglingen zu:

Jr lieben Soen, das es Got welt
Jr mir so ichs erbitten möcht
Ein Turken zum Peutpfening brecht'.

Und in dem Lobgedicht der Stadt Wien, das Schmelzl zu einer Zeit verfaſste, wo die Gefahr nicht gerade so dringend war, erfreut er sich doch wieder der festen Basteien, weil sie guten Schutz gegen die Türken gewähren können:

O Wien, freu Dich, glaub sicher mir,
Die Pollwerck, die aufwachsen Dir,
Wil's Gott, so werdens helfen wol
Das dir der Tuerck nit schaden sol,
Tuerck, wie du suchst wirst finden Bschaydt
Teutschland muſs Dir werden erlaydt.*)

*) verleidet.

Im siebzehnten Jahrhundert waren zuerst ruhigere Zeiten, und während des dreißigjährigen Krieges war es ein Glück, dass die Türken in Kämpfe gegen Persien verwickelt waren. Dafür kamen freilich die Schweden, grimme beutegierige Scharen unter Torstensons Führung bis an die Gemarkung unserer Stadt. Dies war aber nur ein vorübergehender Schreck und ist bald vergessen worden. Als dann sechzehnhundert vierundsechzig ein türkisches Heer bei St. Gotthard an der Raab völlig geschlagen ward, meinte man vor dem Erbfeind der Christenheit für immer sicher zu sein. Doch man täuschte sich. Noch einmal erhob sich das schon sinkende osmanische Reich mit aller Kraft und stürmte furchtbarer noch als hundert und fünfzig Jahre zuvor gegen die europäische Welt. An den Mauern Wiens erst brach sich dieser Sturm.

Am zwölften Juli sechzehnhundert drei und achtzig erschienen die Türken wieder vor unserer Stadt, der Großvezier Kara Mustapha führte sie, am 15. Juli hatten sie die Einschließung vollendet, es waren vielleicht ihrer hundertsiebzigtausend. In der Stadt waren sechzehntausend Mann Soldaten und viertausend waffenfähige Einwohner, davon achtzehnhundertvierzehn Bürger. Stadtcommandant und Vorsitzender des Deputiertencollegiums, das in Abwesenheit des Kaisers, der nach Linz gieng, die Regierungsgeschäfte führte, war Rüdiger Graf Starhemberg, sein Stellvertreter Caspar Zdenko Graf Capliers. An der Spitze des Stadtraths stand Johann Andreas von Liebenberg, ein Mann von sechsundfünfzig Jahren, im Dienst der Stadt ergraut, 1679 da eine arge Pest die Stadt verheerte war er Richter gewesen: jetzt war dieses Amt in Händen des Simon Stefan Schuester. Liebenberg hatte am siebenten Juli den Stadtrath, der diesmal vollzählig in der Stadt geblieben war, berufen und da war beschlossen worden, die Stadt in möglichsten Vertheidigungszustand zu setzen, jedes Haus habe einen Mann zur Schanzarbeit zu stellen, sämmtliche Pferde seien zur Aufführung der Geschütze herzugeben, die Bewohner der Vorstädte sollten mit ihrer Habe, besonders was Lebensmittel war, in die Stadt hereinziehen. Tags darauf begann man mit Setzung der Pallisaden, alle thätigen Bürger nahmen theil, mit gutem Beispiel gieng Liebenberg voraus, indem er selbst mit dem Schiebkarren Erde führte. Am selben Tag versicherten der Bürgermeister und zwei Räthe, vor den Kriegsrath berufen, dass die Bürgerschaft Gut und Blut daran wagen würde, um dem Erbfeind nicht in die Hände zu fallen. Das Gelöbnis ward gehalten: sechzig Tage lang haben sie im Verein mit der soldatischen Besatzung dem Feinde trotz geboten, davon waren mehr als vierzig Tage, wo es blutige Kämpfe entweder bei Ausfällen oder auf den Basteien, gab. Eine bösartige Krankheit, ersbrünste, zuletzt auch Mangel an Lebensmitteln machten die Belagerung furchtbarer. Zu allen Zeiten werden in solchen Lagen der Entschlossenen, pferwilligen bis aufs äußerste nur wenige sein. Auch in Wien regte den letzten Wochen mancher Widerspruch gegen die Häupter der Stadt,

einige murrten und schrien nach Übergabe, doch sie waren in der Minderzahl die Starken, die Heldenhaften rissen sie mit sich fort. Indes es war die höchste



Fig. 41. Fürstenzusammenkunft am Wiener Hofe 1791 Kaiser Leopold und der König von Neapel.

Noth und die Stadt kaum mehr zu halten, als endlich ein Entsatzheer heranzog: am 5. September sah man die Feuerzeichen vom Bisamberg, am 6. vom Kahlenberg. Es kam nun die schwerste Woche für die Belagerten, Kara

Mustapha wüthete „wie der Teufel vor dem jüngsten Tag." Mine auf Mine sprang, in den Breschen war ein verzweifeltes Ringen, am meisten auf der Löwelbastei zwischen dem Burg- und dem Schottenthor und auf dem Gefilde vor dieser bis in die Gegend des heutigen Rathhauses, das also so recht als ein Denkmal der alten Bürgertugend angesehen werden mag. Das Entsatzheer bestand aus 27.000 Kaiserlichen unter der Führung des Herzogs Karl von Lothringen (Lothringen war damals noch ein Theil des deutschen Reiches) aus 12.000 Sachsen, 11.000 Baiern, 8400 Mann sogenannten Kreistruppen aus Schwaben und Franken, von verschiedenen kleineren Fürsten, Bischöfen, Stiftern und Reichsstädten gestellt — endlich aus 26.000 Polen, die sonach etwa ein Drittheil des Ganzen bildeten, unter ihrem König Johann Sobieski, der nach langer schwieriger Unterhandlung und nach Zusicherung ansehnlicher Geldsummen sich zu einem Bündnis mit dem Kaiser verstanden hatte. In der Entsatzschlacht am 12. September gab den Ausschlag der linke Flügel, der von Nussdorf her gegen Wien vorrückte: es standen da Kaiserliche und Sachsen, jene unter dem Lothringer, diese unter ihrem Kurfürsten. Der rechte Flügel, der vornehmlich aus Polen bestand, trat erst acht Stunden später in die Schlacht ein, auch misslang sein erster Angriff und nur der tapferen Ausdauer der kaiserlichen und Reichstruppen, welche diesem Flügel beigegeben waren, dankte man es, dass dies ohne schlimme Folgen blieb. Nun aber kamen der siegreiche linke Flügel und das Centrum, das — bei Döbling stehend — bis dahin wenig am Kampf betheiligt war, dem bedrängten Polenheer und dessen deutschen Truppen zu Hilfe, so dass auch auf dieser Seite zu letzt alles gut ablief. Um vier Uhr konnte das ganze Christenheer gemeinsam vorrücken und vor den Mauern Wiens den Kampf völlig austragen. Um fünf Uhr war der Sieg entschieden, die Wiener machten einen Ausfall, aber sie fanden bereits das türkische Lager leer.*) Am andern Tag ritt der Polenkönig durch das Ausfallspförtchen nächst dem Schottenthor in die Stadt ein. Ein feineres Gefühl hätte diesen Fürsten, der keineswegs den Hauptantheil an der Befreiung hatte, zurückhalten sollen, die Stadt, bevor der Kaiser sie betrat, im Triumph eines Erretters zu durchziehen — weder Karl von Lothringen noch der Kurfürst von Sachsen kamen mit ihm — das Volk aber, der Erlösung froh, wog nicht erst lang sein Verdienst, und drängte sich jubelnd um ihn, seine Kleider, seine Schuhe küssend, als wäre alles durch ihn geschehen: so zog er in die Kirche am Hof, dann zu Sanct Stephan, endlich zu den Augustinern, wo das Te Deum angestimmt ward. Dann gieng er in sein Lager zurück, das er bei Schwechat aufschlug. Der Kaiser kam Tags darauf, beim Stubenthor empfiengen ihn Stadtrath und Stadtgericht, jener nicht mehr von Liebenberg geführt, der war in der Nacht vom 9. auf den 10. gestorben. So war es ihm nicht beschieden, die Früchte seines Bemühens zu erleben, doch hat die

*) S. hiezu die beiden Abbildungen Fig. 21, 22, S. 80.

Nachwelt ihn wie billig geehrt, und in unseren Tagen ist ihm von Wiener Bürgern ein dauerndes Denkmal gesetzt worden. Starhembergen konnten dagegen noch bei Lebzeiten der Kaiser sowie die Stadt danken. Er starb erst 1701 und ruhet in der Schottenkirche.*)

Die Zurückweisung der Türken vor Wien ist nicht bloß ein Ereignis in der Geschichte dieser Stadt oder der österreichischen Lande: sie war von europäischer Bedeutung und das ganze christliche Europa hat Wiens Entsetzung gefeiert. Sie wäre aber nicht möglich gewesen, wenn Wiens Bürgerschaft die militärische Besatzung der Stadt nicht mit allen Kräften unterstützt hätte. Und darum wird das Jahr sechzehnhundert drei und achtzig dem Wiener immer zum Ruhme gereichen. Von da an erschienen die Türken nie wieder auf deutschem Boden, die Gesittung des Westens war von einer großen Gefahr auf immer befreit.

IX.

Zopfthum und Aufklärerwesen.

Die Abwehr der Türken von Deutschland war die große Aufgabe, die Österreich unter der Führung des Hauses Habsburg im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert erfüllt hat. Auch das Bürgerthum nahm hieran einen ehrenvollen Antheil: wohl waren ihm von den Fürsten beinah alle politischen Rechte genommen worden, aber von den großen Kämpfen und Sorgen der Zeit konnte man es doch nicht fernhalten, man bedurfte seines Mitgefühles, seiner verständigen Kraft. Erst wie die Gefahr vorüber war, tritt es ganz in den Hintergrund, es verschwindet gleichsam für mehr als ein Jahrhundert aus der Geschichte, aber im Stillen, im Haus, in der Werkstatt und besonders in der Schreibstube des Gelehrten bereitete sich der Keim für eine neue, umfassendere, freiere Thätigkeit vor. Dies war überall so in deutschen Landen und auch bei uns.

Allenthalben in den Städten, wo Höfe ihren Sitz hatten, geräth das bürgerliche Leben in tiefen Verfall. Der Hof und der Adel, der sich um diesen schart, ist alles, die Bürger nichts. Nur von jenen ist in den Jahrbüchern jener Zeit die Rede, sie bauen neue Häuser, legen neue Stadttheile an, unterstützen Kunst und Wissenschaft, von der Bürgerschaft hören wir nichts. Im sechzehnten Jahrhundert hatte der Stadtrath häufig im Rath- oder im Zeughaus Schauspiele aufführen lassen, deren Inhalt aus der Bibel oder aus der weltlichen Geschichte genommen waren. Dabei fiel manch kühnes und freies Wort über den „Gemeinen Nutzen", Vaterland, Freiheit und Gerechtigkeit; in dem Stück „Von den sechs Kämpfern", das die Herren der Stadt 1568 spielen ließen, rühmt zuletzt ein Herold von den Römern:

*) S. sein Bild sowie das des Bischofs Kollonits, der so viel Waisen Vater ward, S. 84 und 85, Fig. 23, 24. Der Herzog von Lothringen ist S. 95, Fig. 28 abgebildet.

„Die Lieb zum Vaterlandt
Die war ein so gar ein starkes Bandt
Das sie wagten ir Treues Leben
Ehs ir Freyheit wollten geben;"

dann:

„Die streng Gerechtigkeit
Dass sie strafften zu aller Zeit
Die Laster an allen Personen
Und theten gar niemand verschonen
Auch in den Hochedlen Geschlechten
Es galt den Herren wie den Knechten."

Solche Worte vernahm man im 17. Jahrhundert nicht mehr im Wiener Rathhaus, 1604 wurden die letzten Spiele dieser Art gegeben, an ihre Stelle traten die lateinischen Jesuitencomödien mit viel Gelehrsamkeit, Prunk und Fürstenlob, dann die Opern und Ballete bei Hof und in den Häusern der Vornehmen. Im sechzehnten Jahrhundert konnte Lazius nach seiner Geschichte Wiens eine Widmung an Bürgermeister und Rath voraussetzen,*) Fuhrmann, der im Zeitalter Karl des Sechsten über Wien schrieb, dachte nicht mehr daran, in seinem Buch ist von städtischer Verfassung und Verwaltung gar nicht mehr die Rede. Kein einziges hervorragendes Bauwerk ist im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert von der Bürgerschaft aufgeführt worden, der Brunnen im Hof des Rathhauses und der am Mehlmarkt, beide von dem berühmten Raphael Donner aus Esslingen, sind die einzigen Denkmale dieser langen Zeit, die aus städtischen Mitteln, auf Veranlassung des Stadtrathes hergestellt worden sind.**) Dagegen aber der Adel: wie viel hat der damals zur Verschönerung der Stadt gethan! Da war Fürst Adam Liechtenstein, der sein altes Eigen im Liechtenthal und auf der Wiese in dem letzten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts in Bauplätze auftheilte und sie gegen billigen Zins verlieh: 1712 war so eine neue Vorstadt entstanden, der Fürst wollte sie zu Ehren des damaligen Kaisers Karlsstadt nennen, es ist das heutige Lichtenthal, auch für die Kirche, den vierzehn Nothhelfern geweiht, gab der Fürst das meiste aus seinen Mitteln. In dem großen Garten aber, der früher schon bestand, ließ er sich von dem Italiener Domenico Martinelli einen Palast aufführen und legte den Grund zu der Gemäldegallerie, die heute noch eine Sehenswürdigkeit von Wien ist. Auch in der Stadt in der Schenkenstraße erbaute er sich ein stattliches Palais. Zur selben Zeit entstand in der nächsten Nachbarschaft des Liechtenstein'schen Grundes der schöne Sommerpalast des Grafen von Althan, dorten, wo jetzt der Franz Josefsbahnhof liegt. Derselbe Graf baute sich auch in der Ungargasse ein Landhaus, es kam später in den Besitz des Fürsten Lobkowitz. Fürst Mansfeld-Fondi ließ sich an Stelle von Weingärten zwischen dem Häugassel

*) S. d. Bildnis dieses Geschichtsschreibers unserer Vaterstadt, S. 43, Fig. 12

**) S. die Abbildung S. 115, Fig. 33.



Fig. 42. Der Gesellschaftsplatz auf der Burgbastei, 1810.

auf dem Rennweg um 1706 von dem berühmten Fischer von Erlach, dem Älteren, Palast und Garten anlegen; beides gieng zehn Jahre später in den Besitz des Fürsten Adam Franz Schwarzenberg über. Das Innere ward von vorzüglichen Künstlern des In- und Auslandes geschmückt, so malte die Decke des Mittelsaals Daniel Gran. Die Trautson, Schönborn und Auersperg schufen sich auf dem öden Buchfeld wahrhaft fürstliche Heimstätten und legten dadurch den Grund zu einem neuen Stadttheil, der Kaiser Josef dem Ersten zu Ehren (1706—1711) Josefstadt genannt wurde und diesen Namen behielt. Ferdinand Fürst Schwarzenberg, der „Pestkönig", dessen Name durch seine aufopfernde Thätigkeit während der großen Seuche von 1679 auf immer mit der Geschichte unserer Stadt verbunden ist, kaufte zwei Häuser am Mehlmarkt und ließ sie in das stattliche Palais verbauen, das heute noch diesem Platz zur Zierde gereicht. Dort wo jetzt das Equitationsgebäude steht, erhob sich 1734 ein Palast des Grafen Harrach, der Garten dazu füllte den ganzen Raum zwischen der heutigen Rudolfs- und Schützengasse. Und wie viel verdankt nicht Wien dem Sieger von Zenta und Peterwardein, von Höchstädt, Malplaquet und Belgrad, Prinz Eugen dem edlen Ritter! Bald nach 1690 fieng er in der Himmelpfortgasse, wo er ein Haus hatte, zu bauen an und löste mehrere anstoßende Gebäude ein, 1704 war das Äußere des Palastes sowie das Stiegenhaus fertig, sechs Jahre später empfieng der Prinz darin bereits die Gesandtschaft der besiegten Türkei. Architekt des großartigen Baues ist Johann Bernhard Fischer von Erlach, derselbe der für Mansfeld und Trautson thätig war. Dieser Künstler hob die Baukunst, die während der letzten Jahrzehnte in Verfall gerathen war, wieder zu einer stolzen Höhe. Im fünfzehnten Jahrhundert war von Italien aus die gothische Manier verdrängt worden, man gieng damals auf das griechische und römische Alterthum zurück, dort suchte man nun die Vorbilder, ohne darüber ganz zu verwerfen, was die mittleren Zeiten hervorgebracht. So entstand der sogenannte Renaissancestil, der von Italien aus sich bald in das übrige civilisierte Europa verbreitete und im sechzehnten Jahrhundert seine höchste Blüte erreichte. Dann aber begann er wieder zu entarten: es wurden gar zu viel Verzierungen angebracht, die reinen Linien der älteren Meister unterbrochen und zerstückt, Größe und Pracht auf Kosten des Ebenmaßes vermehrt.

Von dieser Unnatur hielt sich aber Fischer, der um 1650 geboren ist, ziemlich frei, seine Bauten erinnern an die beste Zeit der Renaissance. Sobald in der politischen Welt die Fürsten allein mehr etwas zu bedeuten hatten, war auch die Kunst dieser Tage ganz in ihren Dienst getreten, auf fürstliche Pracht und Ansehen gieng sie vor allem aus, dies verleugnet sich auch in den Werken Fischers nicht. In dem Palast des Prinzen Eugen (dem heutigen Finanzministerium) ist besonders die Vorderseite von majestätischer Wirkung, auch Vestibul und die Treppe sind hervorragende Schönheiten. An der Ausstattung des Inneren waren vorzügliche französische und italienische Meister

thätig. Das zweite große Bauwerk, das Wien dem Kunstsinn des Prinzen verdankt, ist das Belvedere, zu dem der Grund schon 1693 gelegt, das jedoch erst 1719 recht angefangen und 1724 vollendet ward. Der Baumeister desselben war Johann Lucas von Hildebrand aus Genua, doch von deutschen Eltern stammend. Zwischen 1709 und 1713 führte er auf der Freiung das Palais Daun (jetzt Kinsky) auf, 1712 einen Triumphbogen für den aus dem spanischen Erbfolgekrieg heimkehrenden Karl VI. auf dem Kohlmarkt, der später wieder hinweggeräumt worden ist. Das untere Belvedere zeigt einen strengeren Stil und größere Einfachheit als sonst die Bauten dieser Periode, das obere aber ist, so wie sonst alles, was Hildebrand gebaut hat, von reicher Pracht ohne überladen zu sein.*) Der Garten zwischen den beiden Palästen kam erst nach 1717 zu Stande, es ist den berühmten Anlagen des französischen Gärtners Le Nôtre nachgebildet. An dem Statuenschmuck, der heute mannichfach verändert und gemindert ist, war neben dem Italiener Stanetti der Tiroler Lechleitner thätig: er schuf die schöne Gruppe des Hercules mit der Omphale. Unter den Malern, die die Säle zierten, erscheint auch Altomonte, den wir in vielen Wiener Kirchen jener Zeit wieder begegnen werden, dann Solimena, in Wien damals der gefeiertste Maler — den berühmtesten Meister des ganzen Erdkreises nennt ihn ein Wiener Jesuit — endlich Chiarini. Überall hin richtete der große Kunstfreund, der hier waltete, seine Blicke, und wo er ein bedeutendes Talent ersah, zog er es in unsere Stadt.

Der Hof selbst konnte inmitten solcher Unternehmungen des Adels nicht zurückbleiben. An der alten Burg hatte schon Ferdinand der Erste einige Umänderungen vornehmen lassen: er schob sie gegen den Michaelerplatz hinaus und setzte zwei neue Stockwerke auf, auch ist das Thor von ihm, das in den Schweizerhof führt (die Inschrift darüber erinnert daran), endlich wurde auch an Stelle des abgebrannten Cilly-Hofes, der Amalienhof, so wie er heute noch besteht, aufgebaut. Hundert Jahre später ließ Leopold I. die alte Burg mit dem Amalienhof durch ein Neugebäude verbinden: es ist der sogenannte Leopoldinische Tract, wo die Hauptwache steht.**) Dies war nun wohl ein großer Bau, doch schmucklos und nüchtern: Kaiser Karl der Sechste aber schmückte seinen Wohnsitz mit wahrhaft fürstlichen Schöpfungen. Im Süden, wo bis dahin ein Lustgarten und ein Theater gewesen, ließ er durch Fischer von Erlach die herrliche Hofbibliothek der Burg anfügen, derselbe Künstler verband hierauf den Amalienhof und die alte Burg auch auf der Stadtseite durch die Reichs-Kanzlei,***) dieser sollten rechts und links gewaltige Flügelbauten angesetzt werden, so plante er es. Aber nur der rechte Flügel, gegen die Stallburg hinlaufend,

*) S. das Bild Fig. 30, S. 103.

**) Fig. 14, S. 51 zeigt den Burghof, wie er nach den Veränderungen unter Ferdinand I. war (die Häuser links am Bild gehören nicht zur Burg); Fig. 20, S. 75 zeigt den Leopoldinischen Tract. Von den Bauten Fischers geben Fig. 31, 32, S. 107 und 111 Proben.

***) Zu diesem Bau steuerten die deutschen Reichsstände bei.

ist zum Theil ausgeführt, er enthält die Winterreitschule. Keines dieser Bauwerke verleugnet den großen Geist ihres Schöpfers und der Periode, der sie angehören.

Dies also geschah von den Habsburgern für ihre eigene Burg, die so lange ganz einfach und schlicht dagestanden, dass Fremde sagten, der Wiener Hof sei dem Paradiesvogel zu vergleichen, seine Pracht liege in den Federn, d. h. in dem, was ihn umgibt. Aber sie haben auch der Stadt noch andere Gebäude, und besonders Kirchen gegeben. Von Fischer von Erlach ist die böhmische Hofkanzlei, jetzt Ministerium des Innern am Judenplatz, ein würdiger Ort für hohe Staatshandlungen, aber nicht in die Augen fallend, weil auf dem freien Platze nur ein Flügel zu sehen ist, der andere sowie ein Theil des Mittelbaues in der Judengasse versteckt im Dunkeln liegt. Von den zahlreichen Gotteshäusern, die aus dieser Periode stammen, ist die Karlskirche von eben diesem Meister, es ist ein besonders denkwürdiger Bau. Jedermann weiß, dass er einem Gelübde Karl VI. in dem Pestjahre 1713 seinen Ursprung verdankt. Aber wer, der an einem mondhellen Abend von der Elisabeth- oder Schwarzenbergbrücke aus die gewaltigen Umrisse dieser Kirche anstaunt, ahnt, dass diesem Werke Fischer von Erlachens auch eine politische Bedeutung innewohnt? Es ist das Denkmal des ersten Versuches der Habsburger, das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das damals schon die verschiedenen Erbländer beseelte, einem friedlichen Zwecke dienstbar zu machen. Die Baukosten waren zu Anfang 1714 vom Kaiser auf die verschiedenen Erbkönigreiche und Länder vertheilt worden, und als sich der erste Anschlag bald darauf als zu gering bemessen herausstellte, begannen in den verschiedenen Ländern Sammlungen freiwilliger Beiträge. Die Tiroler Landschaft machte sich anheischig, für sich allein zehntausend Gulden beizusteuern, der Krainer Landtag bewilligte zweitausend Gulden, der von Österreich ob der Enns achttausend. Auch Ungarn betheiligte sich an dem Bau, noch 1725 sicherte das Saroser Comitat allein dem Unternehmen zweitausend Gulden zu. Am 4. Februar 1716 ward der Grundstein gelegt. Ein ungarischer Bischof, Graf Ladislaus Erdödy sprach dabei den üblichen Segen; 1736 erfolgte die Übergabe des Gotteshauses und der zugehörigen Gebäude an den Kreuzherrenorden vom rothen Stern, dessen Generalabt damals wie heute in der Prager Altstadt nahe der steinernen Brücke, seinen Sitz hat. Als ein Wahrzeichen, der von den Habsburgern geschaffenen österreichischen Staatseinheit erhob sich der stolze Kuppelbau auf dem Hügel an der Wien.

Die neuen Gebäude sollten aber auch mit Statuen und Reliefs geschmückt, ihre Treppenhäuser und Säle mit Gemälden ausgeziert werden, die Plätze vor denselben forderten zur Errichtung von Denkmälern auf. Kaiser Leopold der Erste hatte schon in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts von dem Hofbildhauer Paul von Strudl die Dreifaltigkeitssäule am Graben setzen lassen, er bezahlte dem Künstler dafür über zehntausend Gulden. Derselbe Bildner ward 1707 mit sammt seinem Bruder, dem Ingenieur Dominik von Strudl, von Kaiser Josef I. in den Reichsfreiherrnstand erhoben; in dem Adelsdiplom

wurden die beiden mit den größten Meistern des Alterthums, mit Praxiteles, Phidias und Archimedes verglichen. Ein dritter Bruder, Peter, der schon seit 1701 Reichsfreiherr war, bezog als kais. Kammermaler einen Gehalt von jährlich 3000 Gulden und, so lange er für das Laxenburger Schloss Statuen in Marmor arbeitete, noch einen Zuschuss von jährlich 2000 Gulden, so dass er mehr als doppelt so viel bezog denn ein geheimer Rath, ja der Statthalter von Niederösterreich. So hoch ehrten Leopold und sein Sohn die Kunst. Durch Peter von Strudl ließ der Kaiser auch den Plan einer Kunstakademie ausarbeiten und bestellte ihn dann, als sie ins Leben trat, zu ihrem ersten Vorstand. Viele tausend Gulden flossen von 1691 bis 1701 diesem Peter für Bilder zu, die er für die Hofburg malte: er konnte sich bald auf den Rebenhügeln der Schottenpeunt eine wirklich freiherrliche Villa mit einem großen Garten anlegen: noch heute ist ein Rest von diesem zu sehen und der Name Strudelhof erhält die Erinnerung an die Künstlerfamilie, die da wohnte, lebendig. Von Bildhauern waren neben den Brüdern Strudl die Italiener Canavese und Mathielli, die Deutschen Schletterer und Franz Kaspar für den Hof thätig: der



Fig. 43. Wolfgang Amadeus Mozart.

letztere verfertigte u. a. die zwei kolossalen Engel am Fuß der breiten Treppe an der Karlskirche. Nur der genialste von dieser Künstlerzunft, Raphael Donner aus Esslingen, gieng ziemlich leer aus: er kam für die großen Arbeiten zu spät. Unter den Malern war der gewaltigste Daniel Gran, den wir schon nennen konnten, er hat seine Vorgänger Lott und Rottmayer, seine Zeitgenossen Strudl und Altomonte, von denen allen viel in Wiener Kirchen zu sehen ist, weit übertroffen. Winckelmann, der große Kunstkenner, der in den Zeiten Maria Theresias nach Wien kam, nennt dessen Hauptschöpfung, das Riesendeckengemälde in der Hofbibliothek „ein erhabenes Werk, ein malerisches Heldengedicht.“

Weniger als die bildenden Künste sind die Wissenschaften und die Poesie von den Vornehmen jener Zeit ermuntert und gefördert worden, aber doch von ihnen allein. Prinz Eugen legte sich eine große Bibliothek an, er dachte an die Gründung einer Akademie der Wissenschaften in Wien — es dauerte über hundert Jahre, bis sie zustande kam — und wechselte darüber mit dem großen Philosophen Leibnitz viele Briefe. Karl der Sechste begünstigte die Oper und das Schauspiel, allerdings waren beide italienisch, doch ist von den Dichtern, die er an den Hof zog, einer bedeutend gewesen: Metastasio, ihm zu Ehren ist vor kurzem eine Gasse benannt worden, er hat dorten gewohnt.



Fig. 44. Heinrich Joseph Edler von Collin.

So ist denn Wien durch des Hofes und der Großen Prunkliebe und Kunstsinn einigermaßen entschädigt worden für den Verfall seines Bürgerthums. Es war doch um vieles besser dran als die meisten Fürstenstädte in Deutschland, wo alles nur despotischer Laune der Herrscher und ihrer Günstlinge dienen musste. Der Hof in Wien war sittenreiner als irgend einer in Europa, streng in den Formen, von großem Glanz bei feierlichen Gelegenheiten, aber sonst einfach und immer auch auf das gemeine Wohl, insbesondere der Hauptstadt bedacht.

Dann aber darf man ja nicht vergessen, dass diese Fürsten — Leopold schon, besonders aber Josef und Karl — unablässig an dem großen Werk der Einigung so vieler grundverschiedener Länder in ein Staatsganzes arbeiteten dies kam doch auch wieder unserer Stadt zu Gute. Bezeichnend ist, dass im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert die sogenannten Generallandtage — wo Abgeordnete der Stände mehrerer Länder zu gemeinsamen Berathungen zusammentraten — in kleinen Städten wie Wiener-Neustadt, Mürzzuschlag, Linz abgehalten wurden, unter Karl dem Sechsten aber in Wien.*)

*) *Zu einer Sitzung* ist es zwar nicht gekommen, aber die Deputierten waren da. *Es war im J. 1720.*

Die veränderten Zeitumstände konnten auf das Wesen des Bürgers nicht ohne Einfluſs bleiben. Von der zweiten Türkenbelagerung an war die Stadt hundertzweiundzwanzig Jahre hindurch nur zweimal in ernster Feindesgefahr: als die ungarischen Rebellen 1706 über die Leitha herüberstreiften — damals wurden zum Schutz der Vorstädte die Linienwälle aufgeführt — und 1740 beim Regierungsantritt Maria Theresia's, da die Baiern Linz genommen hatten — doch kam es zu keiner Belagerung. So trug denn auch der Bürger die Waffe nur mehr zur Zier bei Schaugeprängen. In der inneren Geschichte der Stadt aber ist von 1698 an, da Kaiser Leopold ihr das sogenannte Burgfriedensprivilegium gab — es setzt die Grenzen der Jurisdiction von Stadtrath und Stadtgericht fest, noch steht am Eingang der Alserstraße, rechts an die Caserne gelehnt einer ihrer Marksteine — bis auf die Zeiten Kaiser Josef des Zweiten nichts Denkwürdiges aufzuzeichnen: in stillem Gleichmaß wickelten sich die städtischen Geschäfte in den Kanzleien ab, unter das Volk drang keine Kunde davon, nichts was Antheil oder gar Parteiung hätte hervorrufen können. Dafür ward hier alles wichtig, was der Hof und was die Großen thaten, davon wollte man wissen, davon meldete die einzige Zeitung, das Wiener Diarium. Nicht ein städtisches Amt, nicht das Vertrauen der Bürger, der Handwerker gab das größte Ansehen, sondern ein Dienst bei Hof: wer einen kaiserlichen Bereiter, einen Lakaien oder gar einen Kammerdiener zum Vetter oder Oheim hatte, galt mehr in der ganzen Nachbarschaft, angesehene Bürger drängten sich auch um den kleinsten Dienst, das kleinste Titelchen bei Hof und bei dem hohen Adel. Die Formen des höfischen Lebens drangen, vergröbert und verzerrt, in die bürgerlichen Kreise. Immer war es bei den Deutschen üblich gewesen, im gesellschaftlichen und im geschäftlichen Verkehr eine gewisse Feierlichkeit an den Tag zu legen, gewisse, immer wiederkehrende Wendungen und Wörter zu gebrauchen. Nun aber hatte sich an dem Wiener Hof die spanische Etikette mit ihren ungeheuren Titeln, ihren unzähligen Rücksichten, ihren beständigen Complimenten eingebürgert, die Bürger ahmten sie nach und so wurde ihr Leben noch abgemessener, pedantischer, kleinlicher; auch im Bürgerstand wurden die geringsten Rangunterschiede eifersüchtig aufrecht erhalten, nicht nur zwischen den Rathsfamilien und denen der Kaufleute, von denen wieder die Handwerker durch eine Kluft getrennt waren: unter den Handwerkern schieden sich die aus der Stadt von denen der Vorstadt, auf die sie herabsahen; mehr noch als die Männer achteten die Frauen darauf, sich nichts zu vergeben.

Dennoch, wie sehr uns der Mangel an Selbstgefühl, den dieses Bürgerthum dem Adel gegenüber zeigt, beleidigt, wie sehr uns seine Beschränktheit abstößt, wir müssen doch zugestehen, daſs immer noch ein tüchtiger Kern in ihm lebt: das ist eben die Erbschaft der guten alten Zeiten. Auf einen sittlichen Lebenswandel, auf geschäftliche Redlichkeit sehen noch Kaufleute wie

Handwerker. Unter Karl dem Sechsten kam es vor, dass ein Hausherr seinem Miether, der unvermuthet Wien verlassen und darum die Wohnung zu einem außergewöhnlichen Termin aufgeben musste, bat, er möge ihm erlauben, auf der Wohnungsanzeige ausdrücklich zu bemerken, dass die Wohnung nur wegen „plötzlicher Abreise“ zu dieser Zeit zu vermiethen sei: es würde sonst ein schlechtes Licht auf sein Haus werfen.

Der Handwerker war stolz auf die Arbeit, die aus seiner Werkstatt hervorgieng, er freute sich wenn ihm ein schwieriges Stück gelang, etwa ein Ofen, ein Schrank mit geschweiften Formen, ein eisernes Pflanzwerk für das Thor eines Herrenhauses.

Die Zucht im Hause war immer noch streng, sie erstreckte sich auch auf die erwachsenen Kinder, auf Dienstboten und Gesellen. Dafür zählten diese letzteren freilich auch zur Familie, häufig aßen sie noch am selben Tisch, nahmen an den Freuden und Leiden der Dienstgeber und Meister lebhaften Antheil. Früh wurde aufgestanden, bei guter Zeit das Lager gesucht. Noch wurde mancher alte Brauch geübt, bestimmte Geschäfte nahm man nur an bestimmten Tagen vor: so zur Ader lassen, purgieren, Rechnungen bezahlen, Besuche machen. Nicht nach dem Monatsdatum richtete man sich da, sondern wie's im Mittelalter üblich war, nach Festen der Heiligen, wie sich denn die Hauszinsfristen von Michaeli, Lichtmess, Georgi und Jacobi bis tief in unser Jahrhundert behauptet haben. Ebenso fest standen die Freuden des Jahres, das Gebäck, welches jedem Tage ziemte, die gebratene Gans, der Spaziergang oder die Schlittenfahrt. Gefrühstückt wurde zwischen sechs und sieben, zu Mittag gegessen zwischen eilf und zwölf, das Abendbrot nahm man um sechs, dann gieng der Hausvater auf einen kühlen Trunk. Vor den Hausthüren sind häufig noch Steinbänke, da sitzen in der schönen Jahreszeit die Frauen mit den Töchtern und Nachbarinnen. Sonntags lässt sich der Vater den Zopf frisch flechten, legt den feinen Rock an, setzt den dreieckigen Hut auf, nimmt das lange spanische Rohr und schreitet langsam zur Kirche. Noch sind die Kleiderordnungen in Kraft, die Schmiede tragen sich vorzugsweise blau, die Bäcker hechtgrau, Fleischer und Gerber rothbraun; wenn auch kein Bürger mehr bestraft wird, weil er seinen Rock mit Sammt oder Pelzwerk verbrämt hat, keine Bürgersfrau, weil sie ein Seiden- oder Atlaskleid trägt, so wird doch aus freien Stücken an der Unterscheidung der Stände auch in der Kleidung festgehalten.

Geistige Nahrung war freilich diesem Bürgerthum sehr kärglich zu- emessen. Im sechzehnten Jahrhundert hatte es noch Antheil an der Literatur, draußen im Reiche blühte, genommen, mit der Gegenreformation hörte dies , die Jesuiten besorgten nun die literarischen Bedürfnisse der Stadt, die Censur hielt ein wachsames Auge auf alle Bücher und confiscierte *Bibeln*. Freilich, es war auch draußen in Deutschland eine arme

Zeit, viel war nicht verloren, daſs Österreich ausgeschlossen war von seiner geistigen Bewegung, der dreißigjährige Krieg hatte dorten ebenso alle Keime und Blüten erstarrt wie die Jesuitenherrschaft bei uns. In der allgemeinen Öde des siebzehnten Jahrhunderts war der Prediger Abraham a Santa Clara eine erfreuliche Erscheinung; ein berufener Beurtheiler nennt ihn eines der größten rednerischen Talente, das die Deutschen besessen: „er weiß zu fesseln, zu spannen, zu steigern, zu überraschen“ wie kein Schriftsteller des Jahrhunderts; auch die sonst auf der Kanzel viel gewandteren Protestanten übertrifft er „an Ordnung, Übersicht, fortreißender Gewalt der Rede.“ Er macht viele derbe Späſse, das zieht das Volk um so mehr an, aber er eifert rücksichtslos gegen die Laster der Kleinen und Großen, er kennt keine Furcht, obwohl Hofprediger, verschont er auch den Hof nicht. Unerschöpflich ist er an passenden Vergleichen, bezeichnenden Anekdoten, treffenden Schlagworten, er zeichnet die verschiedenen Laster und Schwänke, Geiz, Eitelkeit, Leichtsinn mit Kraft und Schärfe. Aber Abraham — er starb 1709 — ist für lange Zeit die letzte literarische Persönlichkeit in Wien, die auf die Volkskreise Eindruck macht,*) sein Nachfolger Sebastian Sailer ist schon viel schwächer. Bis in die Tage Kaiser Josef des Zweiten bildeten seine Schriften im Verein mit einem Evangelienbuch, mit ein paar Heiligengeschichten und Erbauungsbüchern die Bibliothek des mittleren Bürgers. Um die Mitte des Jahrhunderts kamen vielleicht noch die sogenannten Hausväter dazu — Bücher über Haus-, Feld- und Kochkunst —, hieraus nahm man manch sinnigen Spruch, den man bisweilen an die Wände schrieb oder auf die weißen Blätter im Kalender.

Im Jahre siebzehnhundert vierzig bestieg Maria Theresia, die letzte Habsburgerin, den Thron ihrer Väter und waltete von da an vierzig Jahre segensreich über alle die Erblande. Für unsere Stadt brachte ihre Regierung äußerlich wenig Neues und was Neues geschah, schien eher dazu angethan, die Bedeutung des Bürgerthums im Staat noch mehr herabzusetzen. Allenthalben in Europa ward damals von den Politikern und Juristen die Lehre verkündet, daſs nur der Staat in öffentlichen Angelegenheiten handeln dürfe, keine Körperschaften, ob sie nun aus Adeligen oder aus Bürgern beständen, ob sie Stände oder Stadträthe oder Dorfgerichte hießen.

Darnach nun gieng man in Frankreich und Spanien, in vielen deutschen und italienischen Staaten vor, auch in die Wiener Hofburg drang diese Lehre, die Staatsmänner, die die junge Kaiserin beriethen, nahmen sie an und sie stimmte ihnen bei: niemand sollte mehr verwalten als der Staat durch seine Beamten. Zunächst hatten die kleinen Städte dadurch zu leiden, sie verloren, was sie noch an Selbständigkeit besaßen: zwischen 1745 und 1765 wurden die alten Gemeindeverfassungen allmählich vernichtet, überall muſsten die gewählten

* S. sein Bild Fig. 27, S. 94.



Fig. 46. Johann Philipp Graf von Stadion.

… hätten machen können. Die Regierung war wohlmeinend und die Beamten meist tüchtig, viele Missbräuche, die sich sonst noch lange hingeschleppt hätten, wurden nun aufgehoben, die Justiz milder, die Schulbildung einheitlicher und allgemeiner, die öffentliche Sicher-
…rößer. Durch die Freigebung der Gewerbe wurden dem Handwerk, das in
…lten einst so segensreichen Zunftbeschränkungen zu verkommen drohte, neue
…e zugeführt, an Stelle des hergebrachten Schlendrian trat frischer
…ifer, die Zeit war darnach, daſs man diesen vor allem wecken muſste,
… lag noch keine darin, weil keine Überproduction zu fürchten war,
…urden die Unfähigen noch wie vor ferngehalten. Dennoch aber war es
… Segen, daſs man die Bürger ihren eigenen Angelegenheiten so
…rendete: wenn es auch fürs nächste ein Fortschritt war, es rächte sich

später. Die Haltung, die die Regierung Maria Theresias den Städten gegenüber einnahm, haben die folgenden Regierungen bis im Jahr 1848 beibehalten und wir werden sehen, wie so ganz ohne Erfahrung und ohne Thatkraft das Bürgerthum damals der allgemeinen Verwirrung gegenüberstand. Aber die Fürsorge der Beamten griff auch störend ins Volksleben ein: sie verbot den Handwerkern ihre Feste, ihre Zunftfahnen und Zunftwappen, ihre Gebräuche beim Gesellen- und Meisterwerden; sie maßte sich an, Haus- und Dienstbotenordnungen festzusetzen, ohne die Bürger und Handwerker, die es angieng, auch nur zu fragen; sie bestimmte, wann Mägde und Gesellen aufstehen, zur Arbeit gehen, essen und sich niederlegen sollten.

Von einem Gemeindeleben in Wien kann also auch in dieser Periode nicht geredet werden: besser als in der Stadt war es da noch in den Vorstädten und Vororten bestellt, denn dies waren Dörfer und in ihrer Gemeindeverfassung war nichts verändert worden: von diesen konnte man doch nicht verlangen, dass sie studierte Juristen anstellen sollten, es blieben fürs Bagatellverfahren und die dorfpolizeilichen Sachen die Richter mit ihren Geschworenen. Es sind auch noch Bantaidinge abgehalten und Weisthümer aufgezeichnet worden: von Thury, das dem Dorotheerstift unterstand, haben wir eines vom Anfang des Jahrhunderts, aus dem hangenden Lüfs eines von 1764, aus dem Schottengrund Neustift von 1771: freilich waren die letzteren nur mehr landesfürstliche Verordnungen, die der Richter an bestimmten Tagen den Gemeindegenossen vorzulesen hatte. Doch deutet eine jüngst gefundene „Bontatungsrechnung“ von Simmering, die aus dem Jahre 1752 ist, darauf hin, dass diese Tage doch als Feste gefeiert worden sind: die Verpflegung der Theilnehmer geschah auf Kosten der Gemeinde.

Was auf dem Gebiete der Künste und Wissenschaften geleistet worden ist, gieng denn auch wie in dem vorhergehenden Zeitraum vom Hof, von der Regierung, von einzelnen Adeligen aus, das Bürgerthum betheiligte sich wenig. Doch ist das Emporkommen eines Gelehrten- und Literatenstandes bemerklich, der zwar immer noch von oben abhängig ist und Förderung in erster Linie von den Großen erwartet, der aber doch schon einige Selbständigkeit zeigt und auf ein größeres Publicum wirken will.

Eine so glänzende Bauthätigkeit wie in den Zeiten Kaiser Karls entfaltete jetzt freilich weder der Hof, der viel einfacher geworden war, noch der Adel: es gab auch keine Fischer von Erlach und Hildebrand mehr. Doch sind das Universitätsgebäude (jetzt Akademie der Wissenschaften), die Staatskanzlei auf dem Ballplatz, die ungarische und siebenbürgische Hofkanzlei in der Schenkenstraße, das Theresianum, immerhin stattliche Bauten, die der Stadt zur Zierde gereichten, auch erfuhr das Schönbrunner Lustschloss, das schon unter Josef I. entstanden war, eine bedeutende Vergrößerung: in dem Garten, wo die Kaiserin so gerne weilte, wurde das Gloriett er-

[illegible]

Der [illegible] des [illegible] Freisingerhofes am Graben*) gab Anlaß zu der Verfügung, daß die Façadenentwürfe aller Neubauten der Regierung vorzulegen seien. Das Ansuchen des Buchdruckers Trattner, der sich an Stelle jenes Hofes ein großes Haus aufführen ließ (es steht noch heute), um ein Darlehen von hundert tausend Gulden befürwortete der Rathgeber der Kaiserin, Fürst Kaunitz: „ein Bürger der Stadt," meinte er, „verdiene bei einem großen Unternehmen, welches zur Ehre, zur Schönheit und zum Nutzen derselben gereiche, schon an und für sich und dann noch deshalb Unterstützung, weil andere Bürger dadurch zu ähnlichen Unternehmungen angeeifert werden."

Die Wiederherstellung der arg verfallenen Universität gieng gleichfalls vom Staate aus. Diese war nun über ein Jahrhundert in den Händen der Jesuiten gewesen, nun wurden sie von der Leitung als auch von den Lehrstellen verdrängt. Gerhard van Swieten, Leibarzt der Kaiserin und Professor der Anatomie, bemühte sich, die Hochschule zu neuem Leben zu erwecken. Neben ihm waren die bedeutendsten Lehrer Paul Joseph Riegger, seit 1749 Professor des Staats- und Kirchenrechts; er betonte besonders die Rechte des Staates gegenüber der Kirche, das nächste Geschlecht von Juristen ist aus seiner Schule hervorgegangen. In der Verwaltungslehre that sich Joseph von Sonnenfels [illegible]burg hervor, auf der Universität sowohl wie als Schriftsteller wirkte [illegible] der Regierung. Von einer Freiheit der Wissenschaft war in [illegible] ebenso wenig die Rede wie von bürgerlicher Selbständigkeit, die

*) [illegible] Abbildung des Grabens wie er 1705 war, Fig. 25, ist der alte Freisinghof [illegible] rechts von der Dreifaltigkeitssäule mit dem Thurm und den zwei Erkern.

alten Vorrechte der Universität als gelehrte Körperschaft wurden sogar geschmälert, sie sollte ein reines Staatsinstitut sein, aber es wurden nun doch vernünftige und nützliche Dinge an ihr gelehrt, nicht mehr bloße Spitzfindigkeiten und Gedächtniskram. Insbesondere die Naturwissenschaften, Medizin, Astronomie und Mathematik erfreuten sich bald wieder einer Blüte wie in den besten Zeiten des



Fig. 46. Stephan von Wohlleben, Bürgermeister von Wien.

Mittelalters. 1773 wurde der Jesuitenorden vom Papst auf das Andringen vieler europäischer Regierungen aufgehoben, und so musste er auch seine Gymnasien, deren er in Wien mehrere unterhielt, aufgeben: diese giengen in die Verwaltung des Staates über oder wurden unter dessen Aufsicht anderen Orden anvertraut.

Nur die Literatur nahm, wie gesagt, unabhängig vom Staat, einen höheren Aufschwung.

Schwarzspanier mit den Schotten, andere mussten bloß ihren Wohnort ändern



Fig. 47. Empfang des Kaisers Franz vor der Stephanskirche 1806.

wie die Minoriten, die aus ihrem alten Sitz hinter der Herrengasse hinaus in die Alservorstadt ins leer gewordene Haus der Trinitarier verwiesen wurden.

Die Gebäude und Gärten der aufgehobenen Stifte wurden theils verkauft, theils in Zinshäuser umgewandelt; so das von der Himmelspforte oder von Sanct Nicolai; andere verwendete man als Kanzleien und Magazine, sie sind es zum Theil bis auf den heutigen Tag. Von Sanct Dorothea erhielt Klosterneuburg nur den östlichen Theil, es baute diesen hernach zu jenen stattlichen Wohngebäuden um, die heute am Eingang der Plankengasse stehen, die Kirche und was westlich von dieser war, wurde kaiserliches Versatzamt. Die Grundherrschaften aller dieser Klöster mit Ausnahme von Sanct Dorothea und den Schwarzspaniern, also den Sporkenbühl, den Laurenzergrund, einen Theil der Landstraße, übernahm die Staatsgüteradministration, doch verkaufte sie sie bald zum großen Theil an den Magistrat und an Private. Der Thury, bis dahin Sanct Dorothea zinsbar, fiel an Klosterneuburg, doch auch dieser Grund ward bald von der Stadt erstanden.

Kaiser Joseph mischte sich aber auch in die inneren Verhälnisse der Kirche, sogar in den Cultus ein; er bestimmte die Dauer des Gottesdienstes, die Zahl der Kerzen, die angezündet werden durften, verbot jeden Prunk, viele althergebrachte Prozessionen und Wallfahrten, Reliquien, Votivtafeln, das Neujahrsingen und viele andere unschuldige Bräuche, so dass darüber in der Bevölkerung mancherlei Unzufriedenheit entstand. Auch die Austreibung so vieler Mönche und Nonnen fand nur unter den Beamten und Literaten Beifall, die Bürgerschaft verhielt sich theils gleichgiltig, theils nahm sie gegen die Regierung Partei, ein aufgeklärter Schriftsteller jener Zeit tadelt die Wiener, weil sie noch so voll „religiöser Vorurtheile“ seien. Gewiss ist durch Josephs rauhe Hand mancher Missbrauch beseitigt worden, aber die Rücksichtslosigkeit, mit der die Beamten vorgiengen, verletzte oft das religiöse Gefühl und gab Ärgernis, auch giengen viele ehrwürdige Denkmale der Vorzeit in den Klostergrüften und Kirchen zu Grunde, viel kostbares kunstvolles Geräth ward leichtsinnig verschleudert. Die Neuerungen Josephs auf dem kirchlichen Gebiet haben auch das Oberhaupt der Christenheit damals nach Wien geführt; noch nie zuvor hatte ein Papst den Boden unserer Stadt betreten, vom Balkon der Nuntiatur am Hof gab er da im April 1782 dem versammelten Volk den Segen.*)

Eifrige Helfer an dem Werke der Aufklärung fand Joseph an den meisten Literaten, die unter Maria Theresia emporgekommen waren: Sonnenfels, Blumauer, Ratschky, Alxinger, Leon, Haschka. Wahrhafte Dichtung konnte freilich da nicht gedeihen, wo auf das Vernunftgemäße das Hauptgewicht gelegt und die Mächte des Gefühls und der Phantasie gering geschätzt wurden. An dem großen Aufschwung der deutschen Literatur in den achtziger Jahren nahm denn auch Wien wenig Antheil, Goethe und Schiller wurden wohl von einzelnen bewundert, aber verstanden wenig und Anregung haben sie damals noch

*) S. das Bild Fig. 39, S. 135.

keine gegeben. Nur in der Musik war von 1781 bis 1791 eine Zeit unvergeßlicher Blüte, da schuf Mozart alle seine großen Tondichtungen.

Dem städtischen Wesen gegenüber stand Joseph auf demselben Standpunkt wie seine große Mutter, ja ihm waren selbständige Regungen der Bürgerschaft (ebenso wie der Stände) noch mehr verhaßt. 1782 verwandelte er das Stadtgericht in eine bürgerliche Behörde, bestellte als vermittelndes Organ zwischen Regierung und Stadtrath die Stadthauptmannschaft, deren Amtskreis auch die fremden Grundobrigkeiten, also das Liechtenthal oder die schottischen Gründe, umschloss. Das Jahr darauf vereinigte er den alten inneren Stadtrath mit dem Stadtgericht in eine Behörde, den Magistrat, der in drei Sectionen zerfiel: die politisch-administrative, die civil- und die criminalgerichtliche. Die Magistratsräthe wurden so wie der Bürgermeister vom äußeren Rath gewählt, aber dieser war nicht der Ausdruck des Bürgerwillens, denn ihn ernannte der Magistrat. Alle Räthe wurden vom Staat besoldet, wofür die städtischen Taxen ins Aerar flossen. Die Bürgerschaftswirtschaftscommission ward aufgehoben, diese alte rein bürgerliche Stiftung gieng gleichfalls in die Verwaltung des Staates über. Die zahlreichen Grundherrschaften in den Vorstädten und Vororten waren der Gleichmachungssucht der Regierung wohl auch gar sehr zuwider, doch ist sie nicht dazugekommen, hier die alten Verhältnisse gewaltsam umzuschaffen, sie regte indes den Magistrat an, so viel wie möglich solcher Gebiete durch Kauf an sich zu bringen; neben den Gründen, die aus den Gütern aufgehobener Klöster stammten, ist auf diese Weise damals auch der Michelbeurische Grund, soweit er innerhalb der Linie lag, ferner Gumpendorf, das bis dahin zum Theil den Schotten und Dominikanern, zum Theile weltlichen Herren unterthan gewesen war, städtisch geworden. Die Aufhebung der Leibeigenschaft, diese große That, für die die bäuerliche Bevölkerung mehrerer Kronländer dem Kaiser ewig Dank wissen wird, berührte auch die ländlichen Inwohner von Wiens Vorstädten und Vororten nicht, hier bestand seit Jahrhunderten keine Hörigkeit mehr, nur Zinsrechte und Robotte, die aber sehr mäßig, die letzteren auch fast durchaus bereits abgelöst waren.

Von den Gründungen des Kaisers, die der Stadt zu großem Vortheil gereichten, ist zuerst das Krankenhaus in der Alserstraße zu nennen; es ward 1784 eröffnet. Für Industrie und Handel geschah sehr viel, damals begann die Seidenindustrie in den westlichen Bezirken Bedeutung für den Welthandel zu gewinnen. Nicht der Staat allein, auch die Grundherrschaften, besonders das Schottenkloster, unter würdigen und fortschrittlich gesinnten Prälaten, ließen sich ihre Förderungen angelegen sein.

Auch Kaiser Joseph lebte im Herzen des Volkes lange fort, sein Geist in der Beamtenschaft, in einem Theil des Clerus und unter den Literaten, die seine Bundesgenossen gewesen waren. Die niederen Stände preisen ihn *hauptsächlich, weil er* schlichten Wesens und voll milder Güte war, getreu

bewahren sie viele kleine Geschichtchen, die davon Zeugnis geben, die Kinder lernen sie in den Schulen, ein Geschlecht überliefert sie dem anderen.



Fig. 48. Erzherzog Karl. (Aus „Die österr.-ung. Monarchie in Wort und Bild.")

X.

Ende der „römisch-deutschen Haupt- und Residenzstadt".

Wir treten jetzt in die Zeit, wo unsere Großeltern jung waren: von dem, was früher war, wissen wir nur aus Büchern, über diese haben wir schon Menschen erzählen hören, die sie selber noch sahen. So hat den, der diese Zeilen schreibt, da er noch ein Kind war, ein Greis, sein Urgroßvater gesegnet, der Österreichs erste Feldzüge gegen die französische Republik als Militärarzt mitgemacht, eine alte Magd aber hat ihm zuerst von anno achtzehnhundert neun erzählt. Und so reicht wohl in das Leben vieler von uns jene Zeit noch sichtbar und greifbar herein. Aber verständlich ist sie darum doch den meisten nicht mehr als das Mittelalter: das Wien von heute und das von damals trennt eine Kluft, nicht bloß in äußerlichen Dingen wie Haus, Wohnung, Straße, Lebensart, auch in Brauch und Sitte, ja im Denken und Fühlen.

Auf Joseph den Zweiten war sein Bruder Leopold gefolgt, bis dahin Großherzog von Toscana, ein milder, sehr kluger und vorsichtiger Fürst.*) Er schloss Frieden mit den Türken, suchte Preußens Freundschaft, gewährte den empörten Belgiern und Ungarn, was Joseph ihnen genommen hatte und so rettete er den Staat aus der ärgsten Verwirrung. Da sich überall in Österreich eine lebhafte ständische Bewegung kund gab, so berief er im Mai und Juni die Landtage von allen Königreichen und Ländern: die Stände sollten da ihre Begehren der obersten Regierung kundgeben. Auch die städtischen Abgeordneten, die von Wien nicht ausgeschlossen, baten um Abschaffung der josephinischen Gesetze: weder die neue Justiz noch die Aufhebung der Klöster — so sagten sie — sei nach ihrem Sinn, sie beklagten auch die Gleichstellung der Stadt- und Vorstadtgewerbe, der städtischen und Bauerngüter, die Vermehrung der Meisterrechte, das Verbot des Meilrechtes und der städtischen Amtstracht. Dann verlangten sie das Wahlrecht der Magistrate, die Verleihung der Gewerbe und die Verwaltung des städtischen Vermögens zurück. Leopold, wie Joseph ein Freund der Bauern, so ein Freund der Städte und des Bürgerthums, aber zugleich von der Aufklärung des Jahrhunderts erfüllt, gewährte dieses, jenes schlug er fast alles ab: an den Josephinischen Agrar-, Justiz- und Verwaltungsgesetzen, dem Toleranzgesetz, der Aufhebung der Klöster wurde nicht gerührt. Im Ganzen waren Stände und Volk mit dem Bewilligten zufrieden.

Während der Regierung Leopolds ist die französische Revolution, die im letzten Lebensjahr Josephs ausgebrochen war, für die Ordnung und Sicherheit der übrigen europäischen Staaten, insbesondere Deutschlands, zu einer großen Gefahr geworden. Denn die Franzosen haben sich nicht damit begnügt, in ihrem Lande alles Alte zu zerstören und durch unbedachtsame Neuerungen noch

---

*) S. sein Bild Fig. 41, S. 143: Der Kaiser steht in der Mitte der Gruppe, gerade *unter dem Kronleuchter.*

traurigere Zustände zu schaffen, als früher bestanden hatten, sie wollten auch die andern Völker dazu bringen, ihr Beispiel nachzuahmen und gedachten diese auch wider ihren Willen von der vermeintlichen Knechtschaft, in der sie lebten, zu befreien. Sie suchten darum bald Streit mit den Fürsten; diese, besonders Leopold, der nichts weniger als kriegslustig war — suchten den Frieden so lang als möglich zu erhalten. Die Franzosen haben hernach das Märchen ausgestreut — und auch viele Deutsche glaubten es — Leopold habe im Bund mit Preußen aus bloßem Hass gegen die Revolution Frankreich herausgefordert und zum Kriege gezwungen. Aber jetzt weiß man aus den geheimen Actenstücken, die bekannt geworden sind, dass es nicht so war, sondern dass die französischen Revolutionsmänner den Krieg durchaus wollten und suchten.

Indes fand die Revolution, da sie ja die verlockenden Worte „Freiheit und Gleichheit“ als Losung ausgab, überall in Deutschland, besonders im Gelehrtenstande und bei den Literaten, doch auch unter den Bürgern, ja selbst im Adel viele Bewunderer und Anhänger. Die Gebildeten in Wien, durchaus josephinisch gesinnt, waren ihr zuerst auch nicht abgeneigt, denn die neue Nationalversammlung erließ eine Menge Gesetze, die ganz von der Art waren, wie Joseph sie in Österreich gegeben hatte. Streng monarchisch aber, wie sie waren, verletzte sie bald die harte Rücksichtslosigkeit, die der französische König von den Revolutionsmännern erfuhr, die Unordnung, in die die ganze Staatsverwaltung gerieth und endlich auch — als gute Patrioten — die Haltung der Revolution gegen das Ausland. Diese aufgeklärte gemäßigte Gegnerschaft spricht sich in einer Zeitschrift aus, die im letzten Jahre der Regierung Leopolds — 1792 — zu Wien erschien: dem „Historisch-politischen Journal der k. k. Erblande“. Ganz im Geist der josephinischen Staatsobsorge beschäftigt sich dieses Blatt mit Dingen, welche das österreichische Staatswohl betrafen: mit Pockeninoculation und Schafzuchtsverbesserung, mit Handlungsassecuranz und mit dem Nutzen, den die barmherzigen Brüder haben können. Den Ständen wird gelegentlich eines Briefes aus Prag über Unterthanbeschwerden in Böhmen, vorgeworfen: sie hätten zu wenig die Gesammtheit der Bürger im Auge, den ausübenden und berichtlegenden Behörden, sie seien nicht immer ganz unparteilich. Die leopoldinische Zeit aber verräth sich darin, dass Städte und Zünfte mit einem Hinweis auf den großen Herder vertheidigt werden: „Im Schatten eines friedlichen Stadtregiments“, so hatte dieser geschrieben, „giengen sie (die Zünfte) durch Zucht und Ordnung hervor, die sinnreichsten Künste entstanden aus Handarbeiten, aus Gewerken, deren Gewand sie, zumal diesseits der Alpen nicht zu ihrem Schaden lange Zeit an sich getragen hat. Lasset also uns auch jene Förmlichkeiten und Lehrstaffeln jeder solchen praktischen Ordnung nicht verlachen oder bemitleiden; an ihnen erhielt sich das Wesen der Kunst und die Gemeinehre der Künstler.“

Über die Revolution nun ließ sich das Journal im Januar 1792 folgendermaßen vernehmen: „es sei nur gerecht, dass Adel und Clerus ein

Entsprechendes zu den Staatslasten beitrage, aber keineswegs diese Stände ganz aufzuheben, ja zu verfolgen, was in Frankreich jetzt geschehe; Verhältnisse, an welche die Nation seit Jahrhunderten gewöhnt sei, mit einem Schlag zu ver-



Fig. 49.

nichten, sei ein unkluger und gewaltsamer Schritt, der sich rächen werde. Die neue gesetzgebende Versammlung, welche im Herbst des vergangenen Jahres

zusammengetreten, mache durch ihre Verfügungen die Sache nur noch schlimmer." Dies war ein sehr billiges Urtheil über die französischen Ereignisse, es gieng von Männern aus, die dem Fortschritt huldigten und keine Schmeichler waren.



Fig. 50. Grabmal der Erzherzogin Christine in der Augustinerkirche zu Wien.

Andere Stimmen in Wien erhoben dagegen ein wüstes Geschrei gegen alle, die die Revolution nicht ganz unbedingt verdammen wollten, so ein gewisser Alois Hofmann: er gab eine „Bürgerchronik" heraus, die sich's zur Aufgabe setzte, den Bürgerstand vor der revolutionären Ansteckung zu bewahren. Ein „österreichischer Patriot" entgegnete ihm darauf in dem „Journal", es bedürfe seiner kränkenden Bemühungen nicht, die Bürger in Österreich seien gute Unterthanen, Hofmann verfehle seinen Zweck. Dies war männlich gesprochen.

Den Ausbruch des Revolutionskrieges hat Kaiser Leopold nicht mehr erlebt, er starb nach einer Regierung von nur zwei Jahren plötzlich im März 1792. Sein Andenken ist in Wien rasch dahingeschwunden, auch mahnt da kein Erinnerungszeichen an ihn, dessen er wohl würdig wäre: von den Söhnen Maria Theresias glich keiner so sehr der großen Mutter.

Auf ihn folgte sein Sohn Franz, der Großvater unseres Kaisers: er sollte mit den Wienern, bei denen er fast immer weilte, zwei und vierzig Jahre Leiden und Freuden theilen. Er war in Florenz geboren und wuchs dort mit vielen Brüdern auf. Die Erziehung, die der Vater ihnen angedeihen ließ, war so vortrefflich, dass der Ruf davon durch ganz Europa gieng. Ein französischer Reisender, der sich in Florenz selbst davon überzeugte, schrieb: „Leopold will aus ihnen Menschen, nicht Fürsten machen, denn letzteres sind sie von selbst. Ihre Erziehung stellt ihnen unablässig jene Leiden vor Augen, denen sie ihr hoher Stand entrückt. Ihre Herzen bringt man mit allem in Berührung, was dieselben zu Mitleid und Wohlthätigkeit anzuregen vermag." Franz war nicht der begabteste noch der regsamste unter seinen Brüdern — Karl, Johann und Rudolf überragten ihn da weit — aber es war viel schlichte Lebensklugheit, die sich derb und treffend auszusprechen wusste, in ihm, dazu war er leutselig und liebte eine stille Häuslichkeit. Ein rührendes Kalenderbildchen von 1793 zeigt ihn im Sterbegemach des Vaters, umdrängt von einer Kinderschaar — den Geschwistern — auf dem Arm trägt er das jüngste Brüderchen, so schwört er allen liebreich Vaterstelle zu vertreten. Es kam wohl vor, dass er — in jungen Jahren noch — einem Gesandten, der mit wichtigen Nachrichten von Paris zurückkehrte, zuerst über seinen leichten Lebenswandel Vorstellungen machte. So war er ganz nach dem Sinn des schlichten Mannes, ein guter Hausvater auf dem Thron, ein rechter Bürgerkaiser. Seine erste Gemahlin war noch zu Josephs Zeiten dahin gestorben, die zweite, Maria Theresia von Neapel, die ihm viele Kinder gebar, wusste sich die Liebe der Wiener gleichfalls sehr bald zu gewinnen. Sie wird uns geschildert, wie sie in früher Stunde im schmucklosen Morgenhäubchen und einem Überrock von leichtem gelb- und rothgedruckten Seidenzeug — damals im Handel „Flander" genannt und allgemein zu Hauskleidern benützt — ein leinen Tuch um den Nacken geschlungen, einfach wie eine Bürgersfrau zu ihrer Freundin, der Gräfin Wratislaw kam, um da einen dürftigen Knaben zu sehen, der ihr für einen

Stiftsplatz empfohlen war. Gieng sie in Begleitung einer Hofdame über die Bastei oder in den Augarten, so blieb kein Bettler unbeschenkt, kein zerlumpter Junge ungefragt um Eltern und Verhältnisse; jedes schöne Kind musste heran, Wärterinnen, die ihre Kleinen einer Gefahr aussetzten, wurden ermahnt. Die Briefe, die sie an ihre Mutter nach Neapel schrieb, waren immer voll von hausmütterlichen Sorgen. Einmal äußerte sie, dass es für das Glück ihrer Töchter nothwendig sei, sie fern von der großen Welt zu erziehen. War der Gemahl abwesend, so berichtete sie ihm genau über das Treiben der Kinder, verschwieg es auch nicht, wenn sie sich Unbesonnenheiten zu Schulden kommen ließen. Bei einer solchen Gelegenheit — es handelte sich um Maria Louise, die älteste Tochter — antwortete dann Kaiser Franz: „Ich nehme mir vor, ihr tüchtig den Kopf zu waschen . . ., es wird viel auszubessern geben, denn was helfen die Kenntnisse und Welt ohne moralischen guten Charakter!"

Wie sehr der Sinn des neuen Herrschers auf das Gemeinnützige gerichtet war, zeigte sich gleich in Wien, da er die Regierung der Erbkönigreiche und Länder antrat. Bei dieser Gelegenheit, wo die Stände feierlich die Erbhuldigung darzubringen pflegten, war sonst am Graben von einem hölzernen Gerüst Fleisch und Brot unter die Menge ausgeworfen worden und aus einem schnell errichteten Brunnen floss weißer und rother Wein. Dies war weniger den Armen, als vielmehr müßigem und rauflustigem Pöbel zu Gute gekommen. Franz ordnete an, dass es von diesem alten Brauch abzukommen habe und der dazu bestimmte Geldbetrag unter Bedürftige vertheilt werde. Ferner, als er im Juli des Jahres von der Kaiserkrönung zu Frankfurt zurückkam, verbat er sich die sonst von der Bürgerschaft aufgestellten Ehrenpforten und rieth, das Geld, das diese gekostet hätten, lieber dazu zu verwenden, mehrere alte Häuser, die unmittelbar vor der Hauptfront des Stephansdomes standen, so dass dieser gar nicht sichtbar war, abzubrechen. Dies geschah denn auch: in der Zeit vom 2. Juli bis 4. August 1792 verschwand das sogenannte Meßner-, dann das Leihbarhaus und noch ein dreistöckiges Zinshaus, das gegen den Stock im Eisenplatz hin den Stephansplatz verengte. Nun war der Zugang zu dem herrlichen Dom geöffnet, der Anblick frei. Da sang der greise Denis, den rückkehrenden Kaiser begrüßend:

> Dich zu empfangen hat Sie (Vindobona) sich, o Fürst, erweitert.
> Sieh' Stephans alten Tempel heitrer stehn!

In dem herrschenden Regierungssystem wurde durch Franzens Thronbesteigung nichts verändert, selbst eine anständige Pressfreiheit dauerte die nächsten Jahre noch fort. Johann Baptist von Alxinger, wie wir uns erinnern, einer der aufgeklärten Literaten der josephinischen Zeit, gab damals eine „österreichische Monatsschrift" heraus, die sich — im Februarheft von 1793 — über Theater- und Büchercensur also freimüthig aussprechen durfte: „Ist in

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Behörden
[illegible] sich durch
[illegible] Personen
[illegible] unter Kaiser
[illegible] über [illegible]



Fig. 51. Jahresfeier der Völkerschlacht bei Leipzig, am 18. October 1814 im Prater.

und was man damals Aberglauben nannte, am wüthendsten geberdete und es lieber ganz ausgerottet, als nur beschränkt gesehen hätte. Nicht selten geschieht es aber, dass Menschen, die für eine Sache aufs übertriebenste und leidenschaftlichste einstehen, plötzlich diese abschwören und ebenso fanatische Verfechter des Gegentheils werden. Zwar Hofmann wollte es nicht recht Wort haben, er trägt auch jetzt noch eine gewisse Anhänglichkeit an Joseph zur Schau und will nicht als ein so blinder Vertheidiger des Adels und der Geistlichkeit erscheinen, dass er darüber den „sehr respectabeln und würdigen Stand der Bürgerclasse" hintansetzte. Aber in der „Wiener Zeitschrift", die er seiner „Bürgerchronik" folgen ließ, hat er nun doch unbedingte Unterwürfigkeit unter die hergebrachte Landesherrschaft als das einzige Heil der kranken Zeit bezeichnet und jede Regung nach einem eigenen Willen gegen die Autorität des Hergebrachten aufs strengste verurtheilt. Alle Erscheinungen des Tages — Bücher, Theatervorstellungen, Feste — prüfte er darauf, ob nicht ein revolutionärer Keim darin stecke und glaubte er einen solchen gefunden, so rief er laut nach der Polizei. Besonders die Volksromane und Volksschauspiele, deren es damals in Wien eine Fülle gab, erregten seinen Argwohn, aber auch im Text von Mozarts „Zauberflöte" witterte er Revolution. „Es scheine da", schrieb er, „keineswegs bloß auf Auge und Ohr abgesehen, sondern in dem kostbaren ehrwürdigen Gepränge solle offenbar so manches an das Publicum gebracht werden, womit es besser verschont bleibe." Nachdrücklich bezeichnete es die Wiener Zeitschrift als Recht und Pflicht der Staatsregierungen, über notorisch verdächtige Correspondenzen zu wachen — also Briefe zu erbrechen — gerade so wie ja auch Menschen, die des Diebstahls oder Mordes verdächtig sind, unter polizeilicher Aufsicht stehen. Eine ungeheure Angst äußert Hofmann vor dem Treiben geheimer Gesellschaften, er sieht ganz Deutschland davon unterwühlt und will von einem systematischen Plane wissen, eine „Totalrevolution" zu erzeugen. Eine Hauptgefahr endlich findet Hofmann in der Überbildung der Massen: um die Völker glücklich zu machen oder sie vor dem Modegeist der Empörungen und des Freiheitsgebelles zu bewahren, müssten die Regierungen keine anderen Begriffe von Glückseligkeit aufkommen lassen, als die, welche man ihnen verwirklichen könne. Die einzig wahre Aufklärung bestehe darin, dass jeder Mensch die Pflichten seines Standes erkennen und befolgen lerne und sich dann mit vernünftiger Genügsamkeit über alles beruhige, was er nicht hat und nach dem Lauf der menschlichen Dinge nicht haben kann. Wer andere Aufklärung verbreite, sei ein vorsätzlicher Mörder der Seelenruhe seiner Mitmenschen.

Bei aller Übertreibung, mit welcher Hofmann seine Ansichten vortrug, lag doch manches Wahre darin, aber er musste durch Unduldsamkeit und niedrige Angeberei jeden billig Denkenden abstoßen. Alxinger hatte den Beifall des gebildeten Wiens und des Auslandes für sich, als er ihn deshalb, in der *Monatsschrift sowohl wie* in mehreren „Antihofmann" betitelten Flugschriften,

zurechtwies und derb abfertigte: er nehme sich heraus, so sagte er mit Recht, alle Jacobiner zu nennen, die seine Wische nicht läsen.

Erst im Jahre siebzehnhundert vier und neunzig fieng die Regierung an, nach den Grundsätzen, die Hofmann predigte, die öffentliche Meinungsäußerung wieder stärker zu beschränken. In der populären Zeitung jener Tage, den „Briefen des jungen Eipeldauer an seinen Herrn Vetter in Kagran" — sie ist allenfalls mit unserem „Hans Jörgl" zu vergleichen, — berichtet Eipeldauer, ein „braver Herr" habe ihm im Vertrauen gesagt, das Schreiben zu Wien sei jetzt stark verboten, und er setzt spöttisch hinzu — „'s Denken is noch erlaubt": als aber dann — im November — einige geheime Clubs in Wien entdeckt wurden, deren Mitglieder — zum Theil Militärs und Beamte — mit den Revolutionsmännern in Frankreich sowie mit gleichzeitig aufgespürten Verschwörern in Ungarn in Verbindung standen, um auch in Österreich den Samen der Empörung auszustreuen, da schien allen guten Bürgern, hoch und niedrig, die Strenge der Regierung glänzend gerechtfertigt. Einer der festgenommenen, Namens Gibofsky, erdrosselte sich im Kerker, der Platzoberleutnant Franz von Hebenstreit, ein gebürtiger Wiener, ward „wegen Ausstreuung französisch-demokratischer Grundsätze, Ansteckung und Aufwiegelung des Volkes, wegen Beleidigung Seiner Majestät selbst, wegen Aufruhr und Aufruf an das Volk, die Ruhe und Ordnung des Staates zu stören, wegen Verfassung eines aufrührerischen Volksliedes, wegen neu erfundener Streitmaschinen, die er nach Frankreich und Polen befördert hatte, nebst Confiscation seines Vermögens, seines Adels und seiner Charge ehrlos entsetzt und zum Strang verurtheilt". Das Volk war so gegen ihn erbost, dass er auf dem Richtplatz wohl wäre gesteinigt worden, hätte er nicht öffentlich Reue gezeigt. Seine Genossen wurden zum Pranger und zu langjähriger Festungsarbeit in Eisen verurtheilt. Als sie auf der alten Schandbühne des Hohen Marktes standen, wurden sie von den Vorübergehenden gröblich verhöhnt, possierliche Knittelverse lohnten diese „Märtyrer der Revolution", Bedauern fanden sie keines. Die gedruckte Urtheilsverkündigung gieng — wie der junge Eipeldauer mit Genugthuung meldet, — in 20.000 Exemplaren ab, sie erbaute das Volk durch ihre „schöne Moral".

Die Kriege, die Österreich in Verbindung mit anderen Mächten seit 1792 gegen das revolutionäre Frankreich führte, waren bis dahin trotz einzelner Erfolge unglücklich verlaufen. Das Verhängnis war, dass die verbündeten Höfe es nicht begriffen, mit welch furchtbarem Gegner sie es aufgenommen hatten. Auf der einen Seite stand eine von Grund aus aufgewühlte Nation, die in dem Wahn lebte, sich soeben die kostbarsten Güter — Freiheit und Gleichheit — *erstritten zu haben*: wer aber ist stärker, als der, den Wahnideen erfüllen: der

bricht Eisenbande und zermalmt alles, was ihm hindernd in den Weg tritt. Dort waren auch gewissenlose Regierer, die ihr Treiben nur so lange sicher wussten, als des Landes Kraft draußen an den Grenzen und jenseits derselben weilte, geniale Kriegsführer, die nach Lorbeeren und Beute dürsteten, es waren Heere dort, denen es vom Haus aus an dem Nöthigsten gebrach und die denn alles von Eroberung zu hoffen hatten: hinter ihnen stand der Schrecken der Guillotine. Das war auf jener Seite, auf dieser: herkömmlicher Schlendrian und Zwietracht bei den Führern, Gleichgiltigkeit bei den Soldaten, die, von keiner Idee begeistert, diesen Krieg bloß als Sache der Fürsten ansahen, denn sie meinten, es gelte einen Angriffskrieg, ihr Vaterland sei nicht in Gefahr — oder auch, die Franzosen kämpften für Freiheit, für Knechtschaft sie. Die verbündeten Regierungen thaten nichts, diese Irrthümer zu zerstreuen, nichts, die ernsthafte Theilnahme ihrer Völker für diesen dennoch gerechten und nothwendigen Krieg zu erwecken, sahen ihn immer nur als Sache der Cabinete, nie der Nationen an. Und doch haben ihnen erleuchtete Männer es früh schon gesagt: gegen diesen Feind mussten alle die leidenschaftlichen Mächte, die in der Tiefe des Volksthums schliefen, aufgerufen werden: Liebe zum heimischen Boden, zu Haus und Hof, zur Muttersprache, zu altem Brauch und Sitte, zu den angestammten Fürstenhäusern, Hass gegen alles Fremde, Unherkömmliche, Gewaltsame.

Auch in Österreich sind die leitenden Personen den hohen Forderungen der Zeit damals nicht gerecht geworden, sie wussten nicht, was noth that. Und doch waren gerade hier alle jene Elemente eines fruchtbaren Widerstandes gegen die Revolution in reicher Fülle vorhanden, hie und da regten sie sich, aber es fehlte der Geist, der die Funken zur mächtigen Flamme angefacht hätte.

Schon im Jahre siebzehnhundert drei und neunzig hatten Fürst Karl Liechtenstein, der niederösterreichische Appelationsrath von Fillenbaum und die drei Wiener Bürger Ignaz Biedermann, Tuchhändler, Joseph Gerl, Baumeister und Ignaz Würth, Hofsilberjuwelier, größtentheils auf ihre Kosten ein Freicorps errichtet, das sich unter dem Namen des Graf Wurmserisch — österreichisch-steirischen Freicorps in den folgenden Jahren tapfer schlug. Noch hat sich auf einem Wirtshausschild zu Nussdorf die Erinnerung an den Führer desselben, Wurmser, lebendig erhalten: es stammt wohl aus jener Zeit. Siebzehnhundert fünf und neunzig, im Spätherbst, nahm das Corps an dem Siege des Feldmarschalls von Clerfait, bei Mainz über die Franzosen erfochten, theil. Die Bürgerschaft richtete hierauf am 10. November eine Adresse an den Commandierenden, die das Bewußtsein der Bedeutung des Krieges wie die Freude, dass Wiens Söhne ihn miterkämpft, würdig ausdrückte: „Auch in weiter Ferne", heißt es darin, „empfanden die Wiener Bürger die Gefahr, welche das deutsche Vaterland bedrohte".

Anno 1796, da des jungen Napoleon Fortschritte in Italien Österreich im Süden gefährdeten, ward von der Wiener Bürgerschaft selbst die Bildung

eines Freicorps beschlossen. Nachdem der Kaiser den Plan genehmigt hatte, flossen reichliche Spenden: Der bürgerliche Handelsstand, die sogenannten Niederlagsverwandten, ja selbst die Handlungsdiener gaben bedeutende Summen, die Schneider und Schuster erboten sich zu unentgeltlicher Bekleidung und Beschuhung jene von tausend, diese von achtzig Mann. Die kriegerische Begeisterung wuchs, als im September Nachricht von den Siegen, die Erzherzog Karl in Deutschland gegen die Franzosen erfochten, nach Wien kamen. Viermal ward dem Sieger zu Ehren in großen musikalischen Akademien die Cantate „Der Retter in Gefahr“ aufgeführt, des jüngeren Stephanie Gelegenheitsstück „Die Freiwilligen“ fand rauschenden Beifall. Im December gieng das Wiener Freiwilligencorps nach Italien, um zur Heeresabtheilung des Generals

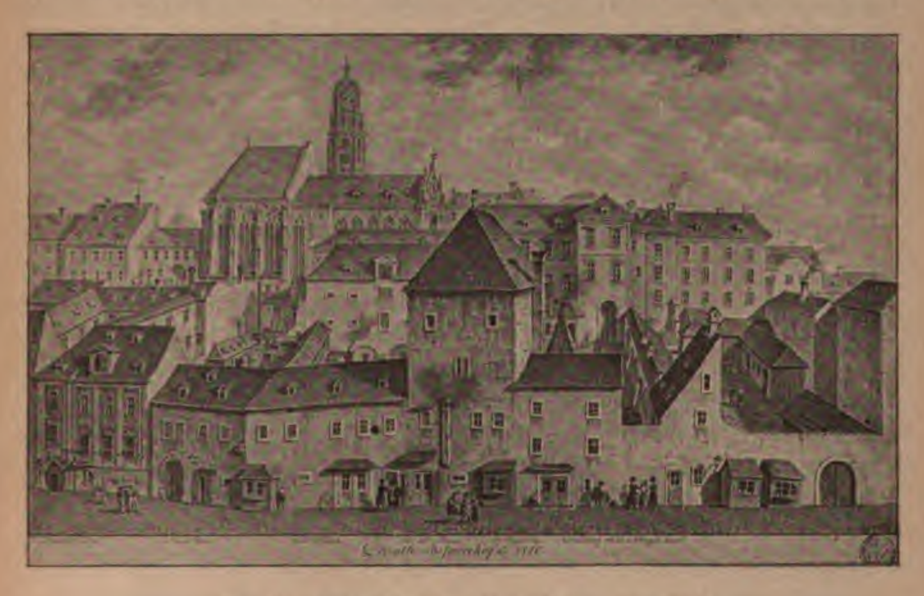


Fig. 52. Der Salzgries und der Passauerhof 1820.

Provera zu stoßen. Dieser hatte den Auftrag, Mantua, der Festung, von den Franzosen aufs äußerste bedrängt, von den Österreichern mit Mühe noch gehalten, zu Hilfe zu ziehen. Am Tag des heiligen Severin 1797 traf er mit dem Feind am Frattaflüsschen, bei Bevilacqua, zusammen, hier stand denn auch das Wiener Corps sieben Stunden lang in erbittertem Gefecht. Zuletzt wich der Franzose, Provera rückte des folgenden Tags bis an die Vorstädte Mantuas vor, er verabredete mit Wurmser, dem Vertheidiger der Feste, für den 16. Januar einen combinirten Angriff auf das Belagerungsheer. Doch dieser blieb ohne Erfolg, Wurmser musste zurück, Provera mit den Seinigen ward umzingelt, an ein Durchhauen war allzu großer Übermacht der Feinde

wegen nicht zu leisten, so mußten sie sich ergeben; so fiel auch das Corps der Wiener Freiwilligen nach kurzer ruhmvoller Kriegslaufbahn dem Gegner in die Hände. Am Lichtmeßtag öffnete Mantua seine Thore, nun standen dem jungen Franzosengeneral auch die Alpenpässe offen; vergebens, daß Erzherzog Karl aus Deutschland herbeieilte, bald waren die südlichen Erblande des Kaisers von den Franzosen überschwemmt, zu Anfangs April waren sie in Murau, Knittelfeld, Leoben; Niederösterreich, ja die Hauptstadt selbst, war bedroht. Da beschloß man am Hof Mittel der äußersten Abwehr. Männer in öffentlichen Geschäften erprobt, von geprüfter Treue und anerkannter Redlichkeit, sprachen sich, den Geist der Lage erwägend, für ein allgemeines Aufgebot aus. Zwar erschrockene Gemüther mahnten den Kaiser ab — Unterthanen in Masse zu bewaffnen sei gefährlich, zum mindesten bedenklich — aber diese Ansicht unterlag, das Aufgebot ward beschlossen, am Dienstag vor dem Palmsonntag las man es an allen Thoren Wiens und den Kirchen, auf den Hauptplätzen und Straßen von Stadt und Vorstadt. Der Aufruf erinnerte die „biederen Einwohner Wiens an ihre ruhmvollen Voreltern, welche unter Ferdinand und Leopold auf den Wällen von Wien für Religion, Fürst, Vaterland und Ehre siegreich gefochten haben." So schien man denn endlich die furchtbaren Lehren der Revolution in Österreich zu begreifen. Zwei Tage darauf, Donnerstag den 6. April, berief der Regierungspräsident Graf Saurau, den äußeren Rath, die Vorsteher aller bürgerlichen Innungen, die Richter der Vorstädte aufs Rathhaus und forderte da in ihnen nochmals die Bürgerschaft Wiens zur Landesvertheidigung auf. Sie waren gleich bereit und meinten Bürgschaft für den guten Willen ihrer Stadt- und Zunftgenossen geben zu können. Schon des folgenden Tags meldeten sich Freiwillige; im Rathhaus und bei den Grundgerichten wurden sie eingezeichnet. Das bürgerliche Handelsgremium ließ verkünden: alle Gehilfen und Lehrjungen, die sich zum Waffendienst anböten, erhielten nicht nur ihren Gehalt weiter bezahlt, sondern auch Uniform, Waffen und Löhnung. Da drängten sich denn bald viele junge Leute in die Wohnung des Vorstehers nicht nur von patriotischem Eifer getrieben, auch angelockt von der Aussicht auf ein bunteres Leben, wie's die Jugend gerne träumt, wenn sie eingeschlossen in die Gleichförmigkeit von Schreibstuben oder Warenhäusern ihre Tage abspinnen muss. Auch in den Werkstätten regte sichs voll Lust und Muth, besonders genannt werden uns die Seifensieder, die sich in Mariahilf, die Drahtzieher, die sich auf dem Spittelberg eintragen ließen. Die Studenten, die Schüler der Kunstakademie bildeten besondere Corps. Prinz Ferdinand von Würtemberg, in seinem Haus der Einzige, der auch in der schweren Folgezeit an zum Kaiser und zur Sache Österreichs hielt, kam von Steiermark, wo er mmandierender gewesen, nach Wien, zerstreute die letzten Bedenken des Kaisers das Aufgebot, eilte aufs Rathhaus, trat unter die Bürger, sprach herz- Worte des Lobes und der Aufmunterung, dann zeichnete er sich selber in

die Liste der Freiwilligen ein. Da ernannte ihn der Kaiser zum Oberbefehlshaber des gesammten Aufgebots: eben dies war des hochsinnigen Fürstensohnes Wunsch gewesen.

Aber viel zu spät hatte die Regierung sich an die Volkskraft gewandt, zu einer Zeit, da der Krieg eigentlich schon entschieden war. Am 17. April zogen die Freiwilligen aus, einer der Mitziehenden, ein Student — später als Schriftsteller in Wien bekannt und beliebt, auch heute noch nicht ganz vergessen, Castelli hieß er — hat erzählt, wie sich die jungen Leute ganz als altrömische Helden, als Vaterlandsvertheidiger, Vaterlandsretter fühlten. Sie kamen nur bis Kritzendorf, da ereilte sie die Nachricht von dem ungünstigen Frieden, der am 18. April abgeschlossen war.

Die Abneigung gegen Revolution und Franzosenthum, die in diesen Tagen so energisch aufgelodert, schwand in Wien auch nach diesem Frieden nicht. Am 13. April 1798 gab der Gesandte der französischen Republik, Bernadotte, ein Festessen, dabei ließ er auf dem Balkon seines Hauses in der Wallnerstraße die Tricolore aufpflanzen. Bald rottete sich das Volk zusammen, Stimmen ließen sich vernehmen: die Fahne hier sei eine Beleidigung des Kaisers, eine Beleidigung Wiens, drohende Rufe wurden laut, einige erkletterten den Balkon, rissen die Fahne unter dem Beifall der Menge herab und zerfetzten sie. Es musste Militär einschreiten, um die Ruhe wieder herzustellen. Frankreich, ohnedies bereits entschlossen, seine Eroberungskriege fortzusetzen, nahm dies als erwünschten Vorwand, am 15. April reiste der Gesandte ab. Mit um so lauterem Jubel wurden die vierzehn Tage später in Wien eintreffenden Helden von Bevilacqua, das Wiener Corps von 1796, empfangen, die Fahne ins Zeughaus gebracht. An dem Krieg, der dann vom December desselben Jahres bis zu Anfang von 1801 im Verein mit Rußland gegen Frankreich geführt ward, nahmen die Wiener Bürger gleichfalls einigen Antheil. Im Herbst 1800 forderte die Regierung — ein allgemeines Aufgebot, so hieß es, war diesmal nicht nöthig — zur Bildung einiger Bataillons von Freiwilligen auf. Joseph von Natorp, gedienter Oberlieutenant, Sohn eines Wiener Großhändlers, brachte aus Mitgliedern des Handelsstandes ein Scharfschützencorps zu stande. Diese Truppen wurden wohl meist nur zum Garnisonsdienst verwendet, eine Abtheilung jedoch erhielt die Bestimmung, das feste Braunau zu vertheidigen. Trotz der schweren Lasten, die ein nach so kurzer Friedenspause erneuter Kampf den Bürgern auferlegte, blieb doch die Stimmung in Wien gut, alle vertrauten dem Kaiser. Eipeldauer erzählt, er habe eine Versammlung von Fiakern belauscht: zuerst beschlossen sie, die bevorstehenden Feiertage nicht unter einem Gulden von der Stadt in die Vorstadt zu fahren, dann wendete sich das Gespräch den öffentlichen Ereignissen zu, da „haben sie recht fürs Vaterland und für den Landesfürsten geredt". Ein andermal hört er einen Gewerbsmann im Wirtshaus das Wort gegen einen

[illegible] Die Gesandten
[illegible] vergönnt sei, den
[illegible] der trotz aller
[illegible] zum Schutz des deutschen Vaterlandes aus den
[illegible] der Bischof werde als
[illegible] kaiserlichen Majestät den Er-
[illegible] Verfassung als Kirchenfürst die Stütze der Religion,
[illegible] deutscher Ehre, als Bürger den Retter bürgerlicher
[illegible] Sittlichkeit und Menschlichkeit
[illegible] Ein andermal haben die Wiener den
[illegible] Maximilian Franz, Bischof von Münster, Erzbischof von
[illegible] und als deutschen Kurfürsten in der Hofburg
[illegible] nach Maximilians Tod diesem in seiner Würde als

Deutschmeister, dann als er sie 1803 niederlegte, ward Erzherzog Anton damit bekleidet. Viele von den österreichischen Adelsgeschlechtern waren auch draußen im Reich begütert, süddeutsche Reichsgrafen und Ritter sah man häufig zu Wien in Diensten des Kaisers, all die kleinen souveränen Herren in Schwaben, Franken und am Rhein erblickten in der Wiener Hofburg den einzigen Schutz gegen die Raubgelüste der Mittelstaaten, die ihr Gebiet häufig umklammerten und zerrissen. Eine regierende Fürstin von Fürstenberg — ihr Ländchen lag am Bodensee im heutigen Baden — ließ anno 1801 goldene Kreuze zu Ehren



Fig. 53. Das niederöster. Landhaus in der Herrengasse, 1830.

Erzherzog Karls prägen mit der Inschrift „Dem Retter Germaniens", sie machte es in der Wiener vornehmen Gesellschaft zur Mode, diese Kreuze zu tragen. In den Salons der Wiener Vornehmen, beim russischen Gesandten Rasumoffsky auf der Landstraße, bei der Fürstin Karl Schwarzenberg, der Gräfin Lanckorońska, den Fürsten Czartoryski und Dolgorucki, bei den Starhemberg und Nostiz wurde Napoleon zuerst am kräftigsten gehaßt, fielen nach langer Zeit wieder Worte von den gemeinsamen Interessen aller Deutschen, besonders Österreichs und Preußens, von der Verpflichtung gemeinsam den gemeinsamen Feind zu bestehen. Deutsche Schriftsteller wie Johannes von Müller, früher im Dienst des Kurfürsten von Mainz und Verfasser einer herrlichen Schweizergeschichte, oder Friedrich Gentz, ein Preuße, der 1802 in

österreichische Dienste trat, schürten diesen Haß, diese Begeisterung — der letztere schrieb zu Wien die „Fragmente zur Geschichte des europäischen Gleichgewichts“, eine der gewaltigsten Anklageschriften gegen Napoleon und sein System. Strenge Sittenrichter, wie früher der Geschichtsschreiber Schlosser, mochten unwillig über diese Kreise aburtheilen, wo bei Trüffelpasteten und Champagner das Schicksal Deutschlands beklagt und die Wiederherstellung der alten Ordnung leidenschaftlich erstrebt wurde, aber doch lag auch hier ein Samenkorn der großen Erhebung und Befreiung, die ja endlich folgen sollte.

Unter den Bürgern und im Volk regten sich nationale Empfindungen freilich nur selten, oder sie wurden nicht so laut. Einmal nahm sich ein gefangener Franzose in Wien heraus, bei einem Glase Wein die Freiheit leben zu lassen. „Ist das nicht eine Beleidigung für uns Deutsche?“ fragt der junge Eipeldauer. „Wenn ein Deutscher jetzt in Paris schrie: „Es lebe der Kaiser!“, so würden sie ihn geschwind beim Kopf nehmen. Aber wir stecken alle Grobheiten ein, wenn sie vom Ausland kommen.“ Von sich liebt er zu sagen: er sei von der „alten deutschen Welt“: er nimmt Antheil an dem Schicksal der Reichslande, schmäht Preußen, das schon 1795 einen Frieden mit den Franzosen geschlossen hatte und verspottet die Wiener vornehmen Damen, die „ihr vaterländisches Deutsch“ nicht mehr zu sprechen wüssten. Eipeldauer ist freilich nur eine Journalstimme, aber der Herausgeber ein Wiener, ein Bürgerlicher; sein Blatt war in Wiener Bürgerkreisen sehr gelesen, er kannte sein Publikum gewiss, wusste wohl, dass er so nach dessen Sinne spreche.

Dem entgegen hatte sich aber im höheren Mittelstande, unter den Gebildeten der bürgerlichen Gesellschaft, besonders den Beamten, Professoren, Literaten die Ansicht herausgebildet, die österreichischen Erbländer seien eine von Deutschland unabhängige Einheit, ein Staat für sich, sich selbst genug und jenem nicht verpflichtet. Besonders die josephinische Zeit war der Bildung einer solchen Ansicht günstig gewesen. Gelehrte Männer wie Schrötter und Rauch haben damals auch zuerst versucht, eine „österreichische Staatsgeschichte“ zu schaffen. Aber auch unter Franz II. waren jene Gedanken noch sehr lebendig, die Generation, die zu Anfang der neunziger Jahre an der Wiener Universität studiert hatte, hegte sie fast ausnahmslos. Ihr berühmtester Vertreter ist der Dichter Joseph Heinrich Collin, derselbe, dem in der Karlskirche ein prächtiges Denkmal steht.*) Er ist ein hervorragender pflichtgetreuer Beamter gewesen und neben der Poesie, ja vielleicht vor dieser, erfüllte der Staat sein ganzes Sinnen und Trachten. Von der Revolution hatte er sich schon als Jüngling mit Unwillen abgewendet, und wenn er die furchtbare Erschütterung von Staat und Gesellschaft in Frankreich von ferne beobachtete, so schien ihm Österreich so recht als der Wohnsitz geheiligter bürgerlicher Tugend und des lden Glückes pflichtfroher Menschen. Über das Verhältnis Österreichs zu

*) S. sein Bildnis Fig. 44, S. 152.

Deutschland bildete er sich früh eine Ansicht, die wohl heute auch die unsere ist, damals aber noch nicht fruchtbringend wirken konnte. Wohl glaubte er, wie sein Bruder uns erzählt, nur „in der genauesten Vereinigung aller der verschiedenen Nationaleigenthümlichkeiten, welche in dem österreichischen Länderverein vorhanden waren, Sicherheit der Existenz zu finden und da deutsche Bildung die vorzüglichste war, schien es auch ihm sehr wohlgethan, die deutsche Bildung überall als die herrschende zu verbreiten. Dennoch, wie sehr auch alles, was er an sich als vorzüglich ehrte, aus dieser deutschen Bildung geflossen war, war er doch sehr weit davon entfernt, den innigen Zusammenhang der Existenz Österreichs mit jener des Deutschen Reiches zu begreifen.“ Zu seinen ersten poetischen Versuchen gehört ein Schauspiel, das — wie er selbst sagt — „die Verhältnisse eines würdigen Staatsbeamten darstellte, der durch die Unbedachtsamkeit seiner Gattin und durch den Leichtsinn seines sonst edlen Sohnes in tiefes Unglück gestürzt, in seinem Elend durch die Stärke seines Geistes allen Versuchern zum Trotz, die sich ihm auf Kosten seiner Dienstpflicht als Schützer und Retter darboten, der Pflicht treu verblieb und sich und seine Tugend endlich belohnt sah“. Sich und das Seine dem Staat zu opfern, in dem man lebe, gilt ihm als die höchste Pflicht des Menschen; das Werk, welches von ihm auf die Nachwelt gekommen ist, das Trauerspiel „Regulus“, drückt diesen Gedanken dichterisch aus: 1801 wurde es in Wien aufgeführt. Vom zweiten Aufzug rühmt ein strenger deutscher Kritiker: „er zeige recht auffallend die Majestät eines freien Gemeinwesens, die Würde der Öffentlichkeit und überhaupt das Gewicht großer Staatsangelegenheiten.“ Wenn aber auch das gebildete Publikum die stolzen patriotischen Reden des „Regulus“ beklatschte: große Kreise begeistern, im Innern ergreifen, zu Thaten anspornen konnte diese Dichtung nicht, sie war gleichsam nur eine Verklärung des josephinischen Beamtenthums, nicht des Volksthums, das an seiner Scholle, seiner Sprache, seinen Bräuchen, seinem Fürsten hängt und um dieser Güter willen duldet und kämpft: der Begriff Staat kann des Volkes Herzen nicht erwärmen. Und so blieb denn auch Collins dramatische Dichtung dem Volke fremd.

Im Jahre 1804 legte sich Napoleon, der siegreiche Feldherr und erste Consul der Republik Frankreich den Titel eines Kaisers der Franzosen bei. Dies gab Anlass, dass Kaiser Franz, wohl im Vorgefühl von dem nahen Zusammenbruche des römisch-deutschen Reiches, als auch damit, wenn die deutsche Kaiserkrone von seinem Hause einmal weichen sollte, dieses andern Fürstengeschlechtern nicht nachstehe, den Titel eines Kaisers von Österreich annahm. Am 11. August obigen Jahres wurde das diesbezügliche Patent veröffentlicht. Im nächsten Jahre erhielt Wien den Titel einer römisch und österreichisch kaiserlichen Haupt- und Residenzstadt. Obwohl, wie allerwärts in den

Erblanden, auch in Wien diese Veränderung mit großen Feierlichkeiten begangen, dem Kaiser Glückwünsche dargebracht und Dankmessen gelesen wurden, war die Freude darüber in Wien keineswegs allgemein, noch tief. Nur die in den josephinischen Staatsideen befangenen Aufklärer mochten in dem Ereignis einen Fortschritt aus überkommenen mittelalterlichen Zuständen zu einer ganz vernunftgemäßen politischen Bildung sehen. Haschka erhob sich sogar zu einer Ode: „An Franz I. Erbkaiser von Österreich." Die reichsdeutschen Freunde Österreichs in Wien aber waren tief betroffen; sie ahnten die Lossagung Österreichs von dem Reich, einige eiferten: dies heiße Napoleons Anmaßung billigen, es gebe doch nur Einen Kaiser, den römisch-deutschen; so gut wie einen Kaiser von Österreich könne es einen von Passau geben, denn auch Passau sei ein Stand des Reichs.

Zwei Jahre später erfolgte, was viele schon längst befürchtet: die Auflösung des deutschen Reiches. Österreich hatte inzwischen (1805) abermals einen Krieg geführt, die Volkskräfte waren diesmal noch weniger als früher im rechten Augenblick aufgerufen und organisiert worden, er war wiederum unglücklich ausgegangen, über Wien hatte er alles Ungemach einer feindlichen Besatzung gebracht: zwei Monate, vom 13. November bis 13. Januar lagen französische Truppen in der Stadt; Napoleon wohnte in Schönbrunn, in der Hofburg zu Wien sein Minister Talleyrand, ein ehemaliger Bischof, ein Mann der Revolution. Die Contribution war so hoch, dass jeder, der eine höhere Jahresmiethe zahlte als hundert Gulden, die Hälfte davon entrichten musste: eine furchtbare Steuer! Dazu Einquartierung und Verpflegung der fremden Truppen, Theuerung, Hungersnoth, Krankheiten — viele friedliche Bürger verdarben da in Elend und Noth. Der Friede auch war hart genug, die Monarchie blieb durch ihn so geschwächt, dass Napoleon von da an Gewaltstreich auf Gewaltstreich häufen konnte. Zuletzt schlossen die meisten Fürsten des westlichen Deutschlands auf sein Geheiß den Rheinbund, der ihm ganz zu Willen war, dem Kaiser Franz legte er nahe, die deutsche Krone niederzulegen, er werde — so ließ er sich vernehmen — das deutsche Reich nicht länger anerkennen. Franz fügte sich in das Unvermeidliche. Am 6. August verkündete ein kaiserlicher Commissär vom Balkon der Kirche am Hof: das tausendjährige Reich habe aufgehört, es gebe fortan keinen deutschen Kaiser. Zwar, mannigfache Vorzeichen hatten auch hier ahnungsvolle Gemüther schon auf das Ungeheure vorbereitet: waren doch drei Jahre vorher die letzten Spuren der Verbindung Österreichs mit dem Bisthum Passau gänzlich getilgt worden. Denn auch dieses Hochstift hatte der Verweltlichung nicht entgehen können, Stadt und Umgebung fielen an Baiern, was an Besitzungen in Österreich lag, an dieses. Da hatten überall, auch in der Wien so nahen Burg Greifenstein, die bischöflichen Pfleger landesfürstlichen Beamten weichen müssen; der alte passauische *Freihof am Salzgries* aber, schon seit Kaiser Josephs Zeiten ein ärarisches

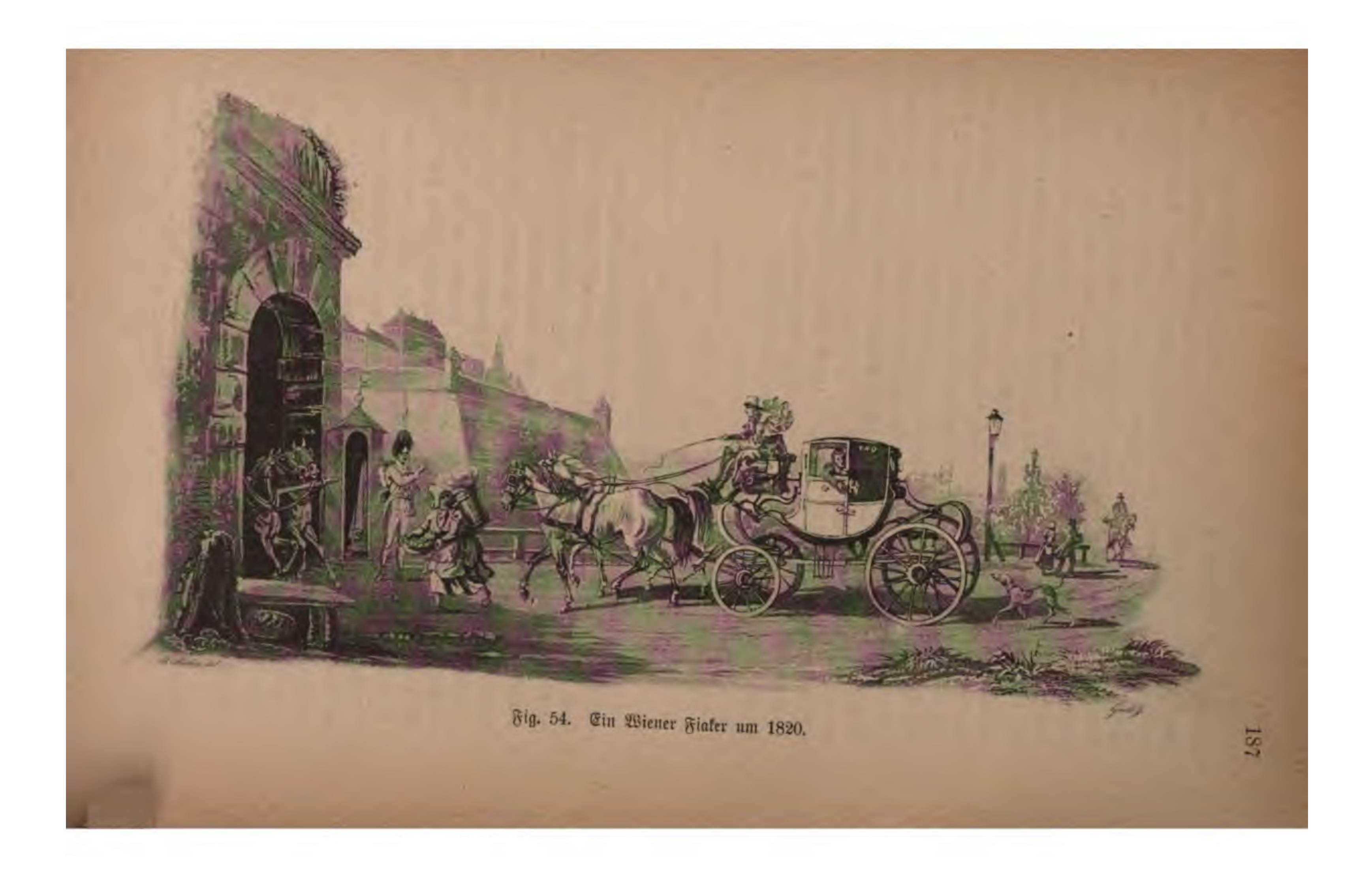


Fig. 54. Ein Wiener Fiaker um 1820.

Gebäude, sollte nun abgetragen und damit auch diese Erinnerung der Vorzeit schwinden.*) Und wenige Monde waren erst vergangen, dass die Kunde von der gewaltsamen Auflösung des deutschen Ritterordens in allen Rheinbundstaaten nach Wien gekommen. Zu Mergentheim, des Ordens Hochsitz, das Würtemberg als Beute zufiel, hatten die Bürger sich dagegen erhoben, nach verzweifeltem Kampf büßten sie es mit Kerker und Tod; die Sieger, voll barbarischer Wuth, verbrannten das Wappen des Ordens am Schlossplatz, schändeten die Kirche, warfen die Gebeine der alten Meister und Comthure aus der Gruft. Mit tiefem Schmerz vernahm's zu Wien in der Hofburg Erzherzog Anton, der Hoch- und Deutschmeister, vernahm's in dem Ordenshaus in der Singerstraße der letzte österreichische Landcomthur Graf Zinzendorf. Waren diese Ereignisse aber nur von wenigen recht empfunden, von den meisten gleichgiltig oder höchstens mit leerem Staunen aufgenommen worden, das Ende des heiligen Reiches selbst regte doch auch die Massen gewaltig auf, ein Zeitgenosse bezeugt: dumpfer Schrecken ergriff die Wiener, eine Ahnung tragischen Geschicks, nun waren uralte Bande gelöst, viele Ämter und Würden giengen ein, so manches Schaugepränge war fürder nicht mehr zu sehen: mit der römisch-deutschen Haupt- und Residenzstadt hatte es ein Ende.

XI.

Heldenkämpfe.

Aber nicht nur das Alte war nun ganz zusammengebrochen und vernichtet, auch das Neue war in ernstlicher Gefahr. Wien war immer noch Haupt- und Residenzstadt der österreichischen Monarchie, die in der That schon lange bestehend, seit achtzehnhundert und vier auch dem Namen nach ein selbständiges Staatswesen geworden war. Doch der große Zerstörer an der Seine sprach das Wort aus — und geschäftige Zungen trugen es schnell herüber an die Donau: auch dieses Gebilde sollte nicht länger dauern; nicht nur das alte deutsche Reich, auch das Kaiserthum Österreich sollte aus Europa verschwinden, Wien nicht länger mehr zu den Hauptstädten dieses Welttheils zählen. Da galt es einen Verzweiflungskampf. Dieser wurde gekämpft und nach mannigfachem Schicksalswechsel hat er zum Siege geführt. Zwar das Alte konnte nicht alles wiederhergestellt werden, das heilige römische Reich erstand nicht wieder und Wien sah keinen römisch-deutschen Kaiser mehr in seiner Hofburg thronen, aber die österreichische Monarchie wurde gerettet, erweitert, befestigt, und Wiens Existenz, Wohlstand und Glanz mit ihr.

Nach dem Pressburger Frieden (1805) war an die Spitze der Regierung Graf Philipp Stadion getreten. Dieser, aus altem reichsunmittelbarem

*) Es kam freilich erst 1820 zur Demolierung. S. die Abbildung S. 179.

Geschlecht, war nach Österreich gekommen, um den „deutschen Kaiser“ hier zu finden, den Bewahrer der Gesetze, den Vertreter der alten großen Erinnerungen, das Sinnbild und den Verfechter deutscher Ehre gegen das Ausland. Nun sah er Krone und Scepter dieses Fürsten in den Staub sinken — sie wieder zu ihrem alten Glanz erhöhen, darauf war nun all sein Dichten und Trachten gerichtet. Er erkannte die Kräfte, die in der Gesellschaft und im Volksthum Österreichs schlummerten, er unternahm es, sie zu wecken. Redlicher Handel und Wandel, frommer häuslicher Sinn, ruhiger Gehorsam durften — dies sah er ein — nicht länger die bürgerlichen Pflichten zu erschöpfen scheinen. Nicht bloß um den schnöden Besitz, um leidliches Wohlleben, um den Genuss des täglichen Lebens handelte es sich: eine ruhmvolle Geschichte, die ein Jahrtausend weit in dunkle Vergangenheit hinaufstieg, die Existenz der Monarchie, die Napoleon unverholen zu zerstückeln strebte, dies stand auf dem Spiel, dies zu vertheidigen heischte nun die Pflicht, die gewachsen war mit dem Drange der Zeiten.*)

Eigentliche Reformen zwar, wie in Preußen, das 1806 gleichfalls von Napoleon besiegt, beraubt und aufs tiefste gedemüthigt worden, geschahen auch unter Stadion nicht; insbesondere blieb die alte Bevormundung der Bürger durch den Staat. Schon siebzehnhundert drei und neunzig hatte eine überängstliche Bureaukratie den Kaiser vermocht, die Bürgermeisterwürde in ein lebenslängliches Amt zu verwandeln; achtzehnhundert drei war beschlossen worden, dass alle jene Stadträthe, die außer in politischen Verwaltungsgeschäften auch in Civil- und Criminalsachen zu berathen und zu entscheiden hatten, nicht mehr zu wählen, sondern auf Vorschlag des Magistrats von der Landesstelle zu ernennen seien. Hiemit waren nicht nur der zweite und der dritte Senat der josephinischen Stadtordnung zu Beamtenschaften herabgedrückt, auch mit der Wahl des Bürgermeisters hatte es nun sein Ende. Wirklich gieng die Regierung das Jahr darauf, da der Bürgermeister Hörl aus seinem Amte schied, daran, den Nachfolger zu ernennen. Da wagte die Bürgerschaft eine Eingabe an den Kaiser, mit Bescheidenheit, doch auch mit Festigkeit erinnerten sie an ihr altes Recht, das Oberhaupt der Stadt in freier Wahl „zu erkiesen“. Wenigstens so viel verlangten sie, dass sie sechs Männer zur Ernennung vorschlagen durften: so kam Stephan von Wohlleben am 28. Juni achtzehnhundert vier zur bürgermeisterlichen Würde.**) Aber vier Jahre später, schon zu Stadions Zeiten also, wurde auch die Wahl des rein administrativen ersten Senats bis auf einen einzigen Rath aufgehoben: auch hier traten ernannte Beamte an Stelle städtischer Vertrauensmänner. So hatten nun die Vorstädte und Vororte ringsum mehr Freiheit als die Residenzstadt selbst, jene bewahrten noch einen Rest von Selbstverwaltung, dieser war sie ganz genommen. Der Unsegen

*) Stadions Bildnis Fig. 45, 156.

**) Dieser stand an der Spitze der Bürgerschaft während der Heldenzeit von 1809. Sein Bild s. S. 159.

solcher Beschränkung zeigte sich nicht sogleich, aber in spätern Jahren trat er um so stärker hervor. Auch den Landesvertretungen ward das kärgliche Maß von Rechten, das sie durch Leopold zurückerhalten, nicht erhöht, sie blieben ohne politische Bedeutung. Nicht dies schien Stadion Noth zu thun, er meinte — und fürs nächste behielt er recht — dass es genug sei, wenn die tüchtigen Gesinnungen der Bürger durch den Strom der neuen, rückschauenden Bildung erfrischt werde, der in Deutschland soeben entsprungen war; ihrem Blick sollte eine weitere Aussicht in die Welthändel geöffnet, an die Vorzeit, an die Thaten der Väter sollten sie wieder gemahnt werden. Demgemäß verkündete ein denkwürdiges Rescript den Völkern des Kaiserstaates „Lösung der Geistesfesseln, allseitige Förderung jedes rühmlichen und gemeinnützigen Strebens"; im März 1808 ergieng eine Verordnung, die die Hebung des Buchhandels zur Absicht hatte: „weil er auf Nationalbildung, auf Künste und Wissenschaften einen so mächtigen Einfluss habe." Gesellschaften zur Förderung österreichischer Geschichtskunde wurden angeregt und in ihrer Thätigkeit begünstigt, der Leopoldsorden sollte Verdienste um das Vaterland ohne Unterschied der Geburt, des Standes und der Religion belohnen. Dichter und Schriftsteller wurden ermuntert, ihr Talent zugunsten der patriotischen Sache zu verwenden.

Damals entstanden denn auch in Wien die „Vaterländischen Blätter, herausgegeben von mehreren Geschäftsmännern und Gelehrten." Gleich auf den ersten Blättern verräth sich ein anderer Geist als in den Monatsschriften der josephinischen Zeit und der ersten Neunziger Jahre: was jenen ganz gefehlt — Verständnis für die Berechtigung des Überlieferten, im Lauf der Zeit Gewordenen, durch Gewohnheit Geheiligten — hier taucht es in gelegentlichen Äußerungen hin und wieder auf: so wird der Verfasser eines Buches über Wien und Berlin getadelt, weil er sich nicht erinnert, dass Berlin als „ein Treibhausgewächs", Wien als „ein natürlich erwachsener Baum" betrachtet werden muss. So hätte kein Aufklärer sprechen können! In den Zuständen und Einrichtungen der Menschen wird nicht mehr bloß das Vernunftgemäße als berechtigt angesehen, Leidenschaft, Schwärmersinn, Religion dürfen wieder etwas gelten: mit Genugthuung wird der Bericht eines Berliners über den mächtigen Eindruck wiedergegeben, den ihm die Frohnleichnamsprocession in Wien gemacht, da er „ein großes Volk, menschliche Hochheit und Niedrigkeit, Reichthum und Armuth sich einstimmig vor dem über alle gleich erhabenen Gotte mit tiefster Anbetung in den Staub werfen sieht."

Ein neues Geschlecht von Schriftstellern tummelte sich bald in Wien. Denis, Alxinger waren gestorben; Leon, Haschka verstummt; Sonnenfels stand grollend abseits: er verstand diese Zeit nicht mehr, nur Collin war noch jung genug, um sie wenigstens zu ahnen; in seinen patriotischen „Wehrmannsliedern" fand er Töne, die auch das Volk ergriffen. Von Österreichs Vergangenheit und seinen großen Männern erzählte der junge Hormayr, aus einer alten Tiroler

Fig. 55. Wiener Zeiselwagen um 1820.

Familie. Eine tiefe Frömmigkeit war ihm von Haus aus eingeprägt worden, als Knabe hatte er Stunden kniend am Grabe des letzten Ritters im Innsbrucker Dom oder in der Wiltauer Pfarrkirche vor der Votivtafel des geächteten Friedrich verbracht. Er hatte gesehen, wie die josephinischen Neuerungen einen Sturm hervorgerufen, der sich aber nur gegen den Statthalter, nicht gegen den Kaiser kehrte. Bei einer zahlreich besuchten Tafel in des Vaters Haus hatte der Richter von Pfunds bedeutungsvoll einen Apfel auf den Kopf des neunjährigen Knaben gelegt: wie in der Tellsage die Schweizer durch den Landvogt Geßler, so fühlten sich die Tiroler durch den Statthalter in ihren Rechten gekränkt. Darum wurde aber die Loyalität nicht in Tirol, nicht in Hormayrs Familie geringer, Fuggers Ehrenspiegel des Hauses Habsburgs war da ein Buch, das schon die Kinder auswendig wußten. 1795 trat Hormayr in die tirolische Landwehr und brachte es bis zum Major, 1802 ward er in Wien Hofconcipist, ein Jahr darauf Secretär in der deutschen Abtheilung der Staatskanzlei. Mit Feuereifer gab sich der junge Beamte, von Johannes von Müller mächtig angeregt, den geschichtlichen Studien hin, schrieb zwei Trauerspiele, die Stoffe aus der vaterländischen Vergangenheit behandelten und begann 1807 den „Österreichischen Plutarch", eine Reihe von Lebensbeschreibungen vaterländischer Herrscher, Staatsmänner, Feldherren, Gelehrter, Dichter und Musiker: alle Habsburger von Rudolf bis auf Franz, vier Babenberger, zwölf böhmische Regenten, Zriny, Montecuculi, Guido Starhemberg, Khevenhüller führte er so seinen Zeitgenossen wieder vor, aber er vergaß auch nicht einen Wolfgang Lazius, einen Pazmány, einen Mozart. Sachverständige mochten Manches an diesem Werke tadeln, aber es weckte bei Vielen den Sinn für vaterländische Geschichte wieder, und so diente es denn auch der Sache, die Philipp Stadion am Hof und in der Regierung vertrat. Neben ihm stand Julius Schneller, aus den österreichischen Vorlanden stammend. Weil er die Waffen gegen die Franzosen ergriffen, hatte er 1796 als zwanzigjähriger Jüngling nach Wien fliehen müssen. Bis 1804, wo er Professor der Geschichte am Lyceum zu Linz ward, weilte er nun in der Kaiserstadt, weniger durch Schriften als gesellschaftlich im Sinne der neuen Zeit wirkend: Österreichs Schicksale, seine Größe, seine Zukunft — später die Vorwürfe seiner Feder — beschäftigten jetzt schon alle seine Gedanken. Der jüngere Collin, Mathäus, Josefs Bruder, gehörte gleichfalls diesem Kreise an, ältere Männer wie Vierthaler, Director des Waisenhauses, André, der später in Brünn ein „Patriotisches Tagblatt" herausgab, ja selbst Haschka, der doch ganz in der josephinischen Zeit wurzelte, gesellten sich dazu. Sammelpunkt dieser literarischen Bundesgenossen Stadions war das Pichler'sche Haus in der Alservorstadt.*) Karoline Pichler, die Hausfrau, war eine Tochter des Hofraths Greiner, ihre Erziehung war wohl von

*) Das spätere Oppolzer'sche.

Männern der josephinischen Aufklärung, wie Haschka und Leon, beeinflußt worden, aber doch geleitet von der Mutter, die Vorleserin bei der großen Kaiserin gewesen und von den sittlich-religiösen Überzeugungen ihrer Herrin erfüllt war. Frühzeitig hatte Karoline ein kleines, aber anmuthiges poetisches Talent geübt, erst als verheiratete Frau war sie, von ihrem Mann, der als Secretär bei der obersten Landesstelle diente, ermuthigt worden, mit einem Versuche hervorzutreten, der Beifall fand. In dem Winter von 1803 auf 1804 hat sie ihrem todtkranken Bruder aus dem berühmten Buch des Engländers Gibbon über den Verfall des römischen Reiches vorgelesen und war durch die boshaften Angriffe, die der Autor darin bei jeder Gelegenheit gegen das Christenthum richtet, aufs tiefste empört worden; nun faßte sie den Vorsatz zu einem Roman in Briefen, der das Christenthum verherrlichen sollte. Des Franzosen Châteaubriand vom gleichen Geist beseelte Schriften mögen ihr Vorbild und immer neue Anregung gewesen sein. „Agathocles“, so nannte sie das Buch, erschien 1808 und verbreitete den Ruf Karolinens weit über Wien hinaus. Begeisterung für den überlieferten Glauben, dem vorigen Geschlecht so ganz fremd, bildet den Grundton desselben; ein lebhaftes Gefühl für die Größe der Vergangenheit gab ihn für den nächsten Roman Karolinens, die „Grafen von Hochberg“. Der Anblick der Ruinen, mit denen so viele Bergspitzen Niederösterreichs gekrönt sind, weckte auf sommerlichen Lustfahrten in der jungen Frau, wie sie uns selbst erzählt, die Fragen: Wem ist hier das Leben in wechselnder Sorge und Freuden verschwunden? Welche Gefühle, welches Bewußtsein ist hier in den Grüften auf ewig zur Ruh gebracht? Die Hochberg hausten im Traisenthal, nahe dem Kloster Lilienfeld, wo Karoline viele schöne Tage verlebte: da schildert sie uns nun den Ausgang jenes Geschlechts, der zusammenhängt mit dem furchtbaren Ende König Albrechts, des Sohnes Rudolf von Habsburg. Wie sehr die Dichterin in frommer Liebe ihrer Heimat zugethan, hatte sie früher schon in Gedichten, die Erzherzog Karl feierten, ja selbst im „Agathocles“, wo sie den Helden an die Gestade der Donau und Enns verschlagen werden läßt, an den Tag gelegt: nun war sie die verständnisvolle Genossin von Männern wie Hormayr, dieser wies ihr dankbare Vorwürfe aus der Geschichte des gemeinsamen Vaterlandes und sie führte sie mit Feuereifer aus. Aber auch die Ereignisse des Tages rissen sie zu poetischen Versuchen fort: so der Einzug der Hohenzollern-Küraßiere in den Burghof, wo sie einem alten Vorrecht gemäß ihr Werbegezelt aufschlugen, zu einer Romanze, die den Ursprung jenes Vorrechts — die Befreiung Kaiser Ferdinand des Zweiten aus höchster Bedrängnis durch jenes Regiment — zum Gegenstand hat.

Zu den einheimischen Schriftstellern kamen dann Deutsche aus dem Reich: sie schlossen sich gleichfalls dem Pichler'schen Kreise an. Die berühmtesten von ihnen waren die Gebrüder Schlegel, dann Adam Müller und Zacharias Werner. Jene gehörten zu den ersten deutschen Literaten, die an eine gewaltsame

Erhebung aller Deutschen gegen die napoleonische Gewaltherrschaft dachten, auch suchten sie zu dieser durch Aufsätze und Gedichte, in denen Vaterland, Freiheit, Thaten der Ahnen die großen Vorwürfe sind, so viel als möglich beizutragen. Den Ideen des 18. Jahrhunderts, wie sie in Österreich unter Joseph II. Wurzel gefasst, waren sie völlig feind, sie vermissten darin „die himmlische Kraft der Seher Gottes, der heiligen Väter, der Märtyrer und Wunderthäter." Der ältere Bruder Wilhelm August kam in Begleitung einer französischen Schriftstellerin, der Frau von Stael, die Napoleon hasste und für die Deutschen sehr viele Sympathien hatte, nach Wien und hielt hier eben im Jahre 1808 Vorlesungen über dramatische Poesie: dabei hatte er öfters Gelegenheit, auch die politische Weltlage, die Leiden, Wünsche und Hoffnungen Deutschlands und Österreichs im Sinne Stadions zu berühren: an zweihundert Zuhörer, darunter Mitglieder des höchsten Adels lauschten seinem Wort. Haschka, der ihm, wie man wohl denken kann, nicht sehr freundlich gesinnt war, schildert uns diese Vorlesungen: „Es war eine Stille, eine Aufmerksamkeit, ein Interesse, so den Sprecher sowohl als die Zuhörer ehrte. Man klatschte ihm öfter Beifall zu. Vorzüglich und selbst über meine Erwartung benahmen sich die Frauen. Die Fürstinnen sowohl als die andern Edelfrauen waren gewöhnlich schon vor 12 Uhr da; sie kamen in einem so anständigen Anzuge, so ohne alle Prätension, ohne alle Coquetterie, betrugen sich so ruhig, so bescheiden, so artig, dass kein Prediger in der Kirche sie sich anders wünschen konnte. . . . . Der gute Schlegel war äußerst frappiert: so etwas hatte er nie erlebt, ja sich nicht getrauet zu hoffen. Was die Leute jetzt, die hier waren, für Ideen von Wien mit sich fort nehmen. O wie sinkt jetzt Berlin bei ihnen vor Wien nieder!"

Der jüngere Bruder, Friedrich, der in Wien zum Katholicismus übertrat, fand hier bald eine Anstellung im Staatsdienst; er hat, als es 1809 zum Krieg kam, dem Erzherzog Karl einen schönen Aufruf an die deutsche Nation geschrieben, später im Jahre 1811 erhielt er vom Kaiser die Erlaubnis, Vorlesungen über neuere Geschichte zu halten. Adam Müller, ein geborner Berliner, ist ebenfalls in Wien — schon 1805 — katholisch geworden, dann aber, um allen Verdacht einer weltlichen Rücksicht niederzuschlagen, wieder nach Deutschland zurückgekehrt und trat erst später in den österreichischen Staatsdienst. Zacharias Werner hatte in merkwürdigen Trauerspielen — Die Templer auf Cypern, Das Kreuz an der Ostsee, Die Weihe der Kraft, — die alle in Wien großes Aufsehen erregten, besonders dem neu erwachten Hang der Menschen fürs Religiös-Geheimnisvolle Nahrung gegeben, er sprach auch die Ansicht aus, dass der Protestantismus wegen seiner nüchternen verstandesmäßigen Kälte den Künsten verderblich sei. Er kam 1807 in unsere Stadt und es gefiel ihm hier so wohl, dass er sie, als er wieder schied, sein „liebes, liebes, liebes Wien" genannt hat. Er gieng nach Italien und kehrte nach einigen Jahren als Katholik, Priester und gewaltiger Prediger wieder nach Wien zurück.

Ein sehr lebhaftes geistiges Leben entfaltete sich also nach 1806 in Wien. Wenn sich dieses auch auf kleine Kreise des höheren Mittelstandes und des Adels beschränkte, so war es dem Volke doch nicht so fremd, wie zwanzig Jahre früher die Aufklärung der josephinischen Zeit. Denn es lag ein volksthümlicher Kern darin: die Religion, die überlieferten Sitte und Bräuche wurden nun auch von den Vornehmen wieder hochgehalten und an die Stelle der künstlichen Begeisterung für den Staat nach fremdem Muster trat auch bei ihnen wieder herzliche Liebe für das angestammte Herrscherhaus, mit dem man sich durch eine viele Jahrhunderte alte Geschichte verbunden sah.

Der Hof that aber auch alles, um diese Gesinnung zu erhalten und zu erhöhen. Besonders die Kaiserin Maria Ludovica, Franz des Ersten dritte Gemahlin, wirkte in diesem Sinn. Sie war 1787 zu Mailand geboren, die Tochter des Erzherzogs Ferdinand und der Beatrix Riccarda von Este; durch die Siege der Franzosen in Italien ward ihre Familie heimat- und besitzlos, der Vater starb am Weihnachtsabend 1806, drei Söhne traten in den österreichischen Kriegsdienst, einer — Karl Ambros — wurde Priester, die Witwe Beatrix zog sich nach Wiener-Neustadt zurück, die neunzehnjährige Tochter war bestimmt den Schleier zu nehmen. Da aber lernte sie Kaiser Franz, der eben Witwer geworden war, kennen und am 2. Jänner 1808 warb er um ihre Hand. Vier Tage später ward zu Wien die Hochzeit gefeiert, Karl Ambros, nun Bischof von Waizen, nahm die Einsegnung vor. Bei den folgenden Festlichkeiten, die uns August Wilhelm Schlegel schildert, entzückte sie jeden, der sie sah, Joseph Collin widmete ihr ein Gedicht, die Staël fand, dass „gegenwärtige Größe und vergangenes Unglück" ein doppeltes Interesse für die junge Kaiserin einflößten. Mit großer Entschiedenheit stellte sie sich alsbald auf die Seite Stadions und wurde am Hof die Seele der Kriegspartei. Im Sommer desselben Jahres schrieb der preußische Gesandte an seinen König, dass Maria Ludovicas Herrschertalent von Tag zu Tag mehr hervortrete, sie habe den Kaiser mit Personen ihrer Wahl zu umgeben gewusst und man hoffe, dass durch ihre Gegenwart diesmal auch der starre Sinn des ungarischen Reichstags gebeugt werde, damit er für den beschlossenen Krieg Geld und Truppenaushebungen bewillige. So war es auch: Ihre Aufnahme in Pressburg war so wie die, welche sieben und sechzig Jahre zuvor Maria Theresia dorten gefunden: „wie im Rausch", heißt es in einem Bericht der Zeit, „nöthigte ihre Gegenwart in Pressburg dem Landtag alles ab, was die Regierung forderte."

Nicht geringer war der Enthusiasmus, den die Bürgerschaft Wiens dieser schönen Fürstin entgegenbrachte: ist sie es doch, die für die Fahnen der Bürgercorps die Bänder stickt und sie dann in der Stephanskirche eigenhändig daran befestigt. Während einer solchen Feierlichkeit weint sie und auf der Rückfahrt aus der Kirche wird sie von dem Jubel des Volks, der sie bis in die Burg begleitet, aufs neue bis zu Thränen gerührt. Die Officiere der Landwehr

werden ihr vorgestellt, für jeden hat sie ein freundliches, gewinnendes Wort, den Familienvätern dankt sie für das Opfer, das sie dem Vaterland bringen.

Zu Anfangs achtzehn hundert neun war neuer Krieg mit Napoleon entschieden. Was in früheren Jahren immer nur vereinzelt und verspätet geschehen war, wurde jetzt in großem Maßstab wieder aufgenommen: die Bewaffnung des Volkes selbst, durch Errichtung der sogenannten Landwehr.*) Erzherzog Johann und zwei Brüder der Kaiserin, Maximilian und Ferdinand, erhielten den Auf-



Fig. 56. Ludwig van Beethoven.

trag, sie zu organisieren. Sie machten sich sofort ans Werk. Überall war große Begeisterung, auch dort, wo wenig Siegeshoffnung war: „So gehen wir wenigstens mit Ehren unter" hieß es. Der französische Gesandte berichtete an Napoleon: „Der Fürst nähert sich seinem Volke und seiner Armee. . . . . Österreich bot niemals einen so kriegerischen Anblick wie jetzt, und noch nie verstand es die österreichische Regierung, dem Adel und allen Bürgerclassen einen solchen Schwung zu verleihen." — „Der Geist der Nation ist umgeschaffen"

*) S. hiezu die Abbildung S. 170, Fig. 49.

jubeln die „Vaterländischen Blätter", „die Scheidewand zwischen dem Stand der Vertheidiger und dem der Vertheidigten ist weggeräumt." Fremde Reisende, die jetzt nach Wien kommen, staunen: etwas Ähnliches haben sie nie gesehen. Ist dies die berüchtigte Phäakenstadt? Der Capellmeister Reichardt aus Weimar findet „eine innere Gährung und Bewegung in der Nation, die eine wichtige Zeit ahnen läſst und ein fremder Betrachter, meint er, müsse sich freuen, eben jetzt mitten unter einer Nation zu sein, die durch ein höheres Interesse aus einer Ruhe und Behaglichkeit geweckt wird, die man ihr so oft zum Nachtheil angerechnet hat." Trat man jetzt in die Salons der vornehmen Damen, so sah man sie nur Charpie zupfen, jede Frau, die hinzukam, muſste sich sofort an die gleiche Arbeit machen. Bei den Diners und Soupers sprechen sie nur von Politik und zugleich mit den Männern erheben sie ihr Glas auf die Befreiung Deutschlands durch die Armee, den Cavalieren, die sich nicht zum Kriegsdienst melden, drohen sie, ihr Haus zu verbieten, Mädchen trieben ihre Verlobten, junge Frauen ihre Männer, Schwestern ihre Brüder in die Armee, Knaben selbst leidet es nicht zu Hause, sie verlassen ihre Eltern, um dem Ruf des „angebeteten Helden" (Erzherzog Karl) zu folgen. Von den Opfern der Bürger und der Armen meldet die Wiener Zeitung jener Tage beinahe in jedem Blatt. Die Stifter, die Gremien, die Zünfte rüsten Bataillone aus, einzelne Fabrikanten und Handwerker entlassen ihre Arbeiter, ihre Gesellen mit doppelter Löhnung und verheißen ihnen eine tägliche Zulage, wenn sie sich zur Landwehr einzeichnen: so Konrad Reschauer, Seidenzeugfabrikant auf der Wieden, der siebzehn, Andreas Jaure, Seifensieder, von demselben Grund, der sechs Arbeiter — sein ganzes Personal — dem Vaterlande zuführt. Jacob Heinz, Bürger und Baumeister in Mariahilf stellt zwei Männer, rüstet sie aus, unterhält sie während der Dauer ihres Dienstes, sichert der Gattin des Einen täglich zwanzig Kreuzer zu, tausend Gulden dem, der sich im Feld auszeichnet. Carl Hof, Bürger und Müllner in Gumpendorf nimmt von sechs Mietsparteien seines Hauses keinen Zins, so lange die Väter bei der Landwehr stehen. Der Lastträger Sebastian Gruber in Altlerchenfeld trägt ganz im Einverständnis mit seinem Weib die mühsam ersparten hundert Gulden aufs Grundgericht, Andreas Polzer, ein ausgedienter Feldwebel, ohne Vermögen, Vater von sechs unmündigen Kindern, achtet aller vernünftigen Bedenken nicht und meldet sich beim vierten Landwehr-Bataillon. Bei Errichtung des dritten Bataillons zögert eine Anzahl von Männern aus der Vorstadt, weil sie meinen, sie würden unter die Recruten gestellt, da tritt der Wechselsensal Brabe, ein sechzigjähriger vermöglicher Mann, hervor und läſst sich als Gemeiner einzeichnen. In Erdberg fordert bei der Musterung am 4. März ein Familienvater seine Entlassung, die Kameraden werfen ihm laut Wortbrüchigkeit vor; die anwesenden Commissäre erstaunen, da erklären die Landwehrmänner: sie hätten einen heiligen Bruderbund unter sich geschlossen, daſs keiner von ihnen zurückbleiben will, wenn das Vaterland sie

unter seine Fahne rufe, sondern dass sie alle beieinander ausharren wollen in Noth und Tod; wer diesen Schwur verletze, sei ein Wortbrüchiger. Da nimmt jener Zaghafte beschämt seinen Wunsch zurück. Auf dem Neustift aber erschießt sich ein Schuster, Vater von vier Kindern, weil die Commission ihn zurückgewiesen.

Das sind wenige Beispiele aus der Fülle von Opfermuth, der im Herzen unseres Volkes sich regte. Wie viele sind herbeigeeilt, deren Namen nicht aufbewahrt wurden, — kindliche Herzen ohne Fehl, — und warfen ihr sauer erworbenes Scherflein auf den Altar des Vaterlandes, das ihnen doch niemals was geboten als ein kümmerliches Dasein voll Sorgen und Noth. O die Großen und Mächtigen wissen es nicht, was es heißt, im Elend edel sein!

Die Stadt erhält vom Monat März an ein ganz neues Aussehen: überall sind Soldaten und Officiere oder junge Leute, die das Zeichen der Auslosung auf den Mützen tragen, auf den Glacis sind nur Karren und Pferde, in den Vorstädten Bauern mit Transportwagen. Auf den Straßen und Plätzen belehren lebhafte Volksredner die Umstehenden über die Fragen des Tages, in den Theatern werden nur Stücke gegeben, in denen irgend eine Beziehung, eine Anspielung auf diese vorkommt, in den Zeitungen liest man nur heftige Artikel über Frankreich und Anzeigen patriotischer Werke über einzelne Thaten österreichischer Helden. Es regnet Brochüren, die das Publicum von Napoleons Ungerechtigkeit und Habgier zu überzeugen suchen, einige davon machen einen tiefen Eindruck, besonders die, welche von den Ereignissen in Spanien melden; mit beispielloser Tücke hatte der Eroberer dorten das Königsgeschlecht vertrieben, das ihm Jahre lang in allem zu willen war. In den Concerten verlangt das Publicum nur nach Kriegsliedern, — auf andere Stücke hört es gar nicht. Wird aber „Österreich über alles“ gesungen, dann muss der Dirigent die Musik unterbrechen, so groß, so stürmisch ist der Jubel.

Von all dem war anno achtzehnhundert fünf nichts zu sehen gewesen. Der französische Diplomat Dodun, der damals in Wien war, hatte Recht: im Jahre 1805 wollte die Regierung den Krieg, aber weder die Armee noch das Volk; 1809 will ihn die Regierung, die Armee und das Volk. Damals waren die Österreicher, die Wiener nur gehorsame Unterthanen, jetzt sind sie Bürger, die aus freiem Willen aufstehen, um zu vertheidigen, was ihnen das theuerste ist.

Der Krieg nahm schnell eine unglückliche Wendung. Erzherzog Karl, der Generalissimus, der den Franzosen nach Baiern entgegen gezogen war, musste den Rückzug antreten. Tiefe Trauer verbreitete sich in Wien bei dieser Kunde. Von allen Pfarreien wurden feierliche Processionen mit dem Allerheiligsten nach der Stephanskirche veranstaltet. Die Kaiserin gieng, ungern genug, mit ihren Stiefkindern nach Ofen, ihre Seele war auf dem Kriegsschauplatz: „O ich möchte ein Mann sein,“ sagte sie, „um dem Staat zu dienen!“ . . . .

Die französische Armee rückte gegen Wien vor. Erzherzog Karl wollte *die Stadt um jeden* Preis retten: sein General Hiller sollte dahin eilen, die

Donauinseln besetzen und für die Hauptarmee, die Karl selber führte, den Übergang über die Donau vorbereiten. Hiller aber ward von den Franzosen in Oberösterreich festgehalten: so war der Weg nach Wien frei, am 10. Mai stand der Feind vor den Thoren. Hier hatte inzwischen Erzherzog Maxmilian, der Kaiserin Bruder, die Vertheidigung organisiert. Stände und Magistrat hatten den Kaiser gebeten, davon abzustehen, weil die Befestigungswerke der Stadt in schlechtem Zustand wären und voraussichtlich nicht lange standhalten könnten, der Bevölkerung aber müsste unsägliches Leiden aus einer Belagerung entstehen. Auch die Minister, sowie Erzherzog Rainer, des Kaisers Stellvertreter, waren dieser Meinung. Letzterer schrieb an den Kaiser: „Es fehlt an Behältnissen, an geräumigem Locale, kurz an Allem, was zu einer haltbaren Festung gehört. Wollte man die Stadt vertheidigen, so müssten die Vorstädte ganz verlassen werden, dieser größere Theil der Stadt mit mehr als 150.000 Bewohnern wäre daher dem Feinde preisgegeben, welcher sie gewiss nicht schonen, sondern sie verwüsten und ausplündern wird; . . . die Stadt würde ganz verheert, alle die Anstalten so vieler Jahrhunderte, die kostbaren Gebäude, die Bibliotheken, die Sammlungen, die Erziehungsanstalten . . . . ganz zernichtet und dadurch die Bemühungen so vieler großen Monarchen in wenig Tagen ganz verschwinden; ich darf das Bild nicht ausmalen, indem mich der Schmerz dabei ganz durchdringt.“ Doch diese Vorstellungen blieben fruchtlos: Wien sollte vertheidigt werden. Dem jungen Erzherzog gelang es wirklich, durch seinen Feuereifer die Wiener für das gefahrvolle Werk zu begeistern. Die Franzensbrücke wurde abgerissen, die prächtige Weißgärberbrücke in Brand gesteckt. Tausende von Menschen aller Stände arbeiteten im Stadtgraben an der Zerstörung der dort befindlichen Magazine. Vor dem Rothenthurm wurden rechts und links die Gebäude demoliert. In Kurzem bot die Stadt ein Bild der größten Verwirrung. Viele verließen Wien, aus den Vorstädten zogen dafür andere ein, manche wurden delogiert, da ihre Wohnungen abgebrochen wurden, an den Thoren lagerte Schutt, Steine, Hölzer, die Passage war erschwert, hier und da ganz unmöglich, einige Thore waren geschlossen, bei andern rückte Militär ein und ganze Reihen von Fourage- und Munitionswagen. Erzherzog Karl sandte die vertrauliche Mittheilung an Maxmilian, er werde zwischen dem 17. und 18. Mai in Wien eintreffen, so lange müsste es gehalten werden.

Inzwischen rückten die Franzosen in die Vorstädte. Diesmal wurden sie nicht wie 1805 mit Neugier, sondern mit unverholenem Hass empfangen; bald loderte der Volkszorn in gewaltsamen Thaten empor. Ein französischer Stabsofficier näherte sich als Parlamentär dem Burgthor. Da wurde er auf dem Glacis von bewaffneten Scharen umringt, ein Klempnergeselle riss ihn vom Pferd, bestieg dieses und führte den Officier als Gefangenen wie im Triumph in die Stadt. Da war wieder alles guten Muthes. „Der Landsturm“, schrieb

ein Wiener damals in sein Tagebuch,*) „zeigt sich in voller Größe, alles ist bewaffnet, selbst Weiber und Mädchen haben Spieße und Hellebarden, und Buben laufen mit Gewehren herum." Aber vom 11. Mai Abends neun bis zum andern Tag um vier Uhr Früh bombardierten die Franzosen die Stadt. Schon dieses



Fig. 57. Josef Lanner.

kurze Feuer brachte die schrecklichste Wirkung hervor. „In dieser Nacht geschah viel Unglück", lesen wir in jenem Tagebuch, „die arme Stadt litt sehr, weil niemand darauf vorbereitet war, niemand sich dieses Unglück dachte. In ganzen Straßen blieb kein Fenster ganz, kein Haus unbeschädigt, Feuerstöcke, Dachfenster, Stücke

*) Er war gräfl. Eszterhazy'scher Beamter und hieß Joseph Carl Rosenbaum; das Buch wird in der Hofbibliothek aufbewahrt.

von Gesimsen liegen auf den Straßen. Man kann vor Glasscherben gar nicht gehen.“ Während des Bombardements schlugen die Franzosen eine Schiffbrücke beim Lusthaus. Erzherzog Maximilian zog in die Leopoldstadt, aber es war zu spät, sie zu hindern, auch schickte General Hiller, der am Spitz stand und eiligst verständigt wurde, keine Hilfe. Die Generäle, die Max zu einem Kriegsrath berief, erklärten, es sei nicht möglich, Wien noch vier Tage zu halten: früher aber war die Hauptarmee nicht zu erwarten. Nach einem letzten vergeblichen Versuch zur Zerstörung jener Brücke, wurde eine Deputation an Napoleon, der wieder zu Schönbrunn wohnte, beschlossen. Am 13. Mai um zwei Uhr Morgens wurde die Capitulation unterzeichnet, am selben Tag zogen die Franzosen in die Stadt ein. Es hat Beurtheiler gegeben — wie der preußische Gesandte, der während der Belagerung in Wien geblieben war, der Erzherzog Karl selbst — die meinten, die Stadt hätte noch ein paar Tage gehalten werden können. Erzherzog Max ward vom Kaiser in Wolkersdorf ungnädig empfangen, dann nach Siebenbürgen gleichsam in die Verbannung geschickt. Napoleon rüstete sich auf der Lobau zu einer Entscheidungsschlacht mit dem heranrückenden Hauptheer. Am 15. Mai erließ er eine Proclamation an die Ungarn: er forderte sie darin zum Abfall vom Hause Habsburg-Lothringen auf. Es war also kein Zweifel: diesmal wollte der Eroberer die Zerstörung Österreichs: damit wäre auch Wien von seiner alten Größe gesunken. Mit bangem Herzen verfolgten die Bewohner den weiteren Verlauf der Dinge. Aus den Bewegungen der feindlichen Truppen war zu ersehen, dass ein großer Schlag geplant war. Im Augarten und im Prater fiengen französische Streifcorps die Leute zum Brückenbau ab: wer sich weigerte, wie der frühere Stadthauptmann Baron Sala, wurde niedergeschossen. Die Thürme und Anhöhen in und um die Stadt wurden mit Wachen besetzt, sich ihnen auch nur zu nähern, war streng untersagt. Es kam der Tag von Aspern: „Die Erde bebte“, berichtet ein Augenzeuge, „man sah den Rauch und Feuer von angezündeten Ortschaften. Solche Pfingsten erlebte ich noch nie.“ Eine Menge von Verwundeten ward in die Stadt gebracht, ein Officier rief aus: Niemals habe er ein solches Morden gesehen, die Österreicher stünden wie die Mauern und föchten wie die Löwen. Am 25. Mai kam die Nachricht von dem Sieg des Erzherzogs. Hoffnung lebte wieder auf. „Jeden Tag, jede Stunde,“ erzählt ein junger Graf Czernin, der damals in Wien war, „glaubte man, die Sieger und Retter würden erscheinen. . . . Ein Tag und eine Nacht vergiengen um die andere und die sehnsuchtsvoll Erwarteten erschienen nicht.“ Das Anwachsen der Donau durch heftige Regengüsse, die Erschöpfung der Armee durch zweitägigen furchtbaren Kampf, der Mangel an Munition verhinderten den Erzherzog, seinen Sieg auszubeuten und Wien zu entsetzen. Als dann Napoleon bei Wagram siegte — tausende von Wienern hatten vom Linienwall aus pochenden Herzens diese Schlacht verfolgt, — war es gewiss, dass Wien für längere Zeit

unter französischer Gewaltherrschaft bleiben würde. All die Noth begann wieder, die man anno 1805 kennen gelernt. Ein paar Tage war gar kein Rindfleisch zu haben, für einen Gulden bekam man nur sechs Eier, die Maß billigen Weines, die früher acht Kreuzer kostete, war jetzt nicht unter dem Sechsfachen zu haben. Dazu eine furchtbare Entwerthung des Papiergelds! Während der Ducaten auf achtzehn Gulden stieg, musste für hundert Gulden C.-M. dreihundertzwanzig Gulden in Bankozetteln — dem üblichen Papiergeld — gezahlt werden. Eine Kriegscontribution und eine Kopfsteuer wurden ausgeschrieben: wer nicht zahlte, bekam Gensdarmen ins Haus, musste für jeden Mann täglich zehn Gulden bezahlen und wurde mit Wegnahme seiner ganzen Habe bedroht. Viele Familien nagten bald am Hungertuch.

Die erste Zeit, im Mai und Juni, da der Krieg noch nicht als entschieden gelten konnte, regte sich noch zuweilen Widerstandskraft im Volke. Der Sattlermeister Eschenbach verbarg trotz des strengen Verbotes in seinem Hause in der Favoritenstraße mehrere Waffen, damit er mit den Gesellen, wenn die Österreicher siegten, in der Stadt über die Feinde herfallen könnte. Die Sattlergehilfen Johann Purkard und Lukas Kopp, der Schlossergehilfe Johann Holzapfel halfen ihm dabei. Die französischen Behörden erhielten davon Kunde, die Männer wurden eingezogen. Eschenbach war ein Mann von sechzig Jahren und hatte Weib und Kind, er war kein Wiener, nicht einmal ein Österreicher, sondern aus Überlingen, einer kleinen Reichsstadt am Bodensee, die immer gut kaiserlich gewesen war. Er weigerte sich, obwohl er wusste, was ihm bevorstand, den Ort anzugeben, wo die Waffen lagen. Da wurde er zum Tod verurtheilt, auf dem Glacis zwischen dem Burg- und dem Schottenthor empfieng er, an einen Salpeterhaufen gelehnt, die tödtlichen Kugeln. Der Mann, den man damals mit den Helden des Alterthums verglichen, ist heut vergessen: eine Gasse in Wien trägt seinen Namen, wenige aber wissen mehr, wen dieser bezeichnet. Zur selben Zeit ungefähr gab es einen Auflauf am Spittelberg hinter den kaiserlichen Stallungen, wo mehrere Gefangene eingesperrt waren. Der Tischler Peter Till vom Bürgercorps, der dort Wache hielt, trieb einem hinzukommenden französischen Officier die Leute nicht rauh genug zurück, jener zog den Säbel und drang drohend auf ihn ein. Till entriss ihm die Waffe und, in der Empörung, brach er sie entzwei. Des andern Tages wurde er vor dem Jesuiterhof am Getreidemarkt erschossen; sein Freund, der Vergolder Geiger aus der Neudeggergasse kam zufällig des Weges, er sah das Schreckliche, vom Schlag gerührt, brach er leblos zusammen.

Nach der Schlacht von Wagram, da Alles verloren schien: war auch die Kraft des Volkes gebrochen: man lebte dumpf die traurigen Tage dahin, Groll und Schmerz in der Brust verschließend. Karoline Pichler erzählt, ihr sei damals der Gedanke gekommen: Hätten doch alle Franzosen nur einen Kopf! Und wie sie Napoleon einmal in der Nähe sieht, denkt sie daran, wie leicht

ein wohlgezielter Schuss alles Leid des Vaterlandes und der Welt enden, alle Schmach rächen könnte. Dem alten Vater des Dichters Grillparzer war „jeder ihm begegnende Franzose ein Dolchstich"; auf der Straße nahm er bei jedem Zwist zwischen Franzosen und Bürgern unerschrocken die Partei des Landsmannes: ein sehr gefährlicher Muth. Die Schlacht von Wagram warf ihn aufs Krankenlager, der Wiener Friede tödtete ihn: einen Tag, nachdem er von dessen Abmachungen erfahren, ist er gestorben.

Erst am 14. October wurde der Friede geschlossen, bis zum 19. November blieben die Franzosen in der Stadt: eine ewig denkwürdige Periode ihrer Geschichte war damit abgeschlossen, an Leiden und Entbehrungen reich, aber auch an Ehren. Auch die Stadtkinder, die in der Landwehr im Feld gestanden waren, hatten sich brav gehalten; selbst Männer, die in der Verzweiflung der Niederlage über alle Einrichtungen Österreichs aufs härteste aburtheilten, gestanden dies zu. Von den Handlungsdienern bezeugt ein aristokratischer Zeitgenosse: „sie schlugen sich wie die Löwen".

Die Anhänglichkeit an das Kaiserhaus gieng aus den Tagen des Unglücks unerschüttert, ja neu gefestet hervor. Rührend war der Empfang, den Kaiser Franz in seiner Hauptstadt fand. „Wie ein heller Hoffnungsstrahl", erzählt Karoline Pichler, „fiel die Nachricht von des Kaisers Rückkehr in das Dunkel unserer Seelen, Hoffnungsfreude, Zuversicht und Ruhe erwachte in den bedrängten Gemüthern, die Brust erweiterte sich jedem; das Vaterland, das Vaterhaus schien wieder gesichert, weil nun der Vater wieder unter uns war."

Viele und letzte Hoffnungen waren durch diesen Krieg gebrochen worden, es gab Leute, die nur in einer engen Verbindung Österreichs an Napoleon das einzige Heil sahen. Aber die meisten blieben doch Frankreich feind nach wie vor und meinten, da der Unüberwindliche nun doch einmal — bei Aspern und durch Österreich allein — überwunden worden sei, so werde es den vereinigten Kräften so vieler geknechteter Völker zuletzt doch gelingen, sein Joch abzuschütteln. Allerdings entsagen, darben, nur für die Zukunft leben, ist des Wieners Sache nicht. Auch in den Tagen der Kriegsrüstung hatte man nicht aufgehört, sich zu unterhalten und so gut zu leben als es gieng. Fremde, die damals hieher gekommen sind, wissen davon zu erzählen, sie finden die Vergnügungslocale in den Vororten überfüllt, überall Musik, Tanz, lärmenden Frohsinn. Der Apollosaal war eben eröffnet worden. Nach den bangen Tagen der französischen Occupation empfand man noch mehr das Bedürfnis lauter Geselligkeit, man trieb es lustiger als zuvor. Die Männer, die ins Getriebe der Staatsverwaltung blickten, die sahen, wie nach Stadions Abgang vieles in unfähige Hände gerieth und die Geldnoth zu einer furchtbaren Krisis führen müsste, hatten freilich in diesen Tagen nicht Worte des Unmuths und bitterer

Tadels genug, aber im Volk, unter den Bürgern ward wenig davon laut; ein scharfer Beobachter bemerkt nach dem Krieg: „eine zwar ungeregelte aber ernst gemeinte Aufmerksamkeit der Geister, eine grenzenlose rührende Hingebung aller Stände an das blutende Gemeinwesen." Dieser Hingebung bedurfte es, denn in kurzem trat eine Katastrophe ein, beinah ebenso furchtbar wie ein unglücklicher Krieg: der Staatsbankrott von achtzehnhundert und eilf. Der Wert des Bankozettels, des verbreitetsten Papiergelds, wurde am 15. März dieses Jahres ohne Vorankündigung auf den fünften Theil des Wertes herabgesetzt. Wohl waren Tags vorher dunkle Gerüchte in der Stadt umhergegangen und hatten die Gemüther auf Schreckliches vorbereitet, aber als das Ereignis dann eintrat, wirkte es doch wie Donnerschlag: viele waren über Nacht zu Bettlern geworden, andere aus dem Behagen des Reichthums in die Sorgen einer kleinbürgerlichen Existenz geworfen. Es gab solche, die den ungeheuren Wechsel des Schicksals nicht ertrugen und sich tödteten. Dennoch gieng die eigentliche Lebenskraft des Staates auch aus dieser Krisis unversehrt hervor, nur ein starker Besitzwechsel vollzog sich, an Stelle der zugrunde gegangenen Capitalisten, Grundbesitzer, Fabrikanten und Speculanten trat bald ein neues Geschlecht von Wohlhabenden, und Wien erschien nach wie vor als eine behagliche Stadt, wo viel genossen und wenig gedarbt wird. Die Colonialsperre, die Napoleon über den unterworfenen Continent verhängt hatte — es durften keine Waren aus England eingeführt werden — brachte manche Entbehrung, manche Unbequemlichkeit, aber sie erweckte auch neues Leben in der Industrie: alles suchte nach Surrogaten und es galt für patriotisch, diese der echten fremden Fabrikation vorzuziehen, ein Fürst Liechtenstein duldete nur Ahornzucker in seinem Haus. Viele Erfindungen wurden gemacht, deren Unwert sich später wieder herausstellte, die aber für einen Augenblick doch Geld und Ansehen eintrugen: es wimmelte von Patenten. In einer Gesellschaft besprach eine Dame den großen Aufwand, den sich seit einiger Zeit ein Subalternbeamter von sehr geringem Gehalt erlaube. „Hat seine Frau Vermögen?" fragt sie. „Das nicht," ist die Antwort, „aber er hat ein Patent." Eine schwindelhafte Betriebsamkeit, wie sie ihresgleichen erst wieder in den neuesten Zeiten gefunden hat, war so die mittelbare Folge des Bankrotts. Nur die Oberfläche jedoch bewegte sie, die Tiefen der Gesellschaft, den Kern des Bürgerthums und des Adels, die Landleute, den Handwerkerstand kränkelte sie nicht an, die allgemeine Moral blieb unerschüttert.

Auch ward der Antheil, den Wien in der Stadionschen Zeit an der neuen deutschen Bildung genommen, nicht wieder aufgegeben. Friedrich Schlegel und Adam Müller blieben in Wien: jener hielt nun seine Vorlesungen über neuere Geschichte, dieser über die schönen Redekünste. Clemens Brentano aus Frankfurt las im Hause der Karoline Pichler seinen Roman „Die Gründung von Prag" vor. Der junge Theodor Körner, ein enthusiastischer Verehrer und Nachahmer ...ller, kam als Dramaturg des Burgtheaters hieher und ward hier eben

durch diese Bühne zu neuen Schöpfungen angeregt, — so sagt er wenigstens selbst in einem Gedichte:



Fig. 58. Das Elysium in den Kellerräumen des Seitzerhofes 1834.

Still kam der Jüngling aus dem tiefern Norden,
Trat zu dem Tempel auf geschmückten Wegen,
Wo sich Thaliens laute Freuden regen
Noch klang sein Lied in schüchternen Accorden.

Und sieh', da öffnen sich des Tempels Pforten,
Zwei Genien*) schweben freundlich ihm entgegen,
Reich ausgeschmückt mit aller Musen Segen
Und rufen ihn mit sanften Himmelsworten.

Er tritt herein, noch schwanken seine Füße
Noch schlägt das Herz, noch fühlt er sich beklommen
Und schauern nur macht ihn das heil'ge Schweigen,

Doch Muth! Verhallen auch die ersten Grüße
Bedeutungslos, der muss zum Ziele kommen,
Dem Kunst und Anmuth so die Hände reichen.

Körner verlobte sich in Wien mit der Hofschauspielerin Antonie Adamberger. Dieser sind mehrere der schönsten seiner Gedichte gewidmet, auch hat sie in seinem Schauspiel „Tony“ die Titelrolle gespielt und nach der Aufführung richtete er beglückt diese Verse an sie:

Was ich im Liede erschuf, die stillen Gedanken des Sängers
Trägt Dein liebender Hauch freudig zum Leben, zum Licht,
Hier in der Brust ich fühl's, trag ich eine Welt voll Gesänge
Und wenn die Liebe mich führt, löst sich melodisch der Sturm.

Aber mächtig ergriffen den Jüngling auch die stolzen Erinnerungen an achtzehnhundert neun, die ihm in Wien und auf den Gefilden von Aspern entgegentraten: er besingt diesen „heiligen Boden“, wo „der Deutsche seine Kraft verbürgte,“ er klagt, dass er damals nicht dabei gewesen, dass:

„ . . . . wo Brüder Sieg und Freiheit fanden
Ich trotz Kraft und Jugend doch gefehlt.“

Hier am Donauufer, gegenüber von der denkwürdigen Wahlstatt, thut er das Gelübde, in seinem Herzen nie Friede zu schließen mit dem Unterjocher:

„Das Schicksal kann den stärksten Mann zerschmettern
Doch seinen ehr'nen Willen beugt es nicht.“

Solche Klänge hatte in Wien schon Josef Collin, der jetzt, noch in Jugendkraft, aus dem Leben schied, in Gedichten und Trauerspielen angeschlagen, nun erneuerte sie mitten in dem genussfrohen, üppigen Wien der Gast aus dem deutschen Norden.

*) Gemeint sind hier zwei junge Schauspielerinnen, die er am 17. Jänner 1812 in dem Stück „Der Domino“ sah.

In diesen Jahren, nach achtzehnhundert neun, ist auch Goethe erst recht heimisch in der Wiener Gesellschaft geworden. Durch mehrere Curreisen nach Karlsbad war er mit österreichischen Aristokraten in freundschaftliche Beziehungen getreten, ein Graf Dietrichstein setzte seine Lieder in Musik, mit der Gräfin O'Donnel, die Palastdame der Kaiserin war, unterhielt er einen regen Briefwechsel, an die Kaiserin selbst, die ihn wie eine göttliche Erscheinung entzückte, richtete er tiefempfundene poetische Huldigungen. So ward er bald in den vornehmen Kreisen von Wien sehr bekannt, im Februar 1811 konnte ihm Gentz schreiben, dass sich hier ein Mädchen von siebzehn Jahren schämen würde, nicht mit allen seinen Werken vertraut zu sein. Und noch ein anderer Genius, diesem ebenbürtig, berührte damals mit seinem Flügelschlag mächtig die edleren Geister unserer Heimatsstadt: Beethoven, der Liebling des erlauchten Priesters Erzherzog Rudolf. Eine junge Deutsche, die 1810 nach Wien kam, schildert uns, wie er da in einer großen Musikprobe das Orchester dirigierte: „Kein Kaiser und kein König," ruft sie aus, „hat so das Bewusstsein seiner Macht und dass alle Kraft von ihm ausgeht, wie dieser Beethoven. . . . Dort stand er so fest entschlossen, seine Bewegungen, sein Gesicht drückten die Vollendung seiner Schöpfung aus, er kam jedem Fehler, jedem Missverstehen zuvor, kein Hauch war willkürlich, alles war durch die großartige Gegenwart seines Geistes in die besonnenste Thätigkeit versetzt. Man möchte weissagen, dass ein solcher Geist in späterer Vollendung als Weltherrscher wieder auftreten werde.*)

Die Regierung stand der geistigen Bewegung auch nach Stadions Abgang — es war ihm bald nach dem Wiener Frieden der bisherige Botschafter in Paris, Graf Metternich, im Ministerium gefolgt — nicht unfreundlich gegenüber: die „Vaterländischen Blätter" dauerten fort, Friedrich Schlegel durfte in Wien 1812 und 1813 ein Journal „Das deutsche Museum" herausgeben, dessen Tendenz durchaus deutsch-patriotisch und dessen Mitarbeiter fast alle Deutsche aus dem Ausland waren. Hier hat der Hesse Jacob Grimm, der nachmals um die Geschichte unserer Sprache sich so hoch verdient machen und durch seine Sammlung von Kinder- und Hausmärchen vielen Geschlechtern reine Freude bereiten sollte, zuerst seine Ansichten über Sage und Geschichte ausgesprochen; hier der Rheinländer Guido Görres, der später — achtzehnhundert vierzehn und fünfzehn — herrlich beredt für die deutsche Sache in Europa eingetreten ist, durch Mittheilungen aus einer alten Chronik das Interesse an der deutschen Urzeit lebendig zu erhalten gesucht; andere haben darin auf die lang verachteten Denkmale der Malerei und Baukunst aus dem Mittelalter Deutschlands die Aufmerksamkeit gelenkt oder in schwungvollen Gedichten Ereignisse der Gegenwart — wie das Gottesgericht von Moskau — besungen. Die merkwürdigste Erscheinung dieser Wiener Zeitschrift war aber ein Aufsatz des

---

*) Dies schrieb Bettina von Arnim in der Erdbergerstraße im Birkenstock'schen Hause.

Tadels genug, aber im Volk, unter den Bürgern ward wenig davon laut; ein scharfer Beobachter bemerkt nach dem Krieg: „eine zwar ungeregelte aber ernst gemeinte Aufmerksamkeit der Geister, eine grenzenlose rührende Hingebung aller Stände an das blutende Gemeinwesen.“ Dieser Hingebung bedurfte es, denn in kurzem trat eine Katastrophe ein, beinah ebenso furchtbar wie ein unglücklicher Krieg: der Staatsbankrott von achtzehnhundert und eilf. Der Wert des Bankozettels, des verbreitetsten Papiergelds, wurde am 15. März dieses Jahres ohne Vorankündigung auf den fünften Theil des Wertes herabgesetzt. Wohl waren Tags vorher dunkle Gerüchte in der Stadt umhergegangen und hatten die Gemüther auf Schreckliches vorbereitet, aber als das Ereignis dann eintrat, wirkte es doch wie Donnerschlag: viele waren über Nacht zu Bettlern geworden, andere aus dem Behagen des Reichthums in die Sorgen einer kleinbürgerlichen Existenz geworfen. Es gab solche, die den ungeheuren Wechsel des Schicksals nicht ertrugen und sich tödteten. Dennoch gieng die eigentliche Lebenskraft des Staates auch aus dieser Krisis unversehrt hervor, nur ein starker Besitzwechsel vollzog sich, an Stelle der zugrunde gegangenen Capitalisten, Grundbesitzer, Fabrikanten und Speculanten trat bald ein neues Geschlecht von Wohlhabenden, und Wien erschien nach wie vor als eine behagliche Stadt, wo viel genossen und wenig gedarbt wird. Die Colonialsperre, die Napoleon über den unterworfenen Continent verhängt hatte — es durften keine Waren aus England eingeführt werden — brachte manche Entbehrung, manche Unbequemlichkeit, aber sie erweckte auch neues Leben in der Industrie: alles suchte nach Surrogaten und es galt für patriotisch, diese der echten fremden Fabrikation vorzuziehen, ein Fürst Liechtenstein duldete nur Ahornzucker in seinem Haus. Viele Erfindungen wurden gemacht, deren Unwert sich später wieder herausstellte, die aber für einen Augenblick doch Geld und Ansehen eintrugen: es wimmelte von Patenten. In einer Gesellschaft besprach eine Dame den großen Aufwand, den sich seit einiger Zeit ein Subalternbeamter von sehr geringem Gehalt erlaube. „Hat seine Frau Vermögen?“ fragt sie. „Das nicht,“ ist die Antwort, „aber er hat ein Patent.“ Eine schwindelhafte Betriebsamkeit, wie sie ihresgleichen erst wieder in den neuesten Zeiten gefunden hat, war so die mittelbare Folge des Bankrotts. Nur die Oberfläche jedoch bewegte sie, die Tiefen der Gesellschaft, den Kern des Bürgerthums und des Adels, die Landleute, den Handwerkerstand kränkelte sie nicht an, die allgemeine Moral blieb unerschüttert.

Auch ward der Antheil, den Wien in der Stadionschen Zeit an der neuen deutschen Bildung genommen, nicht wieder aufgegeben. Friedrich Schlegel und Adam Müller blieben in Wien: jener hielt nun seine Vorlesungen über neuere Geschichte, dieser über die schönen Redekünste. Clemens Brentano aus Frankfurt las im Hause der Karoline Pichler seinen Roman „Die Gründung von Prag“ vor. Der junge Theodor Körner, ein enthusiastischer Verehrer und Nachahmer von Schiller, kam als Dramaturg des Burgtheaters hieher und ward hier eben

durch diese Bühne zu neuen Schöpfungen angeregt, — so sagt er wenigstens selbst in einem Gedichte:

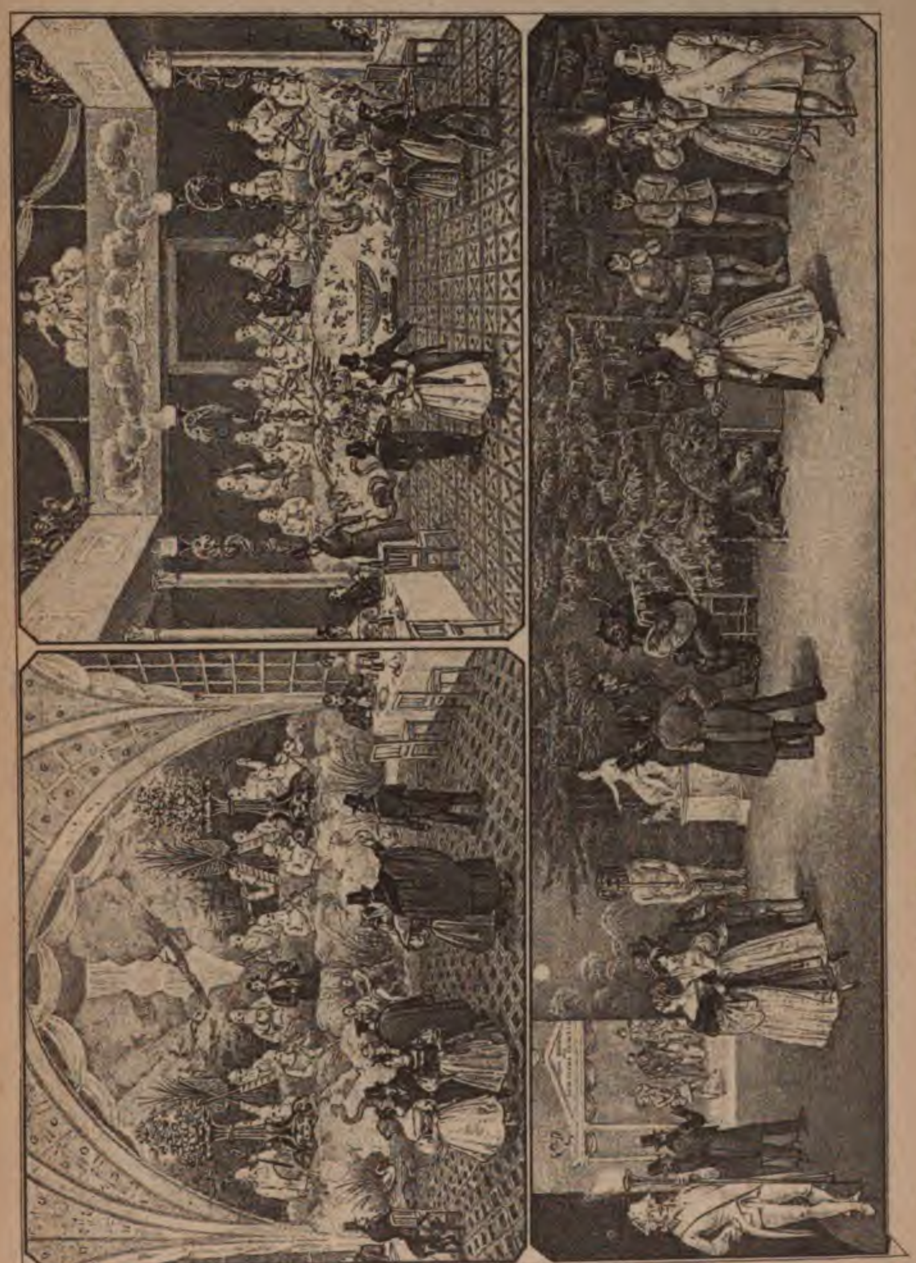


Fig. 58. Das Elysium in den Kellerräumen des Seitzerhofes 1834.

Still kam der Jüngling aus dem tiefern Norden,
Trat zu dem Tempel auf geschmückten Wegen,
Wo sich Thaliens laute Freuden regen
Noch klang sein Lied in schüchternen Accorden.

Und sieh', da öffnen sich des Tempels Pforten,
Zwei Genien*) schweben freundlich ihm entgegen,
Reich ausgeschmückt mit aller Musen Segen
Und rufen ihn mit sanften Himmelsworten.

Er tritt herein, noch schwanken seine Füße
Noch schlägt das Herz, noch fühlt er sich beklommen
Und schauern nur macht ihn das heil'ge Schweigen,

Doch Muth! Verhallen auch die ersten Grüße
Bedeutungslos, der muss zum Ziele kommen,
Dem Kunst und Anmuth so die Hände reichen.

Körner verlobte sich in Wien mit der Hofschauspielerin Antonie Adamberger. Dieser sind mehrere der schönsten seiner Gedichte gewidmet, auch hat sie in seinem Schauspiel „Tony" die Titelrolle gespielt und nach der Aufführung richtete er beglückt diese Verse an sie:

Was ich im Liede erschuf, die stillen Gedanken des Sängers
Trägt Dein liebender Hauch freudig zum Leben, zum Licht,
Hier in der Brust ich fühl's, trag ich eine Welt voll Gesänge
Und wenn die Liebe mich führt, löst sich melodisch der Sturm.

Aber mächtig ergriffen den Jüngling auch die stolzen Erinnerungen an achtzehnhundert neun, die ihm in Wien und auf den Gefilden von Aspern entgegentraten: er besingt diesen „heiligen Boden", wo „der Deutsche seine Kraft verbürgte," er klagt, dass er damals nicht dabei gewesen, dass:

„. . . . wo Brüder Sieg und Freiheit fanden
Ich trotz Kraft und Jugend doch gefehlt."

Hier am Donauufer, gegenüber von der denkwürdigen Wahlstatt, thut er das Gelübde, in seinem Herzen nie Friede zu schließen mit dem Unterjocher:

„Das Schicksal kann den stärksten Mann zerschmettern
Doch seinen ehr'nen Willen beugt es nicht."

Solche Klänge hatte in Wien schon Josef Collin, der jetzt, noch in Jugendkraft, aus dem Leben schied, in Gedichten und Trauerspielen angeschlagen, nun erneuerte sie mitten in dem genussfrohen, üppigen Wien der Gast aus dem deutschen Norden.

---

*) Gemeint sind hier zwei junge Schauspielerinnen, die er am 17. Jänner 1812 in dem Stück „Der Domino" sah.

In diesen Jahren, nach achtzehnhundert neun, ist auch Goethe erst recht heimisch in der Wiener Gesellschaft geworden. Durch mehrere Curreisen nach Karlsbad war er mit österreichischen Aristokraten in freundschaftliche Beziehungen getreten, ein Graf Dietrichstein setzte seine Lieder in Musik, mit der Gräfin O'Donnel, die Palastdame der Kaiserin war, unterhielt er einen regen Briefwechsel, an die Kaiserin selbst, die ihn wie eine göttliche Erscheinung entzückte, richtete er tiefempfundene poetische Huldigungen. So ward er bald in den vornehmen Kreisen von Wien sehr bekannt, im Februar 1811 konnte ihm Gentz schreiben, dass sich hier ein Mädchen von siebzehn Jahren schämen würde, nicht mit allen seinen Werken vertraut zu sein. Und noch ein anderer Genius, diesem ebenbürtig, berührte damals mit seinem Flügelschlag mächtig die edleren Geister unserer Heimatsstadt: Beethoven, der Liebling des erlauchten Priesters Erzherzog Rudolf. Eine junge Deutsche, die 1810 nach Wien kam, schildert uns, wie er da in einer großen Musikprobe das Orchester dirigierte: „Kein Kaiser und kein König," ruft sie aus, „hat so das Bewusstsein seiner Macht und dass alle Kraft von ihm ausgeht, wie dieser Beethoven. . . . Dort stand er so fest entschlossen, seine Bewegungen, sein Gesicht drückten die Vollendung seiner Schöpfung aus, er kam jedem Fehler, jedem Missverstehen zuvor, kein Hauch war willkürlich, alles war durch die großartige Gegenwart seines Geistes in die besonnenste Thätigkeit versetzt. Man möchte weissagen, dass ein solcher Geist in späterer Vollendung als Weltherrscher wieder auftreten werde.*)

Die Regierung stand der geistigen Bewegung auch nach Stadions Abgang — es war ihm bald nach dem Wiener Frieden der bisherige Botschafter in Paris, Graf Metternich, im Ministerium gefolgt — nicht unfreundlich gegenüber: die „Vaterländischen Blätter" dauerten fort, Friedrich Schlegel durfte in Wien 1812 und 1813 ein Journal „Das deutsche Museum" herausgeben, dessen Tendenz durchaus deutsch-patriotisch und dessen Mitarbeiter fast alle Deutsche aus dem Ausland waren. Hier hat der Hesse Jacob Grimm, der nachmals um die Geschichte unserer Sprache sich so hoch verdient machen und durch seine Sammlung von Kinder- und Hausmärchen vielen Geschlechtern reine Freude bereiten sollte, zuerst seine Ansichten über Sage und Geschichte ausgesprochen; hier der Rheinländer Guido Görres, der später — achtzehnhundert vierzehn und fünfzehn — herrlich beredt für die deutsche Sache in Europa eingetreten ist, durch Mittheilungen aus einer alten Chronik das Interesse an der deutschen Urzeit lebendig zu erhalten gesucht; andere haben darin auf die lang verachteten Denkmale der Malerei und Baukunst aus dem Mittelalter Deutschlands die Aufmerksamkeit gelenkt oder in schwungvollen Gedichten Ereignisse der Gegenwart — wie das Gottesgericht von Moskau — besungen. Die merkwürdigste Erscheinung dieser Wiener Zeitschrift war aber ein Aufsatz des

*) Dies schrieb Bettina von Arnim in der Erdbergerstraße im Birkenstock'schen Hause.

sächsischen Obersten Rühl über den Krieg. Am Vorabend einer ungeheuren Entscheidung — Russland und Preußen hatten sich gegen den flüchtig aus Russlands Steppen rückkehrenden Napoleon vereinigt, es handelte sich darum, ob Österreich ihrem Bunde beitreten würde — stellte dieser Schriftsteller den Gebildeten unserer Stadt den Krieg als etwas Großes und Sittliches hin, rief er denen, welche da meinten, das höchste Ziel aller Cultur müsse die Abschaffung der Kriege sein, die harten Worte zu: ein ewiger Friede wäre „der Untergang aller politischen Würde und alles bürgerlichen Glücks."

Wie wenig entspricht es denn auch der Wahrheit, wenn man in Büchern liest: in Österreich, in Wien sei alle Begeisterung an dem Freiheitskampf der Nationen gegen die französische Übermacht mit dem Jahre achtzehnhundert neun

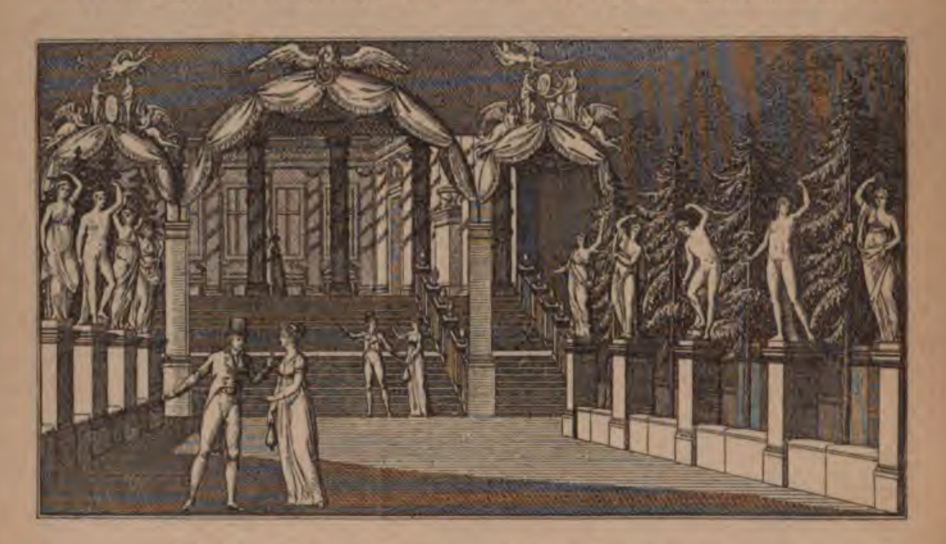


Fig. 59. Der große Apollosaal mit Ansicht des Eintrittsaales.

erschöpft gewesen, an der großen Bewegung von anno dreizehn habe man keinen Theil genommen. Was will es sagen, dass Karoline Pichler erzählt, man hätte in Wien Theodor Körners Entschluss, Stellung und Braut zu verlassen, um unter die preußischen Fahnen zu eilen, angestaunt und nicht begriffen! Dies mögen ältere Damen am Kaffeetisch, mögen einzelne Ängstliche und Kleinmüthige gethan haben, aber im Geist der Gesellschaft lag es nicht. „Nicht mehr Treue, Muth und gerader unbestochener Sinn ist in irgend einem Volk als in diesem," schrieb im Frühjahr 1813 ein englischer Officier in seine Heimat, „es hat noch nie Frieden mit Napoleon gemacht." Der junge Eipeldauer eiferte in seinen Briefen gegen diejenigen, welche meinten, Kaiser Franz werde die französische Partei ergreifen: „Solche Leute," sagte er, „haben freilich kein *Vaterland und* sind sozusagen nirgends zu Hause. Was aber die guten

Patrioten sind und überhaupt das ganze österreichische Volk, die können halt schon gar nicht glauben, dass der redliche Kaiser sich dazu soll brauchen lassen, Deutschland ganz unter fremden Pantoffel zu bringen." Flugschriften, im Geiste jenes Obersten Rühl geschrieben, suchten die Friedliebenden und Hoffnungslosen mit fortzureißen. In einer derselben wird dargestellt, um wie viel glücklicher der Österreicher immer noch lebe als die Bevölkerung der deutschen Nachbarstaaten, die sich aller Segnungen der napoleonischen Gunst erfreuen. „Geht auf ihre Felder," heißt es da, „Ihr findet sie von den Hufen der Rosse ihrer sogenannten Beschützer zertreten oder von Weibern bestellt; geht in ihre Werkstätten! Ihr findet sie stille stehn. Geht in das nördliche Deutschland, nach Holland, nach Italien! Fragt einmal nach den Mauthgesetzen! Denkt, wenn ihr, an die Linien Wiens von einem Spaziergang zurückkommend, Euch alle, Männer und Weiber, einer ebenso lästigen als die Schamhaftigkeit beleidigenden Untersuchung eines Heeres von Mauthbedienten unterwerfen müsstet, die zur Aufrechterhaltung des Continentalsystems den Krieg mit England in den Taschen der Bürger führen." Ein solcher Zustand sei aber zu erwarten, wenn man, auf Napoleons Dankbarkeit bauend, müßig zusehe, wie er Preußen und Russland nochmals niederwerfe. In den Krieg gegen Napoleon aber träte Österreich jetzt mit ganz andern Aussichten ein als vier Jahre zuvor. Wenn es damals allein den Sieg von Aspern habe erringen können, sollte es diesmal im Verein mit so vielen Nationen den ohnehin schon geschwächten Tyrannen nicht endlich ganz zu vernichten imstande sein? Zuletzt werden die Verzagten, die sich ihre furchtsamen Zweifel durchaus nicht ausreden lassen wollen, beschworen, diese wenigstens für sich zu behalten. „Ihr andern aber," so schließt die kräftige Rede, „redliche biedere Deutsche, Mitbrüder! Schließt einen engen Kreis der Liebe, des Gehorsams und Vertrauens um Euren Monarchen!"*) In einer andern Schrift, die in Wien zwei Auflagen erlebte,**) wird Spanien, das für seine Unabhängigkeit allein so verzweifelte Kämpfe geführt habe und noch führe, noch einmal als leuchtendes Vorbild aufgestellt. „Auch wir," heißt es darin, „wollen als gleiche Söhne des kaiserlichen Vaterlands uns für Kaiser und Vaterland erheben und einen undurchdringlichen Heerbann bilden zur Erkämpfung des Friedens." Alles dies war nicht umsonst gesagt: so wie das österreichische Manifest — aus der Feder von Gentz — in der Wiener Zeitung erschienen war (19. August), fand Körners Beispiel auch in der österreichischen Jugend begeisterte Nachahmung. Zwei Schüler Julius Schnellers, ein Graf Chorinský und Kumar, eilten nach dem Norden, um nie wiederzukehren; der junge Dichter Georg Fellinger versank in unheilbare Melancholie, weil ihn seine geschwächten Augen zum Militärdienst untauglich

*) „Ein Wort zu rechter Zeit eines Österreichers an seine verzagten Mitbürger" 1813.

**) Das Jahr 1813 oder: Warum haben wir Krieg. 1813, August. (Wiener Stadt-Bibl.)

machten. Die „Vaterländischen Blätter" veröffentlichten im November den „Brief eines Sohnes an seine Eltern", geschrieben nach Durchlesung des Manifestes Sr. Majestät des Kaisers vom 17. August 1813: Der kaum dem Knabenalter entwachsene Jüngling beschwört die Seinen darin, ihr grausames Verbot aufzuheben und ihn mit ins Feld ziehen zu lassen. „Heil dem Vaterland, das viele solche Söhne zählt!" setzte der Herausgeber der Blätter hinzu. Karoline Pichler schrieb nun „unter Thränen fürs Vaterland" das deutsch-patriotische Stück „Heinrich von Hohenstaufen", das im Burgtheater zur Aufführung kam, und — nach der Schlacht von Leipzig — eine Cantate „das befreite Deutschland."

Allerdings die Regierung hat es 1813 an so lauten Kundgebungen, so eindringlichen Aufforderungen an den Patriotismus und die Thatkraft der Bewohner, wie sie 1809 von ihr ergangen waren, fehlen lassen. Aber sie bedurfte derselben auch nicht so wie damals. Was man immer zu vergessen scheint: es war diesmal keine Volksbewaffnung zu organisieren, die Landwehr bestand ja, sie trat auch sogleich mit Beginn des Feldzugs in Action. Und die Landwehr war dem österreichischen, dem Wiener Volk schon recht ans Herz gewachsen. Wieder belehren uns hierüber die vergilbten Blätter der amtlichen Zeitung. Da verpflichtet sich der Hausbesitzer in der Rossau, Paul Röger — er bekleidete auch einmal das Richteramt auf diesem Grund, eine abgelegene Gasse führt da seinen Namen — für zwei Mann während des ganzen Feldzugs den Unterhalt zu bestreiten, ein Johann Baptist Haas verheißt vom 30. September an sechs Landwehrmännern eine monatliche Zulage von fünf Gulden, der Leder- und Handschuhfabrikant auf der Landstraße Stephan Gelly will sich der zurückgelassenen Kinder eines Landwehrmannes annehmen, bis der Vater zurückkommt, ein blinder Harfenspieler Franz Schwarz spendet den Erlös einer Production — neunzig Gulden — für die Verwundeten, die Innung der Wagner gibt hundert Gulden, die der Hutmachergesellen auf Anregung Gottlieb Hagedorns und Heinrich Molles hundert zwei- und fünfzig Gulden, im Grundgericht Wieden allein werden für die bei Leipzig Verwundeten und die Witwen der dort Gefallenen zwölfhundert neun und vierzig Gulden gesammelt: dies sind einzelne Beispiele, genug, auch 1813 hat Wien seinen vollen thätigen Antheil an den großen Weltkämpfen genommen.

Die Siegesnachrichten erregten unbeschreiblichen Jubel: die Wagen der Boten wurden jedesmal von Volkshaufen umringt und wie im Triumph geleitet. Auf die Kunde von der Leipziger Schlacht insbesondere verbreitete sich eine Art Trunkenheit in der Stadt: Unbekannte umarmten sich auf offener Straße, das tausendjährige Reich schien angebrochen.

Die nationale Bewegung überdauerte in Wien aber selbst den Befreiungskrieg. Zeugnis davon geben die Volks- und Jugendschriften des redlichen *Leopold Chimani*; *seine* 1815 erschienenen „Schönen Züge aus dem öster-

reichischen Kaiserstaat" sind voll von Erinnerungen an die eben beendeten Kämpfe, da finden wir einen Lobgesang der Deutschen nach der Schlacht bei Leipzig, ein Gedicht „des deutschen Mädchens Wunsch und Vorsatz im Kriegsjahr 1813 und 1814". Eine Strophe lautet darin:

„Will künftig nicht mehr nach Modetand
Aus fremdem Land verlangen,
Was der Fleiß erzeugt im Vaterland
Damit will ich einzig prangen.
So lang schnitt Frankreich uns Kleider und Schuh
Und mit diesen schnitt es die Länder uns zu.
Hinweg mit dem fränkischen Modespiel
Mein Deutschland hat echten Schmuckes so viel!"

Ganz ähnlich sagt Karoline Pichler im selben Jahr:

Die Deutsche muss in deutschen Kleidern prangen
Nicht von dem Ausland das Gesetz empfangen,
Das sollen uns're Fürstinnen uns geben
Mit hohem Sinn für deutschen Frauenstand.

Die Heere der Verbündeten zogen endlich in Paris ein, Napoleon ward seines Thrones verlustig, Frankreich in seine alten Grenzen zurückgedrängt, der Frieden geschlossen. Kaiser Franz kam in seine getreue Hauptstadt zurück, mit ihm als seine Gäste der Kaiser von Russland und der König von Preußen. Zum Gedächtnis dieses feierlichen Einzugs steht heute noch das äußere Burgthor da, am zehnten Jahrestag der Leipziger Schlacht wurde es eröffnet. Wie weit überragen dieses Denkmal heute die umliegenden Bauwerke! Aber es mahnt an eine größere Zeit als die Paläste gegenüber und kein Wiener wird es je missen wollen.

Das Erscheinen der verbündeten Monarchen in Wien eröffnete eine Zeit rauschender Feste, von denen schon viel erzählt worden ist. Am ersten Jahrestag von Leipzig war das große Volksfest im Prater, wo der Kaiser vierzehntausend Grenadieren zwischen dem Lusthaus und dem Praterstern in der Hauptallee ein fröhliches Mahl bereitete: alle die da aßen und tranken, hatten die große Entscheidung mitgekämpft.*) Wenn sie das Wohl des Kaisers ausbrachten, war es wie Donnerrollen und bis in die fernsten Vorstädte hörbar. Viele andere Feste, zum Theil nur von den Großen, zum Theil auch vom Volk gefeiert, folgten in bunter Reihe: im Augarten, in der Winterreitschule, im Apollosaal. Dazwischen wurden in der Staatskanzlei auf dem Ballplatz die Berathungen über die künftige Gestaltung Europas geführt: da waren wieder einmal die Blicke der Welt nach Wien gerichtet. Das deutsche Volk freilich war nicht befriedigt von dem, was da beschlossen ward, feurige Patrioten sprachen selbst von

*) S. das Bild S. 175, Fig 51.

Verrath und Treubruch, der zu Wien von den Fürsten ausgebrütet werde. So schlimm war es wohl nicht, aber Entschließungen des großen Augenblicks würdig sind nicht gefaſst worden, das hat selbst Goethe, der in allen politischen Dingen sehr kühl urtheilte, ausgesprochen. „Hat vielleicht willkommene Sage Vaterland und Reich gegründet?" fragt er im Januar 1815 in einem Gelegenheitsgedicht:



Fig. 60. Strauß Johann d. Alte.

„Haben sich die Allgewalten
Endlich schöpferisch entschieden
Aufzuzeichnen, zu entfalten
Allgemeinen, ew'gen Frieden?"

Die Antworrt gibt er gleich selbst dazu: sie lautet „Nein!" — Eine der wichtigsten Fragen der Zeit war die, ob das deutsche Reich wieder hergestellt *werden sollte.* Die öffentliche Meinung in Deutschland war sehr dafür: daſs

alsdann wieder Kaiser Franz die alte Krone tragen müsse, war ganz unbestritten, nicht nur in Schwaben, in den ehmaligen Reichs- und Bischofstädten dachte man so, auch im Norden: zu Frankfurt am Main hat schon 1813 eine Deputation der Hansestädte bei Kaiser Franz und Metternich vorgesprochen und ihre Kaiser- und Reichstreue versichert. Jener Görres aber schrieb 1814 in seinem „Rheinischen Merkur": „Alt und Jung, Groß und Klein in Deutschland sage zum Congress: Einen Kaiser sollt ihr uns wiedergeben, wie wir seit unvordenklichen Zeiten ihn gehabt. . . . Ihr dürft nicht suchen, wo Ihr diesen auffindet, er ist nicht verborgen vor Euren Augen, er ist keinem Herzen fremd, alle rufen nach ihm mit freier voller Stimme, ihm dem Bewährten haben alle längst die Würde zugesprochen." Selbst in Preußen wäre die Aufrichtung des alten Reiches unter Habsburg-Lothringens Scepter damals auf keinen großen Widerstand gestoßen, der Kronprinz war ein erklärter Freund dieses Gedankens und ein ostpreußischer Dichter, Max von Schenkendorf, hat darüber so begeisterte Lieder gedichtet, dass man ihn den Kaiserherold nennen konnte. Es liegt am Tag, welch große Bedeutung eine solche Wiederherstellung für unsere Stadt gehabt hätte: sie wäre bei so überaus gesteigertem Einheitsstreben der Nation in viel höherem Maß als je zuvor politischer Mittelpunkt von Deutschland gewesen, ihre gesellschaftliche, literarische und wirtschaftliche Stellung wäre eine ganz andere geworden. Dadurch hätte aber dann wieder das deutsche Element in Österreich einen gewaltigen moralischen Rückhalt gewonnen. Indes, es sollte nicht sein, Österreich verzichtete auf die Führerschaft im Reich, begnügte sich mit dem Präsidium des deutschen Staatenbundes, der zu Wien gegründet ward. Die deutsche Nation war nicht befriedigt davon, unsere Stadt aber ist sich der Tragweite dieses Ausgangs für ihre eigene Entwicklung damals nicht bewusst geworden. Und diese war doch in der That ungeheuer groß. Was 1806 noch wie ein Provisorium scheinen konnte, wurde nun erst recht bestätigt: Nicht auch die Hauptstadt eines deutschen Reiches, sondern bloß des vielsprachigen Kaiserthums Österreich sollte Wien fürderhin sein.

XII.

„Es gibt nur a Kaiserstadt."

Während aller dieser Welterschütterungen — Zerstörungen und Neugestaltungen — die das Vierteljahrhundert von der Thronbesteigung Leopold des Zweiten bis zum Wiener Kongress ausfüllen, hat sich auch das Äußere unserer Stadt nicht unwesentlich verändert. Dazu trug zweierlei bei. Einmal wirkte das durch so viele Josephinische Verfügungen geweckte Bestreben fort, alles was ans Mittelalter erinnerte — dunkle winkelige Gassen,

vorspringende Häuser mit Erkern und Giebeln, Klostergemäuer, Thürme, alles Unregelmäßige, Seltsame, Geheimnisvolle — zu vernichten. Dann aber drang in den neunziger Jahren, und mehr noch um die Wende des Jahrhunderts ein breiter Strom von Einwanderern aus Süd- und West-Deutschland — deutsche Patrioten, die die Franzosenherrschaft dorten vertrieb, — nach Wien herein; eine arge Wohnungsnoth war die Folge, die Miethspreise stiegen ungemein, es gab Stimmen die gewaltsame Maßregeln riethen: „Entfernung aller unnützen und entbehrlichen Bewohner, aller müßigen Rentierer und schädlicher Negotianten“. Die innere Stadt bot wenig neuen Raum, aber in den Vorstädten gab es noch genug an Äckern, Wiesen, Gärten oder Gründen, da wurde nun viel verkauft, parcelliert, verbaut. Denkwürdige Bauwerke sind dabei keine entstanden, beinah alle die Häuser, die da innen oder außerhalb der Mauern emporwuchsen, tragen den Stempel der nüchternsten Verstandesmäßigkeit; die Reaction gegen das Aufklärerwesen, die sich auf dem geistigen Gebiet, in Literatur und Gesellschaft doch auch schon in Wien erhoben hatte, wirkte noch lange nicht in die Architectur hinüber.

Den Anfang zu den baulichen Veränderungen dieser Periode hat in der inneren Stadt die Entfernung der Häuser vor dem Portal der Stephanskirche, von der wir schon erzählt haben, gemacht.*) Große Umwandlung erfuhr im folgenden Jahrzehnt der hohe Markt: im Jahre 1800 kaufte ein Freiherr von Fellner sechs alte Häuser zwischen dem Markt und der Krebsgasse und baute an deren Stelle — wie ein Chronist der Zeit sich ausdrückt „ein herrliches, ganz regelmäßig geformtes, angenehmes Gebäude, das der Stadt eine wahre Zierde gewähret.“ 1805 hat der griechische Großhändler Sina das Haus gekauft, jeder kennt es heute unter seinem Namen. Fellner kaufte zugleich auch das alte Brunnenhaus, das gegen die Wipplingerstraße den Platz verengte und seinem Neubau die Aussicht nahm. Er ließ es abbrechen. In der Adlergasse ward über dem kais. Kupfer- und Salzmagazin, ganz nah der Stadtmauer jenes Gebäude aufgeführt, das hernach das Müller'sche hieß; am 4. October 1798, dem Namenstag des Kaisers, eröffnete der Besitzer, Hofstatuar Joseph Müller, darin eine Bildergallerie dem allgemeinen Besuche. Wir haben das Haus in unseren Tagen nach kaum hundertjährigem Bestand wieder in Trümmer sinken sehen. Merkwürdig, daſs man Kirche und Klostergebäude von Sanct Lorenz am alten Fleischmarkt bestehen ließ, so daſs diese Straße ihr ehrwürdiges Gepräge in dieser Periode noch erhielt. Aber an Stelle des Kölner Kaufhauses traten die Häuser, die heute die Nummer 1 — 4 der Köllnerhofgasse tragen.

Viele alte Häuser mit merkwürdigen Wahrzeichen verschwanden aus der Kärntnerstraße, so das „wo der Esel in der Wiege liegt“: 1795 ward es

*) Die Abbildung S. 164 — aus dem Jahre 1806 — zeigt den Platz vor dem Dom schon frei.

mit dem anstoßenden Höllenriederschen Haus in die jetzige Nummer 21 verbaut. Auch die Häuser „Zur Stadt Nürnberg" (an Stelle von Nr. 11) und „Zum Greifen" (Nr. 31) wichen damals neuen Bauten, die heute noch stehen. Andere sind inzwischen wieder hinweggeräumt, so das an der Ecke der Himmelpfortgasse. Nachtrauern wird solchen Häusern niemand, unter allen denen, die wir bis jetzt nennen konnten, ist nicht eines, das den Wanderer zu aufmerksamer Betrachtung einlüde.



Fig. 61. Ferdinand Raimund.

Erst jenseits der Kärntnerstraße stoßen wir auf einige bedeutendere Baudenkmäler jener Zeit; auf dem Rest der Burgbastei, der — den Gleichmachern ein Ärgernis — nahe der Augustinerkirche noch steht, erhebt sich der Palast Erzherzog Albrechts. Diesen hat im Jahre 1802 Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen erbauen lassen. Dazu ward außer einem dort schon befindlichen Hause des Herzogs auch ein Tract des Klosters verbaut, wofür der andere Flügel desselben ein Stockwerk aufgesetzt erhielt. Nach

ein herrliches Denkmal anderer Art verdankt Wien Herzog Albrechten: Das Mausoleum, das er von dem italienischen Bildhauer Canova 1803 seiner dahingegangenen Gemahlin Marie Christine in der Augustinerkirche setzen ließ*). Und gehen wir ein paar Schritte weiter: das Reiterstandbild Kaiser Josephs stammt gleichfalls aus dieser Periode; Franz I. hat es kurz vor seiner Vermählung mit Maria Ludovica, im Jahre 1806, dem großen Oheim dankbaren Sinnes errichten lassen. Der Künstler, der es schuf, hieß Franz Zauner. Er gehörte einer bereits am Ende des achtzehnten Jahrhunderts aufgekommenen Schule von Bildhauern an, die das Kleinlich-Zierliche der Rococozeit verschmähten und ihre Vorbilder wieder unter den großen Resten des griechischen und römischen Alterthums suchten. Dabei hielten sich die einen mehr an das Zarte und Liebliche — Canova gehört zu diesen — die andern an das Herbe, Strenge und Großartige; ihnen ist Zauner zuzuzählen. In der Tracht eines römischen Imperators schmucklos und einfach, aber voll hoher Würde und sittlichen Ernstes stellte er Josephen dar, es ist ein Monarch wie man etwa Titus denkt, den die Römer die Wonne der Menschheit nannten oder den weisen Hadrian; der deutsche Fürst, der in so vielen Geschichten des Volkes immer noch lebt, der schlichte Sohn Maria Theresiens ist es nicht. Diesen nachzubilden lag der damaligen Kunst ferne. Indes so wie sie ist, zählt diese Statue dennoch zu den schönsten Zierden unserer Stadt. Sie ward enthüllt am 27. November achtzehnhundert und sieben. Die lateinische Inschrift besagt: „Kaiser Joseph der Zweite, der dem Wohl des Volkes lebte, nicht lange aber ganz." Hier ist der Ort, auch einiger Veränderungen zu gedenken, welche die Kaiserburg damals erfahren. Die sogenannte spanische Bastei, zwischen dem Palaste Herzog Albrechts und dem innern Burgthor gelegen, hatte schon Kaiser Joseph durchbrochen, zwischen dieser und der Stadtmauer, Alleen und Rasenplätze anlegen lassen. Unter Kaiser Franz wurden diese Anlagen erweitert und Kaffeewirten gestattet, sich da niederzulassen. So entstand hier in unmittelbarer Nähe der kaiserlichen Wohnung ein Belustigungsort, der in der schönen Jahreszeit bei guter Beleuchtung bis in den späten Abend stark besucht war**). Im Jahre 1804 ließ Kaiser Franz den Spanier ganz abbrechen und der Leopoldinische Tract erhielt nun jenen Vorsprung gegen den Paradeplatz, in welchem der Rittersaal Platz fand.

Wenden wir uns wieder in die Stadt zurück. Das Stift Klosterneuburg, wie wir wissen, Erbe des aufgehobenen Klosters von Sanct Dorothea, führte auf dessen Grund und Boden zwei stattliche Neubauten auf, die noch heute in seinem Besitze sind: die Eckhäuser der Plankengasse gegenüber von der protestantischen Kirche. Dabei fand auch die Plankengasse, die früher nur bis in die Spiegelgasse gereicht hatte, ihre Verlängerung bis in die Dorotheergasse. Der Theil der Klostergebäude, den das Ärar an sich gebracht,

*) Abbildung S. 171, Fig. 50. **) S. die Abbildung S. 147.

blieb dagegen in der alten Form bis auf den heutigen Tag bestehen; das Portal der Kirche fällt jedem Vorübergehenden auf. In der Spiegelgasse war schon 1795 der Seckauerhof abgebrochen worden, an seiner Stelle steht jetzt Haus Nr. 21, wo Grillparzer lebte und starb. Am Kohlmarkt ward das alte Dreilauferhaus mit zwei Nebenhäusern in das große Gebäude umgebaut, das jetzt die Ecke gegen die Herrengasse bildet; das Schild des Kaufmannladens darin mahnt noch an das verschwundene Häuserzeichen. In der Herrengasse erinnert uns zuerst der Liechtensteinische Palast an diese Bauperiode; er ist 1792 an die Stelle von vier kleinen Häusern getreten. Der alte Schottenhof mit seinen mannigfachen aus verschiedenen Zeiten stammenden Gebäuden blieb unberührt; auf der Freiung, in der Renngasse, im tiefen Graben, am Hof veränderte sich nur wenig. Der Graben reichte auch am Ende dieses Zeitraums nur von der Habsburgergasse bis zur Spiegelgasse, die Häusercomplexe, die ihn oben und unten schlossen, wichen noch nicht. In der Wallnerstraße baute Fürst Eszterhazy sich aus drei Häusern sein stattliches Palais. Judenplatz, Färbergasse, Wipplingerstraße haben manches alte Haus damals fallen sehen. Am Hause Nr. 3 von „Stoß im Himmel" nennt uns ein schönes Steinbild das Erbauungsjahr 1798. Zwischen der Kirche am Gestade und dem Salzgries verwitterte das graue Gemäuer des Passauer Freihofes, schon zum Abbruch bestimmt, aber dennoch diese Periode noch überdauernd; das Polizeihaus im einstigen Kloster der Siebenbüchnerinnen ward erweitert, verbessert nicht: es war damals schon, wie Besucher es uns schildern, ein grauenhaft düsterer, pesthauchender Ort.

Der Weg von der inneren Stadt in die Vorstädte führte immer noch durch finstere Thorwege, enge Höfe, über Dammwege, an Magazinen, Wachhäusern und Hütten vorbei, über Gräben und Brücken, dann über das weite Glacis. Sich in die Vorstadt zu ziehen, wenn man Amt oder Geschäft in der Stadt zu besorgen, wenn man an dem geselligen Leben der Residenz Antheil nehmen wollte, galt noch als ein Wagnis: als die Familie Pichler sich dazu entschloss und eine Wohnung in der Alserstraße miethete, riethen Freunde und Bekannte dringend ab. Denn freilich, wenn stürmisches Wetter war — und wie häufig ist das in Wien! — bei Regen und Schnee, in später Abendstunde oder auch früh am Morgen bot der Weg über die häuserlosen Flächen, die sich allenthalben zwischen Stadt und Vorstadt ausbreiteten, Unangenehmes genug. Aber die Wohnungsnoth, die Theuerung, bisweilen auch der Mangel an Licht und Luft führte doch immer mehr Bewohner aus der inneren Stadt in die Vorstädte hinaus. Da musste sich denn auch hier Vieles rasch verändern. Doch haben die Vorstädte in dieser Periode ihren früheren Charakter als ländliche

Gemeinwesen noch nicht ganz verloren, immer noch siedelten sich Vornehme wie auf ländlichen Herrensitzen hier an, bauten sich Lustschlösser und pflegten weite Gärten.

Am wenigsten Veränderungen erlitt die Leopoldstadt. Doch wurden auch hier die Zollerschen und die Kammererschen Gartengründe verbaut, die beiden Schiffgassen erweitert, zwischen der Weintraubengasse, die gegen die Rothen Sterngasse keinen Ausgang hatte, mit dieser in Verbindung gesetzt, beim Scharfeneck das Dianabad (1800) eröffnet. Schon war das Gasthaus „zum Sperl" ein besuchter Vergnügungsort, um 1811 bestanden zehn Kaffeehäuser. „Immer werden die breiten Straßen für die Frachtwagen zu enge", sagt ein Chronist der Zeit von der Leopoldstadt, „die Ausladungsplätze für Güter zu klein, die Einkehrörter für Fremde von allen Nationen zu wenig. Vorzüglich findet man hier den Handel mit Wolle, Häuten, Tischler- und Sattlerarbeiten und Pferden blühend". Insbesondere der vierzehntägige Jahrmarkt zu Sanct Margareth brachte einen großen Zufluss von Fremden. Kein Wunder, dass sich jüdische Kaufleute wieder in größerer Anzahl hier niederließen, dass Griechen sich ihnen gesellten, aber den Kern der Bürgerschaft bildeten wie vor alters die Fischermeister, Schiffer und Gärtner.

Die Jägerzeile bildete noch immer eine eigene Vorstadt. Zwar den Richter setzte, wie wir uns erinnern, der Magistrat, aber die Grundherrschaft ward von Privaten ausgeübt; 1797 erwarben die Seeger von Segenthal sie, eine alte Familie, aus dem Chur'schen in der Schweiz stammend, ihre Sprossen leben heute noch hier in Wien und zu Feldkirch in Vorarlberg. Unten am Schüttel gab es auch einige Häuser, die dem Grafen Starhemberg-Eschelberg unterthänig waren. Im ganzen zählte die Vorstadt anno 1811 nur vierzig Häuser, wie jener Chronist uns meldet „fast jedes Haus ein Prachtgebäude", so dass die Jägerzeile damals die schönste und angenehmste Vorstadt war. Beinahe alle Häuser auf der rechten Seite der Praterstraße von Nummer 40 an — und bloß diese gehörten zur Jägerzeile — stammen aus dieser Bauperiode, nur 42, 44, 56 und 58, dann 68 sind später aufgeführt worden. An ihrer Stelle standen wohl die armseligen Hütten, über die noch 1819 die Briefe Eipeldauers klagen, im Verein mit ein paar steinernen „Boutiquen", die sich mitten auf der Straße befanden, verunzierten sie die sonst „herrliche Vorstadt".

Die Vorstadt Weißgärber, die 1801 durch die stattliche Franzensbrücke mit der Jägerzeile verbunden ward, erhielt ihr ländliches Gepräge ganz, hier wurde beinahe nichts gebaut, nur an Stelle des Hetztheaters, das 1796 abbrannte und auf des Kaisers Verbot — der milde Monarch konnte nicht begreifen, wie die gutmüthigen Wiener an dessen Schauspielen Gefallen finden konnten — nicht wieder hergestellt ward, erhoben sich einige neue Häuser:

es war dies an der Ecke der heutigen Zollamts- und der Holzgasse. Im übrigen gab es hier nur die ebenerdigen Hütten der Gärtner und Fleckſieder, von 108 Gebäuden kamen auf diese neunzig. Ein einziges Wirtshaus — „Zum Kegel" — ein einziges Kaffeehaus genügte den Bedürfnissen der Bewohner. Während in der Leopoldstadt drei Schulen waren, gab es hier nur eine; hiezu bemerkt unser Chronist: „Für den Unterricht der Kinder ist zwar durch eine Trivialschule gesorgt, allein in dem äußeren Anstand bringt man es doch nicht vorwärts, weil die Väter ihre Kinder zeitlich zum Gartenbau anhalten,



Fig. 62. Der Getreidemarkt 1845.

wodurch diese sich bald das Betragen der mitarbeitenden Taglöhner angewöhnen". Ähnlich war es mit dem anstoßenden Erdberg bestellt. Doch hat hier 1804 auf öden Gründen, an der Grenze gegen die Landstraße zu, der russische Botschafter, Graf Rasumowsky großartige Bauten begonnen: drei Paläste mit weitläufigen Gebäuden für Hausdienerschaft, Reitschule, Schloss-kapelle und Marstall, einen herrlichen Park, eine Allee, die zum Portal führte, eine Brücke über den Donaucanal: dies Alles erschuf der unermessliche Reichthum des Russen. Kaum aber war an die Krone des Werkes, den Winterpalast die letzte Hand gelegt, am Vorabend eines Festes, das den gesammten

Congress in dessen Räumen versammeln sollte, wurde all die Herrlichkeit ein Raub der Flammen. Für das öffentliche Leben dieses Grundes war von Bedeutung, dass es zweimal während dieses Zeitraumes Ortobrigkeit und Grundherrschaft wechselte. Denn der Reichsfreiherr von Haggenmüller verkaufte beides im März 1809, nachdem er sich noch kurz zuvor durch eine Armenstiftung ein Recht auf die dauernde Dankbarkeit der Gemeinde geschaffen, an den Fürsten Lobkowitz, und dieser wieder nach anderthalb Jahren an den Magistrat.

Eine bunte Mannichfaltigkeit zeigten immer noch die grundherrlichen Verhältnisse der angrenzenden Landstraße. Zwar Burgfriedensobrigkeit war seit unvordenklichen Zeiten der Magistrat als Erbe des Klosters Sanct Nicolai, auch kaufte er nun, da 1812 das Augustinerkloster bei Sanct Rochus aufgehoben ward, vom Staat die grundbücherlichen Rechte desselben, aber daneben hatten noch die Schotten und die Dominicaner, das Domcapitel von Sanct Stephan, das Bürgerspital, die Johanniter, Graf Starhemberg-Eschelberg und die Herrschaft Jägerzeil unterthänige Holden, ja es gab sogar Häuser die mehreren Dominien zugleich zinsten, wie das Haus zum heiligen Peregrin in der Hauptstraße, das für die Gebäude dem Magistrat, für den Garten den Schotten unterthan war, der Rasumoffskysche Besitz, wo sich Rechte des Magistrats, des Domcapitels und der Seeger von Segenthal begegneten, die Realitäten des Fürsten Metternich am Rennweg, die gar fünf Herrschaften verpflichtet waren. So verwickelte Verhältnisse gaben häufigen Anlass zu Streitigkeiten, insbesondere wollte der Magistrat so viel als möglich die übrigen Grundherren verdrängen, darunter litten nun freilich — wie ein Zeitgenosse klagt — die Hausbesitzer am meisten, weil sie ihre Besitzungen gewöhnlich zuletzt an beide streitführende Theile versteuern mussten.

Nichtsdestoweniger war Güterverkehr und Baulust gerade in dieser Vorstadt sehr lebhaft. Die Hauptstraße war schon zu Kaiser Josephs Zeiten durch Hinwegräumung der Kirche St. Nicolas und des anstoßenden Friedhofes gegenüber von der Rochuskirche*), erweitert worden; nun entstanden in der Nähe verschiedene neue Gassen, wie die Rochusgasse auf dem Gartengrund der Augustiner, dann das Plätzchen hinter diesem, wo sich 1806 das Gemeindehaus des Bezirkes erhob, es ist erst vor wenigen Jahren einem Neubau gewichen. Auch der Name der Beatrixgasse führt uns in diese Periode zurück, sie hieß früher Rabengasse, 1806 aber kaufte sich Beatrix von Este, die so viel Grund und Boden in Wien erstanden hat, hier an, baute und verschönerte. Denkwürdig in der Geschichte des Bezirkes ist auch, dass hier der Sieger von Aspern viele Jahre in Zurückgezogenheit verlebt hat; 1810 brachte er das jetzt mit Nr. 96 bezeichnete Haus der Hauptstraße an sich.

*) S. das Bild S. 139.

Seit 1797 gehörte zu den Merkwürdigkeiten dieses Bezirkes auch der Wiener Neustädter Canal, in dessen Bette heute das Geleise der Verbindungsbahn liegt. Die Aufdeckung einiger Steinkohlenplätze zwischen Neustadt und Ödenburg brachte den lang zuvor schon gehegten Plan dieser Anlage zur Ausführung. Im Frühjahr 1803 war sie vollendet und bald entwickelte sich ein lebhafter Schiffsverkehr thalauf und thalab. Nicht nur Steinkohlen, auch Brennholz und Ziegel kamen auf diesem Weg nach Wien herein, die vornehmste Rückfracht bildete Salz. Die Ufer des Canals waren bald mit Frachthöfen und Magazinen besetzt, insbesondere die griechischen Kaufleute, die schon im vorigen Zeitraum auf der Landstraße zahlreiche Niederlassungen besaßen,*) siedelten sich hier an. Mehr noch als in der Leopoldstadt herrschte dadurch in dieser Vorstadt reges Leben und Treiben. Oft sah man hier — an den Speichern rings um die bretterne Hauptmauth, hier am Canal, oder vor dem Packhof in der Ungargasse (jetzt Nr. 37) — lange Reihen von Lastwagen, „wahre Ungethüme mit mächtigen Gliedern," deren Ladefähigkeit bisweilen bis zu achtzig Meter-Centnern gieng: von zehn, zwanzig ja dreißig Pferden wurden sie gezogen. Insbesondere Baumwolle aus Makedonien und Schafwolle aus den Donaufürstenthümern brachten sie; wenn sie nach Wien kamen, hatten sie eine sechswöchentliche Reise hinter sich, frohen Muthes mit lautem Halloh zogen die fremdartigen Gespanne mit den kleinen muntern, klingelnden, geputzten Rossen bei der St. Marxerlinie herein, die Jugend der Vorstadt begleitete sie gaffend und schreiend bis in die Packhöfe. Als Rückfracht nahmen sie Tücher, Leinen und Posamentierwaaren, Goldgespinnste, Glas und Thonwaaren, Essbestecke, die Artikel der Kleineisenindustrie von Steyer und Waidhofen.

Auf dem Boden der Landstraße endlich vollzog sich in diesem Zeitraum die Erneuerung einer uralten, allen Wienern theuern Anstalt, die Kaiser Joseph, aller Selbstverwaltung gram, den Bürgern genommen und dem Staate gegeben hatte: des Bürgerspitals. So übel war es nach einigen Jahren staatlicher Verwaltung mit diesem bestellt, dass Kaiser Franz sich entschloss, den früheren Zustand wieder herzustellen. Aus Bürgern ward also im Jahre 1801 die Bürgerspitalswirtschaftscommission gebildet, an die Bürgerschaft ein Aufruf um Beisteuer für die Wiederbelebung der Stiftung gerichtet. Vor allem galt es, Kirche und Spitalhaus von Sanct Marks aus nahbevorstehendem Verfall zu retten, den Pfründnern sichere Obdach und einen Andachtsort für die nächste

*) Die Comtors hatten diese Kaufleute in der Stadt, im Steyrerhof, am Hafnersteig, auf dem Laurenzerberg und dem alten Fleischmarkt, in den beiden Bäckerstraßen, in der Schönlatern- und Köllnerhofgasse. Die Blütezeit der Wiener griechischen Niederlassung fällt in die dreißiger und vierziger Jahre, die Zahl ihrer protokollirten Firmen betrug damals einige hunderte. Die Namen Sina und Dumba, die jeder Wiener kennt, deuten auf diese griechische Einwanderung. Eine Kirche besaßen diese Fremden schon 1783, am Hafnersteig im Steyrerhof, sie war dem h. Georg geweiht.

Zukunft zu sichern. Alsogleich traten auch Stadt und Vorstädte, Innungen und Einzelne helfend ein, schon im Jahre 1802 war die Krisis überwunden: eine neue Zeit des Gedeihens begann für diese Schöpfung frommer Vorväter, laut bezeugend, dass einzig durch die Selbstthätigkeit der Bürger städtische Anstalten in Blüte erhalten werden mögen.

Auf der heutigen Wieden sind viele Gärtengründe verbaut worden: zuerst die der Witwe Lambrecht zwischen der Hauptstraße und dem Mittersteig gelegen, dann die der aufgehobenen Paulaner, die der Bürger Josef Neumann erstand, er zertheilte sie auf Bauplätze, die Gasse, die da hinter der Kirche entstand, ist nach ihm benannt. Auch die Lechner'schen und Preßler'schen Gärten zwischen Heu- und Alleegasse mussten um diese Zeit Wohnhäusern weichen.

Das sogenannte Freihaus auf der Wieden hat auch in dieser Zeit noch seinen eigenen Richter gehabt, den der Fürst Starhemberg einsetzte, ihm stand über die tausend Menschen, die in dem weitläufigen Hause damals schon wohnten, Ort- und Grundherrschaft zu. Dies war ja von Alters her so, wogegen der Schaumburgergrund, dem Grafen Gundacker Starhemberg von der Eschelberger Linie dienstbar, erst im Jahre 1808 zu einem besonderen Grundgericht erhoben wurde. Was hier dem Magistrat entzogen ward, gewann er durch Kauf von Reinprechtsdorf und der Gründe von Sanct Lorenz und Sanct Magdalena. Jenes erstand er 1795 vom Bürgerspital, diese in den Jahren 1799 und 1806 vom Religionsfond.

Der altstädtische Grund „Leimgrube und an der Wien" erhielt 1800 durch den Aufbau eines Theaters — es steht heute noch fast in der ursprünglichen Gestalt — Verschönerung und neues Leben. Aus der armseligen Bude im Freihaus übersiedelte Schikaneders Truppe schon im Sommer des nächsten Jahres dahin, mit des Directors heroischer Oper „Alexander" ward am 13. Juni 1801 das „Theater an der Wien" eröffnet. Zwölf Jahre später übernahm es der kunstsinnige Graf Ferdinand Palffy und nun erhob es sich rasch zu solchem Glanz, dass es beinah das Burgtheater in Schatten stellte.

Gumpendorf war nicht weniger grundherrschaftlich zersplittert als die Landstraße: der Magistrat, das Schotten- und Dominicanerkloster, das Domcapitel, Fürst Eszterházy und die Staatsgüterverwaltung hatten hier Grundbücher. So wie dort stand aber auch hier dem Magistrat allein die Ortsobrigkeit zu. Er verkaufte das alte Herrschaftshaus, zerstörte den großen Garten und theilte ihn in Bauplätze auf. Baulustige Käufer fanden sich bald, auch folgten dem Beispiel des Magistrats mehrere Bürger die Gärten auf diesem Grunde besaßen; an den reichsten von ihnen, Marchetti, erinnert noch der Name einer Straße.

In Mariahilf war das Domcapitel Ortsobrigkeit, doch hielt der Grundrichter von den Schotten die Gerichtstage in dessen Auftrag. Der größte Besitzer [illegible] Vorstadt war Fürst Eszterházy, der nach des großen Kaunitz Tod dessen

Palast und Garten hier gekauft hat. Hier wohnte während der Belagerung von 1809 der französische Gouverneur Graf Andréossy. Eine herrliche Sammlung von Gemälden machte das Schloss in den folgenden Jahren zu einer Sehenswürdigkeit Wiens.

Der anstoßende Spittelberg — einhundert acht und dreißig Häuser hinter den Hofstallungen — war 1795 zugleich mit Reinprechtsdorf aus des Bürgerspitals Herrschaft in die des Magistrats, übergegangen, also bereits städtischer Boden. Von hier aus begann an jenem schrecklichen Maitag 1809 General Bertrand bei einbrechendem Abend die Beschießung der inneren Stadt.

Die schottischen Gründe erfreuten sich unter ihren milden geistlichen Herren trotz so mancher schwerer Bedrängnis auch in diesem Zeitraum stets fortschreitenden Gedeihens. Auf den Abt Benno, den Gründer von Breitenfeld, folgte 1807 Andreas Wenzel, von gleichem Eifer für das gemeine Wohl erfüllt. Insbesondere der Ausbau des Schottenfeldes machte in dieser Periode einen großen Fortschritt, indem — zum Theil noch zu Bennos Lebzeiten — die gräflich Andler'schen sowie die Ditscheiner'schen Gründe an der Mariahilferstraße verbaut wurden: die Dreilaufer-, Andreas-, Richter- und Andlergasse sind dadurch entstanden. 1814 erhielt der Bezirk auch ein geräumiges Badhaus an der Ecke der Schottenfelder- und Lerchenfelderstraße. Viele von den Einwanderern aus Süddeutschland ließen sich hier nieder. Die Zahl der Fabriken wuchs überraschend schnell, es waren allein über zweihundert Seidenzeug- und Sammeterzeuger hier ansässig. So bildete denn im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts das Gebiet, das zu Jasomirgotts frommer Stiftung pflichtig war, eine ansehnliche Stadt von nicht weniger als tausend Häusern und an vierzigtausend Bewohnern. Seitdem aber der unternehmende Mechanikus Wolfsohn hier — an der Ecke der Ziegler- und Apollogasse — jene berühmten Säle gebaut hatte, die ein paar Jahre lang in ganz Europa genannt wurden, versäumte es auch kein Reisender, diesen Grund zu besuchen: er war noch am späten Abend so belebt wie sonst nur die innere Stadt.*)

In den nordwestlichen Vorstädten veränderte sich wenig. Am Rothen Hof verschwand das letzte Stückchen Weingarten innerhalb der Linien. Die Piaristen verbauten ihren Leichenhof und an der Stelle der Gärten um das Gasthaus zum goldenen Schlössel trat die Gasse, die dessen Namen bewahrt hat. In der Alservorstadt ward ein Theil des Dietrichstein'schen Gartens verbaut, die Gasse, die so entstand, hieß zuerst Quergasse: es ist die Wasagasse von heute. Der Strudelhof am spanischen Spital in der Karls- jetzt Waisenhausgasse, erfuhr einen Umbau, die freien Räume umher wurden zum Theil mit neuen Häusern besetzt. Zwischen dem untern Theil der Alserstraße und dem Schwarzspanierhaus ließ Fürst Niklas Eszterhazy in den ersten Jahren des

---

*) S. die Abbildung Fig. 59, S. 208.

Jahrhunderts an Stelle mehrerer kleiner Häuschen und einer Reitschule ein großes Gebäude aufführen — wir kannten es unter dem Namen Rothes Haus und sahen es vor kurzem der Haue zum Opfer fallen.*)

Die Vororte nahmen in dieser Periode immer mehr den Charakter von Sommerfrischen an. Besonders Hernals blühte empor, es sah viel vom Glanz der Congreßzeit: an der Ecke der Veronikagasse stand in einem schönen großen Park das Landhaus des Grafen Ferdinand Palffy, der viele herrliche Feste gab. In Döbling kaufte sich an der Ecke der Donaugasse die Kaiserin an, der Zögernitzgarten ist ein kümmerlicher Rest von dem Park, den sie dort hat anlegen lassen. In Weinhaus verbrachte lange Jahre, von 1815 bis 1832, der berühmte Friedrich Gentz den Sommer: er wohnte in dem Haus neben der Czartoriskischen Villa, das noch steht: in seinen Briefen und Tagebüchern kann er nicht genug den ländlichen Reiz dieses Aufenthalts rühmen, beklagt nur, dass die über Währing führende Straße gar so schlecht sei. Währing selbst konnte er indeß noch 1819 einer Freundin als sehr angenehme Sommerfrische empfehlen. Dagegen wurde im Südwesten der Stadt bereits die Anlage von Fabriken häufig: unmittelbar an den Linienwällen solche zu errichten, hinderte ein Bauverbot, das militärische Gründe hatte, aber in einiger Entfernung wuchsen dadurch Ansiedlungen empor, aus denen mehrere der späteren Vororte hervorgegangen sind: so Gaudenzdorf auf Klosterneuburgischem Grund, nach dem Abt Gaudentius, der das werdende Gemeinwesen, nach Kräften förderte, genannt. Die Dörfer Rustendorf, Braunhirschendorf, Reindorf, die hangende Lüß um den Carmeliterhof verschmolzen zu einer großen Häusermasse von durchaus modischem Anstrich. Meidling vergrößerte sich so stark, dass die Trennung in zwei Gemeinden ersprießlich erachtet wurde.

Während in der inneren Stadt in dieser Periode — wie sich im Verlauf unserer Erzählung öfters ergab — das geringe Maß von Selbstverwaltung, das die Theresianisch-Josephinischen Reformen ihr gelassen — eine weitere Beschränkung erfuhr, haben die Vorstädte und Vororte eine Einbuße an Gemeinderechten nicht zu erleiden gehabt. Wohl wurden die Richter auf den magistratischen Gründen vom Magistrat, auf den übrigen von der Ortsherrschaft eingesetzt, aber die Beisitzer, — sie waren verschieden an Zahl, gewöhnlich sechs bis zwölf — wählten die Bürger, die Herrschaft bestätigte nur. Grundschreiber und Grundwächter wurden überdies von der Polizei geprüft und in Pflicht

*) Auf dem Bild Fig. 38, S. 131 ist es noch nicht zu sehen. Doch erkennen wir rechts die Schwarzspanierkirche, in der Mitte die Alserkaserne, links die Alserkirche.

genommen. Die Befugnisse der Grundgerichte blieben dieselben wie in dem vorhergehenden Zeitraum: es waren Friedensgerichte in Bagatellsachen, insbesondere zur Abschließung gütlicher Vergleiche, außerdem besorgten sie die Localpolizei. Pantaidinge sind nicht mehr aufgezeichnet worden, von den Protokollen ihrer Sitzungen ist keines an die Öffentlichkeit gelangt. Über das Gemeindevermögen konnten sie nur in sehr bescheidenem Maße verfügen, bei jeder Ausgabe über zwanzig Gulden musste die Ortsherrschaft die Bewilligung geben. Zu wundern ist, dass dennoch den Bürgern nicht aller Sinn für gemeinsames Wirken zu gemeinsamem Besten geschwunden ist: nicht nur in den Kriegszeiten oder bei der Wiederherstellung des Bürgerspitals zeigte sich das, auch später noch hie und da, so 1819 als mehrere Bürger der Leopoldstadt die Sparcasse



Fig. 63. Ausruf der Constitution am 15. März 1848.

ins Leben riefen, eine Anstalt, die sich gleich in den ersten Jahren ihres Bestehens, besonders für den kleinen Geschäftsmann und den besseren Arbeiter, sehr segensreich erwies. Auch der Musikverein und der Thierschutzverein sind Schöpfungen dieser Periode, sie geben Zeugnis davon, dass die ängstlichste Bevormundung von oben doch nicht imstande war, allen Sinn für bürgerliches Selbstwirken auszulöschen.

In bürgerlichen Streitsachen erster Instanz hatten neben dem Magistrat in den Vorstädten nur mehr das Schottenkloster, das Domcapitel, die Herrschaften Schaumburgerhof und Conradswerth (Graf und Fürst Starhembe

Liechtenthal (Fürst Liechtenstein) und Hundsthurm (Steinbauer'sche Erben)*) ein Richteramt, in den Vororten außerdem noch Klosterneuburg, das Barnabitencollegium von Sanct Michael, die Staatsgüteradministration und mehrere kleinere Herrschaften. Von diesen Ortsobrigkeiten sind wohl zu unterscheiden die Grundobrigkeiten oder Dominien, die keine Gerichtsbarkeit ausübten, sondern nur dem Grundunterthan den Schutzbrief oder die Gewähr über das Eigenthum seiner Realität und die Pfandbriefe für die Darlehen, die darauf hafteten, ausfertigten, auch das offene Buch führten, in dem der Besitzstand ihres Grundes — Namen des Besitzers, seine Rechte und Lasten, — verzeichnet waren. Der Zins, den die Grundholden ihr zahlten — das alte Burgrecht — war ein sehr geringer, er betrug häufig nicht mehr als einen Kreuzer im Jahre, bisweilen weniger, niemals mehr als vier Gulden und dreißig Kreuzer. Es war also keine Bedrückung, wurde aber als solche gefühlt, weil man längst vergessen hatte, dass die Grundherren die eigentlichen Eigenthümer waren. Schwerer empfunden mochte der Fortbestand des alten Ehrschatzes sein: den Namen freilich kannte man längst nicht mehr, aber was war es anderes, wenn bei jeder Handänderung — auf den nicht magistratlichen Gründen auch bei regelmäßiger Erbfolge — von jedem Gulden etwa drei Kreuzer an die Herrschaft fielen! War kein rechter und echter Erbe da, so war bis zum Jahre 1789 die unterthänige Realität an den Grundherrn gefallen, dann hatte Kaiser Josef dies abgeschafft: der Fiscus sollte davon gewinnen. Leopold aber gab schon 1791 jenem sein altes Recht zurück, doch musste er binnen Jahr und Tag einen neuen Holden darauf „stiften": kostenloser Vergrößerung des unmittelbaren Besitzes der Grundherrschaft war dadurch gesteuert. Wer aber im Fall des Besitzwechsels die Gewähr nicht zur rechten Zeit nahm, zahlte immer noch — fünfundvierzig Kreuzer „Wandel". Robot und Zehnten dagegen waren innerhalb des Burgfriedens ganz, außerhalb desselben häufig, abgelöst: eine geringe Geldabgabe war an ihre Stelle getreten.

In solcher Umgebung, in solchen politischen Formen spielte sich das Leben unserer Großeltern durch all die Kriege und großen Weltbegebenheiten hindurch gleichmäßig weiter ab. Am wenigsten veränderte sich ein Haus und Familie, hier dauerten überall, im kleinen Bürgerstand wie in den höheren Mittelclassen, die patriarchalischen Formen der alten Zeit fort. Die Eltern, die in der Jugend die josephinischen Kirchenreformen gesehen hatten, waren freilich oft von freierer Denkart, aber es war doch eine Ausnahme, wenn sie — wie Grillparzers Vater — die Kinder nicht zum Kirchenbesuch anhielten, gewöhnlich forderte man diesen auch von den Dienstboten. Die Ansicht des Genfers

*) Bezüglich der Seeger von Segenthal in der Jägerzeile ist es fraglich.

Rousseau, daſs in der Erziehung jeder Zwang zu vermeiden ſei — in Deutſchland hatte ſie ſchon längſt Eingang gefunden — blieb den Wiener Bürgerfamilien fremd. Die Autorität der Eltern wurde als etwas ganz Unbedingtes, faſt Unbeſchränktes angeſehen, ihnen zu nahen war nur zu gewiſſen Stunden des Tages geſtattet, ſie werden mit „Euer Gnaden" angeredet, reſpectvolle Verbeugung und Handkuſs durften bei Gruß und Abſchied, bei Bitte und Dank nie fehlen. Eigene Anſichten auszuſprechen war ſtrenge verpönt, Widerſpruch aber wäre ſelbſt bei erwachſenen Kindern, die bereits ihren eigenen Haushalt hatten, unerhört geweſen. Trat man bei den Eltern, bei Großeltern, Onkeln, Tanten oder Pathen ein, ſo legte man ſein Geſicht in ernſtgefällige Falten, bog den Rücken geradewärts und hütete ſich wohl, wenn man ſaß, die Lehne des Stuhls zu benützen oder die Beine zu kreuzen: dies wäre höchſt unanſtändig erſchienen. Aber auch von der modernen Verweichlichung der Kinder war man weit entfernt: es gab weniger Vergnügungen, weniger Naſchwerk als heute, an den vorgeſetzten Gerichten durfte nicht nur nicht gemäkelt werden, man muſste ſie aufeſſen, ob ſie ſchmeckten oder nicht. Jedes Kleidungsſtück hatte ſeine vorgeſchriebene Dauer, ſelbſt das Zopfband, das wenigſtens am Anfang des Jahrhunderts in vielen Familien noch getragen werden muſste. Nie durften die Kinder ſich bedienen laſſen, nie dem Geſinde befehlen, jede Stunde Tages war durch Pflichten ausgefüllt. Dagegen war das Verhältnis zwiſchen Herren und Diener, Arbeitgeber und Arbeiter ein viel perſönlicheres, menſchlicheres als heute. Mit väterlicher Sorgfalt wurde den Dienſtboten und Geſellen Arbeit, Erholung und Bedürfniſſe zugemeſſen, für ſie gewirtſchaftet, ihre Erſparniſſe auf Zinſen angelegt. Den Mägden wurde die Ausſteuer vorbereitet, ihnen gar oft eine paſſende Partie verſchafft und auch ſpäterhin ihre Familien in Schutz genommen. An Feſttagen erſchienen wohl die früheren Dienſtboten, die nun ihren eigenen Haushalt hatten, mit ihren Kindern im Vorſaal, „der gnädigen Herrſchaft aufzuwarten". Und dieſe ließ ſich dann berichten, wie es gehe und ob die Kinder brav ſeien, ſetzte Wein und Zwieback vor und wünſchte Glück auch für die fernere Zukunft. Der arme Arbeiter hatte immer den Vorzug, nicht ohne dringende Veranlaſſung wurde er gewechſelt. Bewies er ſich ungeſchickt, ſo hatte man Geduld und als Ungezogenheit rügte man es, wenn ſich jemand in ſeiner Abweſenheit verletzend äußerte. Daſs Wohlhabenheit, höhere Lebensſtellung und Bildung auch beſondere Pflichten gegen die Armen, Untergeordneten, Ungebildeten auferlege, wurde vielleicht ſelten ausgeſprochen, aber doch gefühlt und darnach gehandelt. Auf der andern Seite fand man ſich aber auch zu einem reſpectvollen Betragen verpflichtet, man gab den höhern Ständen noch willig die Ehrenbezeigungen, die hergebracht waren und verurtheilte die, welche ſie weigerten.

Die innere Stadt war immer noch vorzugsweise Handelsplatz, Handwerker gab es wenige darin, die hausten mehr in den Vorstädten. Aber die Leopoldstadt und die Landstraße hatten doch auch große Kaufleute: es waren dies eben die Bezirke wo die Heerstraßen aus Böhmen, Mähren und Ungarn mündeten, wo die Fuhrleute auf- und abluden. Der Bequemlichkeit wegen wurden bisweilen auch die Schreibstuben hieher verlegt.

Die Kriegszeiten hatten den Wiener Handel wohl öfters unterbunden, aber der Ausschluss der englischen Waren vom europäischen Markt eröffnete ihm dafür auch wieder neue Gebiete besonders im Osten. Insofern bedeutete denn die endliche Besiegung Napoleons sogar einen Verlust für die Wiener Kaufmannswelt, da ja nun die Handelssperre aufgehoben wurde. Mehr noch empfanden dies die Fabrikanten: während in der Franzosenzeit der Aufschwung, den die große Industrie unter Maria Theresia und Joseph genommen, fortdauerte, trat mit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815 ein Rückschlag ein: nicht nur dass die Fabrikation von Surrogaten — Ahornzucker und dergleichen — ein Ende nahm, auch sonst drückte die englische Industrie den Markt, hohe Zölle schützten zwar bald fürs Inland, aber der Absatz ins Ausland ward viel geringer oder stockte ganz. Trotzdem haben einzelne Zweige diese Krisis ehrenvoll bestanden und sich schon in den Zwanziger Jahren wieder zur alten Blüte erhoben. Hier ist zuerst die Seidenzeugfabrikation zu nennen: in dieser Branche sind in Wien gerade in diesem Zeitraume mehrere Erfindungen gemacht worden, schon 1802 führte die Firma Maurer und Geiger die Doppelwebstühle ein, dann kamen die Arzt'schen Spulmaschinen, die sogar bis nach Frankreich verbreitet wurden, endlich — im Jahre 1816 — der selbstwebende Stuhl in der Fabrik der Hornbostel, einer Hamburger Familie, die sich 1768 in Wien, in Gumpendorf, niedergelassen hatte. Den Höhepunkt erreichte dieser Industriezweig etwa im Jahre 1813, wo es darin 600 Fabrikanten und 235 Meister gab. Aber selbst während der ungünstigen Jahre 1817 bis 1819 wurden Wiener Seidenzeuge nach Baiern, Schwaben und Russland exportiert und 1826 gab es auf dem Schottenfeld allein wieder 261 Seiden-, Sammet- und Dünntuchfabrikanten. Auch die Baumwollspinnerei, die nach Einführung der englischen Maschinen in Wien (1801) zu einem sehr wichtigen Industriezweig geworden war, erhielt sich nach dem Frieden auf leidlicher Höhe. Die Wiener Lederfabrikation versorgte die östlichen Provinzen, Galanteriewaren, Hüte, Wagen giengen auch ins Ausland. 1818 berichtete Gentz aus Carlsbad einem Freunde, die Wiener Bronze-, Holz-, Perlmutter- und Stahlarbeiten seien dort von den Fremden viel bewundert und gesucht. Die Bierbrauerei machte zuerst das Haus Dreher exportfähig; in den Vierziger Jahren kam Adolf Ignaz Mautner nach Wien, erwarb die Baulichkeiten des Siechenhauses von St. Marks (das gothische Spittelkirchlein ward 1857 abgebrochen) und brachte das Brauhaus, das er da betrieb, bald zu hoher Blüte. Vielfacher

Segen gieng auch da noch von der uralten Stiftung des Evangelisten aus. Denn Mautner, der sich aus eigener Kraft durch manche schwere Kämpfe emporgerungen, wurde einer der ersten Wohlthäter unserer Stadt.

Von nicht geringem Einfluss auf die Entwicklung des Fabrikwesens war die Gründung der polytechnischen Schule in Wien, die — während der Kriegsjahre geplant — nun in den ersten Jahren des Friedens ins Leben trat. Johann Prechtl, früher Professor an der Realschule bei Sanct Anna, ein gebürtiger Würzburger, war der erste Director. In den technologischen Fächern that sich das neue Institut bald tüchtig hervor. Es gab auch im Anfang eine commercielle Abtheilung an derselben, die jedoch, als die praktische Richtung vor der wissenschaftlichen mehr zurücktrat, wieder aufgelassen wurde: für diesen Zweig des Wissens zu sorgen blieb fortan Privatunternehmungen anheimgestellt.



Fig. 64. Felix Fürst zu Schwarzenberg.

Die Zeitverhältnisse brachten es mit sich, dass auch das Bankgeschäft und die Börse zu einer im vorigen Jahrhundert ungeahnten Bedeutung emporstiegen. In den großen Krisen der napoleonischen Zeit ist das Welthaus Rothschild aufgekommen, Beziehungen mit Österreich, das so viele Kriegsentschädigungen zu zahlen, so viele finanzielle Operationen im Innern auszuführen hatte, konnten nicht fehlen, bald besaß die Firma ein Zweiggeschäft in Wien, ihr Chef wurde eine einflussreiche Persönlichkeit bei der Regierung und in der Gesellschaft; als er starb, schrieb Gentz dessen Biographie für das Brockhaus'sche Conversationslexikon. Neben Rothschild erhoben sich die Sina, Eskeles, Pereira, Geymüller u. a. Aber von den großen Wiener Geldinstituten

Die innere Stadt war immer noch vorzugsweise Handelsplatz, Handwerker gab es wenige darin, die hausten mehr in den Vorstädten. Aber die Leopoldstadt und die Landstraße hatten doch auch große Kaufleute: es waren dies eben die Bezirke wo die Heerstraßen aus Böhmen, Mähren und Ungarn mündeten, wo die Fuhrleute auf- und abluden. Der Bequemlichkeit wegen wurden bisweilen auch die Schreibstuben hieher verlegt.

Die Kriegszeiten hatten den Wiener Handel wohl öfters unterbunden, aber der Ausschluss der englischen Waren vom europäischen Markt eröffnete ihm dafür auch wieder neue Gebiete besonders im Osten. Insofern bedeutete denn die endliche Besiegung Napoleons sogar einen Verlust für die Wiener Kaufmannswelt, da ja nun die Handelssperre aufgehoben wurde. Mehr noch empfanden dies die Fabrikanten: während in der Franzosenzeit der Aufschwung, den die große Industrie unter Maria Theresia und Joseph genommen, fortdauerte, trat mit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815 ein Rückschlag ein: nicht nur dass die Fabrikation von Surrogaten — Ahornzucker und dergleichen — ein Ende nahm, auch sonst drückte die englische Industrie den Markt, hohe Zölle schützten zwar bald fürs Inland, aber der Absatz ins Ausland ward viel geringer oder stockte ganz. Trotzdem haben einzelne Zweige diese Krisis ehrenvoll bestanden und sich schon in den Zwanziger Jahren wieder zur alten Blüte erhoben. Hier ist zuerst die Seidenzeugfabrikation zu nennen: in dieser Branche sind in Wien gerade in diesem Zeitraume mehrere Erfindungen gemacht worden, schon 1802 führte die Firma Maurer und Geiger die Doppelwebstühle ein, dann kamen die Arzt'schen Spulmaschinen, die sogar bis nach Frankreich verbreitet wurden, endlich — im Jahre 1816 — der selbstwebende Stuhl in der Fabrik der Hornbostel, einer Hamburger Familie, die sich 1768 in Wien, in Gumpendorf, niedergelassen hatte. Den Höhepunkt erreichte dieser Industriezweig etwa im Jahre 1813, wo es darin 600 Fabrikanten und 235 Meister gab. Aber selbst während der ungünstigen Jahre 1817 bis 1819 wurden Wiener Seidenzeuge nach Baiern, Schwaben und Rußland exportiert und 1826 gab es auf dem Schottenfeld allein wieder 261 Seiden-, Sammet- und Dünntuchfabrikanten. Auch die Baumwollspinnerei, die nach Einführung der englischen Maschinen in Wien (1801) zu einem sehr wichtigen Industriezweig geworden war, erhielt sich nach dem Frieden auf leidlicher Höhe. Die Wiener Lederfabrikation versorgte die östlichen Provinzen, Galanteriewaren, Hüte, Wagen giengen auch ins Ausland. 1818 berichtete Gentz aus Carlsbad einem Freunde, die Wiener Bronze-, Holz-, Perlmutter- und Stahlarbeiten seien dort von den Fremden viel bewundert und gesucht. Die Bierbrauerei machte zuerst das Haus Dreher exportfähig; in den Vierziger Jahren kam Adolf Ignaz Mautner nach Wien, erwarb die Baulichkeiten des Siechenhauses von St. Marks (das gothische Spittelkirchlein ward 1857 abgebrochen) und brachte das Brauhaus, das er da betrieb, bald zu hoher Blüte. Vielfacher

Segen gieng auch da noch von der uralten Stiftung des Evangelisten aus. Denn Mautner, der sich aus eigener Kraft durch manche schwere Kämpfe emporgerungen, wurde einer der ersten Wohlthäter unserer Stadt.

Von nicht geringem Einfluss auf die Entwicklung des Fabrikwesens war die Gründung der polytechnischen Schule in Wien, die — während der Kriegsjahre geplant — nun in den ersten Jahren des Friedens ins Leben trat. Johann Prechtl, früher Professor an der Realschule bei Sanct Anna, ein gebürtiger Würzburger, war der erste Director. In den technologischen Fächern that sich das neue Institut bald tüchtig hervor. Es gab auch im Anfang eine commercielle Abtheilung an derselben, die jedoch, als die praktische Richtung vor der wissenschaftlichen mehr zurücktrat, wieder aufgelassen wurde: für diesen Zweig des Wissens zu sorgen blieb fortan Privatunternehmungen anheimgestellt.



Fig. 64. Felix Fürst zu Schwarzenberg.

Die Zeitverhältnisse brachten es mit sich, dass auch das Bankgeschäft und die Börse zu einer im vorigen Jahrhundert ungeahnten Bedeutung emporstiegen. In den großen Krisen der napoleonischen Zeit ist das Welthaus Rothschild aufgekommen, Beziehungen mit Österreich, das so viele Kriegsentschädigungen zu zahlen, so viele finanzielle Operationen im Innern auszuführen hatte, konnten nicht fehlen, bald besaß die Firma ein Zweiggeschäft in Wien, ihr Chef wurde eine einflussreiche Persönlichkeit bei der Regierung und in der Gesellschaft; als er starb, schrieb Gentz dessen Biographie für das Brockhaus'sche Conversationslexikon. Neben Rothschild erhoben sich die Sina, Eskeles, Pereira, Geymüller u. a. Aber von den großen Wiener Geldinstituten

ist nur eines in dieser Periode entstanden: die Nationalbank — 1816. Die Regierung verlieh ihr das Privileg der Zettelausgabe. 1820 konnte sie sich den Palast in der Herrengasse bauen. Auf ausreichende Mittel gegründet, gab sie nicht nur eine feste Gewähr gegen die früheren Schwankungen der Wertverhältnisse, sie versprach als Creditinstitut dem vaterländischen Unternehmungsgeist glänzende Hilfe. Nicht zum geringen Theil ihr ist es zuzuschreiben, wenn die schlimmen Zeiten der Bankozettel bald nicht mehr gefühlt wurden, der Staatscredit sich hob, fremdes Geld wieder ohne Misstrauen sich in den österreichischen Handelsverkehr wagte.

Trotz der Dienste aber, die jene Geldmänner unstreitig der Gesellschaft leisteten, trotz der Wohlthätigkeit, die die meisten von ihnen bei jeder Gelegenheit an den Tag legten, waren sie doch damals schon in Wien unbeliebt, weil sie in einer Zeit, wo der bürgerliche Wohlstand im allgemeinen zurückgegangen war, sich ungeheure Capitalien angehäuft hatten und, mehr vielleicht noch, weil sie mit ihrem Reichthum unklug prunkten.

Insbesondere die Eskeles, die in der Dorotheergasse, die Geymüller, die auf dem Schaumburgergrund die vornehme reiche und gebildete Welt zu herrlichen Festen luden, erregten viel Neid und böse Nachrede. Der Sturz der letzteren erschien denn manchen als ein Strafgericht des Himmels über den Hochmuth des Emporkömmlings. Aber ein unverdächtiger Zeuge berichtet, dass in diesem Unglück Heinrich Geymüller, der an der Spitze des Hauses stand, die strengste Rechtlichkeit bewies: er behielt nichts zurück, überantwortete alles, Geld und Geldeswert den Gläubigern und verdang sich in der Schweiz als einfacher Commis. Auch in diesen Kreisen gab es eine gute alte Zeit.

Die Handwerker schieden sich noch ziemlich streng in die „bürgerlichen" und in die blos „befugten"; die in der Stadt ihre Werkstatt hatten, sahen vornehm auf ihre Genossen in der Vorstadt herab. Noch bestanden die Zünfte und Innungen, einige erhielten neue Ordnungen, so 1804 die Weißgerbergesellen, 1815 die Hutmacher. Die alten Handwerksbräuche: Freisprechung, Wanderjahre, Meisterstück dauerten fort, die alten Feste an den Tagen der Schutzpatrone, oder zu Michaeli — da die Gesellen zum erstenmal bei Licht arbeiteten und dann das Lichtbratl aßen — wurden noch gefeiert. Auch Zunftladen und Schreine gab es noch, auf der alten Tafel der Steinmetze, die jetzt in der historischen Ausstellung im Rathhaus zu sehen ist, stehen Namen von Meistern, die heute noch leben. Bei der Frohnleichnamsprocession erschienen die Handwerker noch nach Zünften getheilt, mit ihren Fahnen und Wahrzeichen.*) Bis ins Jahr achtundvierzig erhielten sich die feierlichen Umzüge der Bäcker am Osterdienstag, wo sie jedem Meister und jeder Meisterin Wein in einem silbernen Becher credenzten. In den Kriegsnöthen von 1797, 1805 und 1809 haben die Zünfte

*) S. das Bild Fig. 37, S. 127. Von 1780 bis 1820 hatte die Tracht allerdings manche Veränderungen erfahren.

Vereinigungspunkte für die Volksbewaffnung abgegeben, auch sonst — wie bei der Erneuerung des Bürgerspitals — traten sie corporativ hervor. Aber sie litten doch darunter, dass sie in den eigentlichen Lebensinteressen des Gewerbes so gar nicht selbständig entscheiden konnten, dass die Regierung hierin nach wie vor alles selber regeln wollte. Da musste sie denn freilich den letzten Rest innerer Berechtigung verlieren. Mit Concessionen war übrigens sowohl der Magistrat wie die andern Ortsobrigkeiten schon damals recht freigebig: eine volksthümliche Zeitung — Gewey's Fortsetzung der Eipeldauer Briefe — klagt 1819 über die vielen jungen Meister: keiner wolle mehr Geselle sein, ohne Capital und ohne hinlängliche Erfahrung werde Geschäft auf Geschäft eröffnet, nicht nur zum Schaden der älteren Meister sei dies, sondern auch der Kundschaft, die schlechte Arbeit erhalte. Andererseits regte sich in Handwerkerkreisen damals schon eine gewisse Feindseligkeit gegen das große Capital, namentlich wenn es durch Börsenspeculation erworben war: Eipeldauers Briefe, die Volksbühne und private Aufzeichnungen der Zeit geben Zeugnis davon. Hieran waren nun hauptsächlich die schlechten Zeiten, die nach 1815 mehr noch über die Handwerker, denn über die Fabrikanten hereinbrachen, schuld, die Hungerjahre 1816 und 1817 machten sie den untern Ständen ganz besonders fühlbar. Freilich zu so arger Noth wie hie und da in den Provinzen kam es in Wien nicht, dafür sorgte die Regierung: man will wissen, dass sie den Fleischern zwei bis sechs Kreuzer bei jedem Pfund Fleisch gezahlt habe, damit keine Preissteigerung erfolge. Aber ein fröhliches Leben war damals nicht, ein Bierwirt im Liechtenthal, Johann Lachner, konnte in ganz Wien berühmt werden, weil er doch von unerschöpflich guter Laune blieb, viele die der Niedergang ihres Geschäftes die Sorge für Haus und Familie kopfhängerisch machte, suchten bei ihm Trost und Ermuthigung. Erst mit dem fruchtbaren Jahr 1818 ward es wieder besser. Und von da an blieben die Verhältnisse des Kleinbürgerstandes in Wien — bei unausbleiblichen zeitweisen Schwankungen — doch ungefähr ein Menschenalter lang dieselben. Die lange Friedenszeit, die im ganzen wohlwollende Haltung der Regierung, der Eifer einzelner Ortsobrigkeiten begründete ohne Zweifel einen gewissen Wohlstand.

In geistiger Beziehung erfolgte freilich kein Fortschritt, im Gegentheil: das bescheidene Maß von Denk- und Preßfreiheit, das in der Josephinischen, Leopoldinischen und später in der Stadionschen Zeit den Bürgern gegönnt war, entzog man ihnen bald, eine überängstliche Polizei und Censur störte literarisches und gesellschaftliches Leben. Selbst auf dem religiösen Gebiet war ein freierer Aufschwung verwehrt. Wie beinah überall in Europa hatten sich auch in Wien die gebildeten Kreise schon während der letzten Kriegsjahre von der Freigeisterei, die als eine Erbschaft der josephinischen Aufklärung in Mode war, zu einer frommeren Gesinnung zurückgewendet. Begeisterte Männer erhoben

sich, die diese Richtung des Geistes durch Lehre und Beispiel unterstützten, der Gewaltigste unter ihnen, Clemens Maria Hoffbauer, der Stifter der Congregation vom göttlichen Heiland, ein Mann, der selbst aus dem österreichischen Volk hervorgegangen, beinah wie ein zweiter Franciscus den Armen und Elenden lebte. Dieser sammelte zwischen achtzehnhundert dreizehn und sechzehn eine ganze Schar begabter junger Männer und Jünglinge um sich. Da war Klinkowström, Sohn protestantischer Eltern, aus dem deutschen Norden stammend, ein Maler, den wie den Dichter Zacharias Werner fromme Sehnsucht nach Rom geführt: hier in Wien unter Hoffbauers geistlicher Leitung wird er katholisch und nimmt die geistlichen Weihen. Der junge Othmar Rauscher, Sohn eines Beamten, aus einer guten Wiener Familie, verläſst die juristischen Studien, wohin der geliebten Eltern Willen ihn drängt, alle freie Zeit bringt er bei Hoffbauer in frommen Betrachtungen, in asketischen Übungen zu. Umsonst beschwört ihn die Mutter, sie geht sogar in ihrer Bedrängnis zum Kaiser — Othmar bleibt fest, erreicht es zuletzt, daſs er Theologie studieren, daſs er Priester werden darf. Von gleichem Geist beseelt gibt der junge Freiherr von Unkrechtsberg glänzendere Verhältnisse, höhere Aussichten auf. Es war nicht ein finstrer Schwärmergeist, der alle diese ergriff: ein Buchhändler aus Hamburg, selbst ein frommer Protestant, kam damals nach Wien, lernte Hoffbauer und seine Schüler kennen und sprach sich hernach in seinen Briefen, die bekannt geworden sind, durchaus anerkennend über sie aus: sie erschienen ihm von milder, wahrhaft christlicher Gesinnung. Einer von ihnen, ein gewisser Horni hatte ihm — wie er erzählt — gestanden, daſs ein protestantischer Schriftsteller, der volksthümliche Claudius, es gewesen sei, der ihn von der Aufklärerei zum Glauben geführt habe. Derselbe Buchhändler hörte auch eine Predigt dieser Schule bei den Franciscanern: sie handelte von der Macht und Gnade der Jungfrau: es war eine „tüchtige Predigt“, sagt er, „die ihre Wirkung that“. Neben diesen Geistlichen erscheinen Weltliche, gleichfalls jung und ebenso tieferust religiös: Bucholz, der das Leben Kaiser Ferdinands des Ersten beschrieben hat, Pilat der Redacteur des Beobachters und andere. Dieser Richtung gegenüber verhielt sich aber die Regierung ablehnend und argwöhnisch, sie wollte keinen höheren Aufschwung der Geister, es sollte alles nur recht trocken und nüchtern zugehen. Sehr große Mühe kostete es Hoffbauern, die Redemptoristen in Wien einzuführen; in der Audienz die Rauschers Mutter beim Kaiser nahm, sagte dieser: „Ich werde die Sache von der Polizei untersuchen lassen!“ Hingegen begünstigte die Regierung gedankenlose, an Formen haftende Frömmigkeit. Der Hofburgpfarrer und Beichtiger des Kaisers Frint, ein Mann der sich durch Begründung einer Pflanzschule für Prediger und theologische Lehrer, die heute noch in Wien besteht, immerhin ein Verdienst erworben hat, soll in diesem Sinn gewirkt haben, mehr aber noch der Erzbischof Firmian, der Nachfolger des milden Grafen Hohenwart.

Diese gedachten Gesellschaft und Volk mit Gewalt von allen freiern Ansichten zu läutern. Längst abgekommene Bittgänge und Wallfahrten, kirchliches Gepränge, dessen man in Wien bereits entwöhnt war, strenge Fastenordnungen wurden wieder eingeführt. Hiedurch wurden aber nicht nur die Gebildeten, auch die Leichtlebigen aus den unteren Ständen dem Kirchenwesen immer mehr entfremdet und religiöser Gleichgiltigkeit in die Arme getrieben. Und da die Regierung überall geheime Wühler und Verschwörer witterte — auch dort wo nur heitere Geselligkeit einen engeren Cirkel schloss — so begann nun auch das Volk an die geheime Herrschaft verhasster Principien zu glauben, an einen großen dunklen Plan, mittelst geistlicher Orden eine allgemeine Knechtung durchzuführen. In diesem Sinn deutete man die Einführung der Redemptoristen, denen die Kirche am Gestade, Passaus verwaistes Gotteshaus, eingeräumt worden war. Begegnete man einem von ihnen — es waren fremdartige Gestalten in langem schwarzen Talar, breitem Hut und grobem Mönchsschuh — so blickte ihm alles nach: Wohin mag der gehen? Was mag da wieder im Werke sein? — diese Gedanken drängten sich einem jeden auf. Wie Spindlers Roman „Der Jesuit“ von der Polizeihofstelle verboten wurde, sah man darin nur eine Bestätigung der allgemeinen Annahme, dass Regierung und Jesuiten einen unheimlichen



Fig. 65. Feldmarschall Alfred Fürst zu Windischgrätz.

Bund geschlossen. Und doch war nichts Wahres daran, ein Einfluss auf die Staatsgeschäfte wurde, wenigstens so lange Kaiser Franz lebte, der Kirche keineswegs gestattet, der Jesuitenorden hatte höchstens in einigen Adelsfamilien Einfluß, der beinah mit Widerwillen zugelassene Redemptoristenorden durfte wohl Beichte hören, aber von der Schule und dem Krankenbett wurde er fern gehalten: er sollte nur zu einer Reform des klösterlichen Lebens und zur Beförderung der Sittlichkeit in den niederen Ständen dienen.

Der deutsch-patriotischen Gesinnung, die durch die Befreiungskriege in der Wiener Gesellschaft wieder aufgelebt hatte, trat die Regierung wenigstens in den ersten Friedensjahren, nicht hindernd entgegen. Es fehlte denn auch nicht an mannigfachen Kundgebungen derselben. Der Jahrestag der Schlacht von Leipzig wurde immer festlich begangen, noch im Jahre 1819 eine Cantate von Spohr „Das befreite Deutschland“ bei diesem Anlass aufgeführt. Die Ausstellung der Krafft'schen Gemälde — die Schlachten von Aspern und Leipzig, fürs Invalidenhaus bestimmt, der Abschied eines österreichischen Landwehrmannes von den Seinen und dessen Rückkehr (jetzt im kunsthistorischen Museum) — die Eröffnung des äußeren Burgthors, das ein Denkmal der Siege von 1814 und 1815 sein sollte: dies alles gab auch dem nationalen Geiste neue Nahrung. In den Zeitschriften und Almanachen, ja auf der Bühne, trat er häufig hervor. Gewey (und später Bäuerle) in der Fortsetzung von Eipeldauers Briefen versäumt nie, wenn er von einer Erfindung oder von einer guten That, die in Wien geschehen war, berichtet, seine Befriedigung auszusprechen, dass ein Deutscher so klug oder so tüchtig sei, selbst die Eröffnung eines großen Parfumerieladens gibt ihm zur Bemerkung Anlass: der Unternehmer habe gezeigt, dass ein Deutscher doch noch etwas anderes verstehe, als Birnen zu braten. Gegen die Nachahmung französischer Moden wird noch immer geeifert, hiezu kam ein lebhafter Tadel des aufkommenden lateinischen Druckes in deutschen Büchern: es liege auch darin eine Geringschätzung der Deutschen gegen ihre eigene Nation! Auf dem Josephstädter Theater waren deutsch-patriotische Stücke wie Gleich's „Kampf fürs Vaterland“ oder die „Kosaken in Leipzig“ noch 1816 und 1817 im Schwang. In dem jährlich erscheinenden Taschenbuch „Aglaja“ sind Gedichte von gleicher Tendenz nicht selten: ein Freiherr von Rothkirch besang darin 1816 die deutsche Sprache:

„Unser Stolz und unsere letzte Zierde
Schlingst der Eintracht letztes heil'ges Band
Ums besiegt zerrissene Vaterland!“

Der Freiherr von Zedlitz feierte noch 1820 das deutsche Lied:

Es reißt den Geist auf schwindelnd steile Höhe
Am Urquell alles Lichts sich zu entzünden,

Doch auch das Tiefste weiß es zu ergründen
Und aus dem wilden Kampf der freien Töne
Hebt sich verklärt im reinen Glanz das Schöne:

An der Spitze der Neujahrsnummer 1817 von Bäuerle's Theaterzeitung steht ein Gedicht „Der Thürmer auf Sanct Stephan", wo es u. a. heißt:

„Die welke Deutschheit aufzufrischen
Soll Volk mit Volk verwachsen, Stamm mit Stamm,
Um all die blut'gen Thränen abzuwischen,
In welchem jüngst das Reich Thuiskons schwamm.

Freilich, wenn dann in Deutschland, wo ja politische Freiheit ebenso wenig vorhanden war wie in Österreich, der Nationalsinn, der vergebens nach ernster Bethätigung rang, unter dem Einfluß des Turnerwesens und der Burschenschaft zu allerlei Sonderbarkeiten in Tracht, Benehmen und Sprache führte, so folgte da der Wiener nicht nach: zu nationalen Überschwenglichkeiten hat er niemals das Zeug gehabt und jede Übertreibung reizte nur seinen Spott. Der unermüdliche Possenschreiber Meisl konnte denn schon 1816, bevor noch die Burschenschaft gegründet war, im Leopoldstädter Theater mit großem Erfolg in einem Stück „Altdeutsch und Neumodisch" jene Richtung geißeln. Bäuerle stimmte ihm in der Theaterzeitung völlig bei: „Darin liegt die Deutschheit, daſs wir einig sind," sagt er in der betreffenden Recension, „uns alle verstehen und zusammenhalten und unsern Charakter erheben und auf uns stolz sind und uns vertrauen; daſs wir nicht die Sklaven anderer Nationen sind, aber auch nicht Thoren, die das Gute und Nützliche der Nachbarn verschmähen."

In der deutschen gelehrten Literatur ward Österreich in jenen Jahren — besonders von 1815 bis 1825 — durch die „Wiener Jahrbücher" ehrenvoll vertreten. Diese wurden auf Veranlassung der Staatskanzlei selbst begründet, Gentz und Hammer-Purgstall, Mathaeus Collin und Hormayr, Friedrich Schlegel und Vierthaler waren die bedeutendsten Mitarbeiter im Inland, vom Ausland nahm kein geringerer als Goethe theil, auch die beiden Humboldt, die Gebrüder Grimm, der Philosoph Schelling u. a. sollen Beiträge geliefert haben. Über die großen Fragen der Zeit, die sonst in keiner österreichischen Zeitschrift oder Zeitung, auch in keinem Buch hätten behandelt werden können, durften sich hier die Mitarbeiter gelegentlich von Anzeigen der literarischen Neuigkeiten aussprechen. So gaben verschiedene englische und französische Flugschriften Gentz gleich im ersten Jahrgang Anlaß zu einer sehr unbefangenen und formvollendeten Untersuchung über Preßfreiheit und Censur. Menzels „Geschichte der Deutschen" führt den Recensenten auf Betrachtungen über Gegenwart und Zukunft des deutschen Volkes, Jahns Schriften auf die Bedeutung des Turnwesens, dem doch eine gewisse Berechtigung willig zugestanden

wird. Das Erstlingswerk des jungen Leopold Ranke in Frankfurt a. O., der später zu einem der größten Geschichtsschreiber aller Zeiten und Völker geworden ist, fand vielleicht nirgends so rückhaltloses Lob wie in den Wiener Jahrbüchern, aber auch des rauhen demokratischen Schlosser Weltgeschichte erfuhr billige Anerkennung. Erst in den späteren Jahrgängen — die Zeitschrift hielt sich bis 1848 — gieng man historisch-politischen Angelegenheiten ängstlich aus dem Weg, nur Dinge, die den Tagesinteressen recht fremd und fern waren, wurden noch behandelt; damit schwand denn auch die Bedeutung der Wiener Jahrbücher, zuletzt wusste man in Wien selbst kaum mehr, dass sie existierten.

In diesen Tagen sind aber auch aus dem Wiener Boden drei Genien emporgestiegen, deren Schöpfungen heute noch leben und weit über unsere Stadt hinaus in alle deutschen Lande gedrungen sind. Der eine bildete aus einfältigen Geister- und Feenmärchen, wie sie in Wien im Volke und auf den Volksbühnen lebten, sinnvolle Gemälde menschlichen Schicksals und menschlicher Thorheiten, der zweite rang mit den höchsten Vorbildern um den Lorbeer des tragischen Dichters, der dritte streute einen goldenen Liedersamen aus, der in viel tausend Herzen immer noch wunderbar aufblüht und aufblühen wird, so lange es gute Menschen gibt. Ferdinand Raimund, Franz Grillparzer, Franz Schubert, sie sind alle drei Wiener Kinder und beinahe Zeitgenossen, stammen alle aus dieser vielgeschmähten Zeit.

Raimund ist am 1. Juni 1790 im Haus Nr. 10 (jetzt Mariahilferstraße 45) der Vorstadt Mariahilf als der Sohn eines armen Drechslermeisters geboren worden. Seine Jugend liegt für uns im Dunkeln. Gewiss hat er früh das Theater besucht, besonders das in der Leopoldstadt, wo damals Zauberpossen mit Ritterstücken wechselten, wahrscheinlich sah er sich auch oft genug die Krippenspiele an, die in den Vorstädten, besonders wenn Kirchtag war, sehr beliebt waren, wenigstens hat er späteren Jahren von diesen Darstellungen wie von schönen Jugenderinnerungen gesprochen. Als Zuckerbäckerlehrling kam er zwischen 1804 und 1807 ins Burgtheater, um in den Zwischenacten Eis und Limonade herumzutragen: da lernte er das höhere Schauspiel kennen und fasste den Entschluss, sich selbst dem Theater zu widmen. Er gieng auf die Wanderschaft, spielte in Pressburg, in Ödenburg und Raab und kehrte 1814 in seine Vaterstadt zurück, um im Josephstädter Theater aufzutreten. Dort wurden in jener Zeit auch ernste Stücke gegeben: „Die Räuber“, „Wilhelm Tell“, „König Lear“, „Das Blutgericht an der Rolandssäule“, „Johann von Wieselburg“, „Bertha von Lilienstein“, „Der Landwehrmann von der Leipziger Schlacht“ und andere. Raimund trat zuerst als Franz Moor auf, dann spielte er den Gessler, den Narren im Lear und viele andere ernste und komische Rollen. [illegible]17 kam er ins Leopoldstädter Theater, wo er freilich keine Gelegenheit mehr [illegible] in Trauerspielen und Schauspielen aufzutreten, denn auf dieser Bühne [illegible] das Publikum nur Possen sehen und Späße hören. Die beliebteste

Figur war da der Staberl, eine Art von Hanswurst, die Bäuerle 1813 in den Bürgern in Wien geschaffen hat und die hernach von anderen in allen möglichen Verwandlungen und Abenteuern immer wieder mit Erfolg vorgeführt



Fig. 66. Empfang der kaiserlichen Braut an der Elisabethbrücke, 23. April 1854.

worden ist. Auch Feenmärchen und komische Opern, zu denen Wenzel Müller die Musik componierte, wurden gern gesehen, aber nur nichts Ernstes. D

ist hier Raimunds Dichtergabe an den Tag getreten: in dem Bemühen, den albernen Figuren, die er immer wieder zu spielen hatte, Leben und Geist einzuflößen, hat sie sich allmählich entwickelt. Schon 1818 staunt ein kunstverständiger Zeitgenosse, der Raimund in Bäuerle's „Verwunschenen Prinzen" sah, wie sehr er dieses Gemengsel von Feenwesen und gemeiner Wirklichkeit zu adeln verstehe: er dichtete das Stück gleichsam um und erst jetzt war Poesie und Wahrheit drin. 1823 erschien sein erstes Stück auf den Brettern: „Der Barometermacher auf der Zauberinsel." Der Stoff war aus alten Wiener Zauberspielen hergenommen, in denen eine gute Fee an harmlose Sterbliche drei Gaben verleiht, die sie in allerlei komische Lagen bringen: zum Schluss kommen sie dann immer zur Überzeugung, dass der schönste Talisman Klugheit, Fleiß und Sparsamkeit ist. Der Barometermacher Quecksilber ist ein Wiener Spießbürger der alten Art, aus demselben Holz geschnitzt, wie die lustigen Personen vieler älterer Stücke. Aber Raimund lieh ihm einige neue Züge, die ihn doch weit über jene erheben, er spielte ihn auch selbst. Neben ihm erschien eine junge Schauspielerin, auch ein Wiener Kind, seit zwei Jahren auf der Leopoldstädter Bühne, Therese Krones. Sie war schön und voll Geist und Anmuth, mit Raimund hatte sie die Gabe gemein, auch das Niedrige und Flache erträglich zu machen. Wie Costenoble, ein Burgschauspieler und sehr gebildeter Mann, die beiden im „Barometermacher" sah, schrieb er entzückt in sein Tagebuch: „Es war ein Genuss, Raimund in seiner Sphäre mit der herrlichen Krones wirken zu sehen. Was ist von diesem Künstlerpaar noch alles zu erwarten! Heil der Kunst, dass Raimund endlich selber die Feder ergriffen hat." Das nächste Stück Raimunds, „Der Diamant des Geisterkönigs" überragte den „Barometermacher" schon weit. „Raimund als Florian und die Krones als Mariandel", sagt Costenoble, „welch eine Harmonie zwischen beiden, der ewig wahren Natur abgelauscht!" Mit dem dritten Märchen „Das Mädchen aus der Feenwelt" hat Raimund seinen Dichterruhm fest begründet: Der Bauer Wurzel ist eine der köstlichsten Gestalten der Volksbühne, die Schöpfung einer tiefernsten Welt- und Lebensauffassung, gekleidet in ein schlichtes, heiteres Gewand. Der Aschenmann, eine Wiener Straßenfigur, die schon Eipeldauer 1806 als einen „gflickten Mann mit einer Butten" schildert, ist mit seinem melancholischen Lied über die ganze deutsche Bühne gewandert und hat überall warmen Beifall gefunden. Zum „Brüderlein fein", das zum Volkslied geworden ist, hat Raimund selbst die Melodie componiert. Bis zum Jahre 1848 ist das Stück mehr als zweihundertmal auf der Leopoldstädter Bühne gegeben worden. Das nächste Meisterwerk „Alpenkönig und Menschenfeind", 1828 zuerst aufgeführt, läßt uns tief in die eigene Seele des Dichters blicken. Raimund war einer von jenen, die sich die Welt immer anders denken als sie ist, und so erfuhr er denn Enttäuschungen genug. Von dem leichten Wiener Blut war kein Tropfen in ihm, er nahm alles sehr schwer

und ernst, ja er bekennt selbst, „dass er geboren sei, sich und andere zu quälen, die das Schicksal in seine Nähe gestellt;“ mit einem trüben Bach hat er sein Leben verglichen, der sich oft brausend über Felsen stürzt und dann, sich seines Sieges nicht erfreuend, traurig und ermüdet weiter rinnt, — oder mit einem Schiff, das durch die stürmische See hindurch vergebens einem ruhigen Hafen zustrebt. Anwandlungen von Menschenfeindschaft waren ihm bei solcher Grundstimmung der Seele nicht fremd, aber er erhob sich doch auch wieder herrschend über diese, und keiner hat vernichtender über sie abgeurtheilt als Raimund in der Scene, wo sein Rappelkopf vor dem Alpenkönig und dessen Geistern erscheint: „Fürst, da ist der Menschenfeind,“ so führt einer der Kobolde den Störrigen ein und — „alle lachen!“ In der letzten großen Schöpfung des Dichters, dem „Verschwender“, 1834 in der Josephstadt zuerst aufgeführt, hat er denn auch dem finstern Dämon in seiner Brust kein Wort verstattet. Ereignisse wie der Sturz des Hauses Geymüller mochten Raimund die erste Anregung zu diesem Stück gegeben haben, aber aus dem einzelnen Fall hat er ein Gemälde menschlichen Schicksals überhaupt gemacht, das einen jeden ergreift. Großartig ist der Beginn des dritten Aufzugs, wo Flottwell, der Verschwender, als Bettler in die Heimat wiederkehrt, und der Beschluss, wo sein Doppelgänger, der ihm in den Tagen des Glücks so oft geheimnisvoll schauerlich entgegengetreten, ihm die glückliche Lösung seines Lebensräthsels kündet. Herzgewinnender Frohsinn spricht aus den Scenen in der Tischlerwerkstätte, wo Valentin Holzwurm der aus einem sorglosen Spassmacher ein tüchtiger Handwerker geworden ist, sein Hobellied singt. So wie Valentin, seine Rosa und Lisi, sein Hansel und Michel reden, so reden die Wiener heute noch und so lange diese Sprache, die nicht mit der Zunge bloß, sondern auch mit dem Gemüth gesprochen wird, bei uns Verständnis findet, so lang ist auch das alte Wienerthum nicht todt.

Franz Grillparzer scheint auf den ersten Blick noch weniger von dem Wesen seiner Vaterstadt in sich aufgenommen zu haben wie Raimund. 1791 als der Sohn eines ehrenwerten Advocaten geboren, aufgewachsen in einem dunklen engen Haus des Bauernmarkts (jetzt Nr. 10) als Jüngling und junger Mann Hauslehrer, Hofmeister und kleiner Beamter, immer in engen Verhältnissen, da er schon längst zu den ersten der damals lebenden Dichter zählte, hat er so wenig wie Raimund die Sorglosigkeit und Leichtlebigkeit, die man den Wienern nachsagt, besessen. Aber wenn der Schöpfer des Menschenfeindes und des Verschwenders doch die Gestalten seiner Werke dem Wiener Leben nachbildete und überall an alle Wiener Theaterüberlieferungen sich anschloss, so suchen wir auch in den Dramen Grillparzers vergebens nach der Spur eines Einflusses seiner Umgebung. Doch die Gedichte seiner Jugendzeit haben etwas von der heimischen

Fülle des Wiener Lebens und die Frauengestalten seiner Tragödien — „Sappho,“ „Hero“, „Medea“, „Die Jüdin von Toledo“ — athmen die leidenschaftliche Glut des Südens. Auch dies mag ihn als Sohn seiner Vaterstadt kennzeichnen, dass ihm alle großen Worte — was der Wiener „geschwollene Reden“ nennt — und alles Großthun mit schönen Empfindungen — auch hiefür hat unser Dialect eine kräftige Bezeichnung — in die Seele hinein zuwider war. Und wenn Wien seiner Dichtkunst keinen Vorwurf geboten hat, so doch Österreich, das er über alles liebte, Österreichs und seines Herrscherhauses Geschick. Durch ihn fand das Österreich der Stadionschen Zeit ebenso seinen dichterischen Ausdruck wie die josephinische Zeit durch den älteren Collin. In der „Sappho“ finden wir das Wort, dass den Lorbeer nur den Bürger ziere, den Dichter drücke. Wie Collin dachte er in stillen Stunden dem Wesen des Staates nach, aber ihm hatte die Gottheit eine größere dichterische Kraft in die Brust gelegt und in „König Ottokars Ende“ (1825) gestaltete er einen vaterländischen Stoff zu einem Kunstwerk, wie kein Dichter in Österreich zuvor: es war ein poetischer Nachklang von 1809 und 1813 darin, zu dem Böhmenkönig hat Napoleon Züge geliefert, der Triumph der Dynastie und ein Ausblick in ihre glorreiche Geschichte schließen das Stück. Vier Jahre später gab Grillparzer im „treuen Diener seines Herrn“ ein Spiegelbild des patriarchalischen Verhältnisses von Herrscher und Unterthan im alten Österreich: Dem alten Bancbanus mochten fremde Beurtheiler knechtischen Sinn vorwerfen, aber wo Liebe das Grundmotiv des Gehorsams ist, kann von Sklaventhum nicht die Rede sein.

Allerdings ein solcher Dichter musste es schwer empfinden, dass in Wien der Bühne wie dem Leben so gar wenig Freiheit gegönnt war. Ja, er fand so lange Anerkennung bei den Machthabern, als — wie er selber einmal bitter bemerkt — seine Dichtung sich nur darum drehte, ob Hans die Grete bekommen soll oder nicht. Aber der Staat in seinen mannigfachen Beziehungen zum Menschen, die Geschichte des Vaterlandes und der Vaterstadt, Bürgertugend und politische Leidenschaften durften nicht Motive eines österreichischen Dichters sein. Sowie der thatfrohe Mann allmählich in der Abwicklung seines Tagewerks und in banalem Genuss aufgehen musste, weil keine Aussicht war, seine Kräfte in größerem Kreise selbständig für das allgemeine Wohl zu verwenden, so hatte der Dichter keine andere Wahl, als sich mit den kleinen Angelegenheiten des Herzens zu beschäftigen. Freilich, auch dies ist eine Welt, und Grillparzer kannte sie, aber befriedigt war er von ihr nicht. „O wie drängt Alles nach Thätigkeit in der Brust und wie lahm ist die Zeit“, schrieb damals ein junger Österreicher — ein Officier — an seinen Stiefvater: dieselbe Empfindung zehrte an Grillparzers Schaffenskraft.

Im Volksgarten haben sie nun sein Bildnis in Marmor aufgerichtet: nicht der braun gelockte Dichter der „Ahnfrau“ und der „Sappho“ steht da vor

uns, sondern ein stiller sinnender Mann von vierzig Jahren: es ist Grillparzer wie er auf der Höhe seines Lebens war, aber nicht freudig, sonnenumglänzt und gebietend wie Goethe, sondern entsagungsvoll in sich gefaßt, nach holden Jugendträumen zurückgewandt, die sich nicht erfüllten. Blicken wir aber auf den bilderreichen Schmuck der Wand, die das Denkmal im Halbkreis umschließt, so trösten wir uns über sein herbes Geschick: es hat ihn doch der



Franz Grillparzer

Fig. 67.

Nachwelt noch genug des Schönen schaffen lassen: da ist die „Ahnfrau“, da ist „Sappho“, da ist „des Meeres und der Liebe Wellen“, „König Ottokar“ „Medea“ und „der Traum ein Leben!“

Um sechs Jahre jünger als Grillparzer ist Franz Schubert, geboren 1797 auf dem Himmelpfortgrund, an der heutigen Nussdorferstraße. Er war der Sohn des Schullehrers bei den Serviten in der grünen Thorgasse und dazu bestimmt, dem Beruf seines Vaters zu folgen: 1814, da Wien von dem glänzenden Treiben des Congresses erfüllt war, trat der Jüngling, der schon Ohr und Seele voll Melodien trug, in die niedere Schulstube seines Vaters als Gehilfe ein. Nur drei Jahre hielt er es da aus, dann lebte er noch ein Jahrzehnt ein freies Dichterleben, sorgenlos nicht, aber auch nicht so voll Entbehrungen, wie man es öfter sagen hört. Wien war damals lange schon eine sehr musikalische Stadt: auf Mozart war Beethoven gefolgt — er wirkte noch, trat erst im Mai 1824 mit der neunten Symphonie zum letztenmal persönlich vor das Wiener Publikum — 1814 trat die Gesellschaft der Musikfreunde zusammen, 1825 kaufte sie das Haus des Grafen Kolowrat unter den Tuchlauben (jetzt 16), 1830—31 baute sie es um, 1820 war Weber's Freischütz gekommen, Rossini feierte eben seine Triumphe. Aber Schubert schuf eine neue Gattung: das Lied. Hier standen ihm alle Töne zu Gebote, die im Menschenherzen wiederklingen: Freude und Traurigkeit, Ahnen und Sehnen, grimmige Pein, Angst und Entzücken. Ganz besonders gelang ihm die Composition Goethe'scher Gedichte. Die holden Worte, die der Dichter einst an den Ufern des Mains und der Ilm, mitten in dem buntesten Leben, von Frauen- und Fürstengunst bestrahlt als ein rechter Liebling Gottes und der Menschen ersonnen, hier in Wien hat sie im dürftigen Stübchen der entlassene Schulgehilfe in herrliche Klänge verwandelt und ihre Schönheit so erst recht aufgeschlossen dem Herzen des Volkes: man darf sagen, tausenden von Menschen ist jetzt erst der goldene Schatz Goethe'scher Poesie zum Eigenthume geworden. Wir nennen hier nur den „Erlkönig", „den Fischer", den „König in Thule" des „Schäfers Klagelied". Vor die Öffentlichkeit brachte ein Schubert-Goethe'sches Lied zuerst der Violinspieler Jaell am 28. Februar 1819 in einem Concert beim „Römischen Kaiser" in der Renngasse. Damit war sein Ruf begründet und trug seinen Namen rasch über die Grenzen seiner Vaterstadt bis ins ferne England und Amerika. Nur ein kurzes Leben war ihm vergönnt, mit ein und dreißig Jahren musste er sterben. Grillparzer schrieb ihm die Grabschrift: „Der Tod begrub hier einen reichen Besitz, aber noch schönere Hoffnungen." Wenn Raimund und Grillparzer in ihrer Heimat selbst lange beinah vergessen waren, Schubert behielten die Wiener immer in frommem Andenken; die Stätten, wo sein schlichtes Leben sich abgesponnen, blieben geweiht: das Geburtshaus am Himmelpfortgrund, das Schulhaus in der Grünthorgasse, das Sterbehaus in Matzleinsdorf, der Gasthofsgarten am Währingerbach, wo er so manches Lied gedichtet hat. Seit Jahren schon steht sein Marmorbild im Grün des Stadtparks und alljährlich strömen am Allerseelentag viele, *ihn lieben*, hinaus auf den Centralfriedhof, wo er — wie früher am

Währinger Gottesacker — seinem letzten Wunsche gemäß neben der Asche des großen Beethoven die letzte Ruhstatt gefunden.

Eine Zeit, in der solche Geister wirken und weben, ist nicht arm und todt. Freilich die Keime des öffentlichen Lebens, die während der Kriegsdrangsale so kräftig emporgediehen waren, mussten sich wieder ins Erdreich zurückziehen und einen neuen Winterschlaf schlummern. Aber Gedanken und Empfindungen lassen sich durch Polizeivorschriften nicht unterdrücken, diese blieben wach, rührten und regten sich alle die Jahre, die zwischen dem Wiener Congress und der Revolution von 1848 lagen, in mannigfachem Wandel, gaben der Wiener Gesellschaft Leben und Farbe. In Zeitungen, in politischen Brochüren konnte sich's nicht aussprechen, aber in Gesprächen und Briefen in Tagebuchblättern, in Theaterstücken und Romanen.

Dass in dem Wiener Adel damals, nach 1815 und bis in die Dreißigerjahre, immer noch eine lebhafte Theilnahme an den Fragen der Zeit und eine geistreiche Geselligkeit zuhause war, wird uns von vielen Unbefangenen bezeugt. Jene spröde Abgeschlossenheit, in der sich später diese Kreise gefielen, existierte damals noch nicht: in den Aufzeichnungen der Caroline Pichler können wir lesen, wie viel diese Bürgerliche unter den Damen der Aristokratie verkehrte: niemals hat sie da die geringste Zurücksetzung erfahren. Der junge Prokesch, ein blutjunger Lieutenant, nur erst durch eine kleine Schrift über die Schlacht von Waterloo bekannt, gleichfalls ein Bürgerlicher, gieng im Hause des Fürsten Schwarzenberg, des Siegers von Leipzig, aus und ein wie ein Sohn. Gentz, der bürgerliche Protestant aus Preußen, hatte schon in der vorigen Periode eine glänzende Stellung in der vornehmen Gesellschaft eingenommen, während des Congresses — er führte das Protokoll — schwang er sich in den Rath der Fürsten empor, in seiner einfachen Wohnung in der Seilergasse suchten ihn Könige und Thronfolger auf. Hier nun blieb man vor allen in Fühlung mit den literarischen Bewegungen in Deutschland, Worte, die in den als geistvoll berühmten Salons der preußischen Hauptstadt gesprochen wurden, wiederholte man im Hause des Fürsten-Staatskanzlers, die Gedichte Heinrich Heines wurden hier gelesen und bewundert, die neuen großen Erscheinungen der deutschen historischen und philosophischen Literatur — Leo, Raumer, Ranke, Schelling und Fichte — mit Aufmerksamkeit verfolgt. Der Tod Goethes (1832) fand einen erschütternden Widerhall in der Staatskanzlei selbst. Gentz rief aus, er begreife nicht, wie, nachdem dieser große Geist dahin geschieden, doch alles so ruhig fortgehen könne im alten Geleis: es sei ja die ungeheuerste Veränderung, dass diese Lebensgemeinschaft aufgehört habe zwischen Goethe und seinen Zeitgenossen.

Steigen wir hinab in niedrigere Regionen, zu den großen Geldmännern und Kaufleuten, so finden wir auch da Interesse an Kunst und Literatur

an Politik: die orientalische Frage, der Polenaufstand, die Julirevolution konnten Personen, die ihrer Geschäfte wegen die Veränderungen in der Weltlage berücksichtigen mussten, nicht gleichzeitig sein. Dann sind die bescheidenen Häuser der höheren Beamten: wie es da zugegangen ist, erfahren wir wieder von Caroline Pichler, da versammelten sich die Literaten und Musiker, bedeutende Fremde versäumten nie, sich da einführen zu lassen, es gibt keine üppige Mahlzeiten, keinen Luxus an Gemächern, Möbeln und Lichtern, alles geht einfach und bürgerlich zu, die Männer sondern sich noch nicht ab, um Tabak zu rauchen und über Politik zu sprechen, die Frauen nehmen an ihren Gesprächen theil, oft wird etwas gelesen, manchmal auch musiciert, man trennt sich ohne Müdigkeit und Überdruss, denn man bleibt nicht gar zu lang beisammen, hat mäßig gegessen und getrunken. Überall aber herrscht jener wahrhaft liebenswürdige Ton, den man Herzenshöflichkeit genannt hat und der heute nicht mehr recht gedeihen will, man sucht nicht vor allem selbst zur Geltung zu kommen, sondern andere gelten zu lassen.

In diese Gesellschaft führen uns die meisten der Lustspiele Bauernfelds, 1801 zu Wien geboren und wie Grillparzer als kaiserlicher Beamter in seiner Vaterstadt thätig. Seine Gestalten haben alle mehr Natur und Leben, stehen menschlich höher, haben einen besseren Kern in sich, als die des gleichzeitigen deutschen Lustspieldichters Benedix oder gar Kotzebues, der ihm in seinen ersten Stücken äußerlich öfters Muster war. Dies liegt nicht allein darin, dass Bauernfeld mehr Dichtergabe besaß, seine Umgebung ist anders, die Welt, in der er lebt, ist liebenswürdiger. Wie gemüthlich sind seine Alten, auch wenn sie Haustyrannen oder Pedanten sind, wie gut und klug seine Mädchen und junge Witwen, wie tüchtig seine jungen Ärzte, Referendare, Officiere! Selbst die Carricaturen, die er uns hie und da vorführt, haben beinah niemals abstoßende Züge.

Auch die Maler der Zeit geben uns einen durchaus anmuthigen Begriff dieser Gesellschaft. Da sind die Porträts von Friederich Amerling: die Menschen, die er gemalt hat — sie gehören fast alle den vornehmen Kreisen der Kaiserstadt an — sind harmlose, offenherzige, gemüthsfrohe Menschen, die leicht und lebhaft empfinden und ihre Empfindung auch gleich ausdrücken. Dabei fehlt es ihnen keineswegs an Geist, es ist nur nicht ein grübelnder, kritischer, nergelnder Geist, sondern ein frei in die Welt blickender, der überall das Gute sucht und findet.

Nicht aber bloß diese Geselligkeit, die sich ja naturgemäß nur in engeren Cirkeln bewegt und offenbart, bildete den Reiz des Wiener Lebens in jener Zeit. Wien war auch damals — man darf dies nicht vergessen — eine europäische Weltstadt, es behauptete seinen Rang hinter Paris und London, *unter den deutschen* Städten aber nahm es ganz unbestritten den ersten Rang

ein. Dazu trug vieles bei. Zuerst das Theater. Die Hofbühne schwang sich unter Schreivogels Leistung zu einer Musteranstalt auf, unter seinem Nachfolger Deinhardstein gieng sie vielleicht ein wenig zurück, aber es wirkten auf ihr immer noch mehrere der bedeutendsten Künstler Deutschlands: Anschütz, Fichtner, Löwe, Sophie Schröder, Julie Rettich — welcher Wiener kennte nicht diese



Fig. 68. Bürgermeister Dr. Andreas Zelinka.

Namen heute noch aus Überlieferung! — eben damals haben sie den Grund zu ihrem Nachruhm gelegt. Aber auch die großen Schauspieler anderer deutscher Bühnen wurden vor dem Wiener Publikum, wenn sie erschienen, freudig anerkannt, ja mit Begeisterung gefeiert: so Ludwig Devrient aus Berlin, einer der gewaltigsten Menschendarsteller aller Zeiten, der 1828 als Gast hieher gekommen ist. Auch die Vorstadtbühnen erlebten damals ihre Glanzzeit: das Theater *an* der Wien, das, so lang es unter des Grafen Palffy Leitung

mit dem Burgtheater wetteiferte, das Carltheater, wo neben und nach Raimund Scholz und Nestroy erschienen: allerdings in der Komik dieses letzteren kündigt sich schon eine andere Zeit an, es lag etwas Scharfes, Unzufriedenes, Oppositionelles in ihr, die ältere Generation stieß sie denn auch ab, ja verletzte sie, aber die harmlose Grazie von Scholz „verstand selbst dem Gemeinen den Firnis des Gemüthlichen aufzutragen." Dazu rechne man nun noch den Aufschwung, den Tanz und Musik in jener Periode nahmen. Jener erhob sich in Fanny Elsler, die schon am Ende der zwanziger Jahre unsere Stadt entzückte, zu einer Vollendung, dass sie der Dichtkunst, der Malerei und Bildkunst ebenbürtig schien: nicht nur Stimmungen, Wünsche, Leidenschaften, die reinsten und edelsten Empfindungen, ja die erhabensten Gedanken wusste sie durch rhythmische Bewegungen des Leibes auszudrücken. Zur selben Zeit schuf die Musik der Strauß und Lanner dem Wiener Walzer seinen Weltruf: in der Jägerzeile im Haus „zum wällischen Bauern", bei den „zwei Täuberln" in der Marokkanergasse, beim „schwarzen Adler" in der Taborstraße, beim „Sperl" schwangen die beiden ihre Tactierstäbe und rissen Einheimische und Fremde in den anmuthigen Wirbel des Tanzes.

Ausbleiben konnte es freilich — wie in keiner Großstadt — auch in Wien nicht, dass sich eitle Genussſucht und leichtfertiges Treiben breit machten, dass sich viele Menschen hier sammelten, die nichts anders wollten, als ihr Geld in Saus und Braus verzehren, viele andere, die im Trüben fischen wollten, Abenteurer und Glücksritter. Aber wenigstens drängte sich in Wien — so berichten uns Reisende, die viel gesehen hatten — das frivole Wesen nicht so unverschämt in die Öffentlichkeit wie anderswo, es bestimmte nicht den Charakter der Stadt; auf den Vergnügungsorten, auf den Promenaden, in den Theatern und Gesellschaften gab es nirgends den Ton an, hier herrschte fast durchaus gute Sitte, nicht bloß äußerlich feine Formen, sondern wahrhafter Anstand. In einigen Wirtshausgesellschaften wie in der „Ludlamshöhle" — sie wurde von der Polizei, die geheime Umtriebe dahinter witterte, aufgehoben — mochte ein freierer Ton herrschen, es mochten da triviale Späße geübt werden, aber Rohheit oder gar Unsittlichkeit kann man ihnen nicht vorwerfen.

Für die breiten Schichten des eigentlichen Volkes war es freilich viel schlimmer, dass die Regierung Bewegung und Fortschritt nur auf dem materiellen Gebiete zulassen und fördern wollte. Denn hier besaß man nicht die Mittel, die verbotenen geistigen Genüsse und Anregungen sich auf Schleichwegen zu verschaffen, auch die Bildungsmittel, die im höheren Schauspiel, in den darstellenden Künsten und in ernster Musik liegen, waren diesen Kreisen gar nicht oder nur sehr schwer zugänglich. Da war es denn kein Wunder, dass bald wieder wie in den Tagen Nicolais, Essen und Trinken einzige Erholung von

des Tages Geschäften und Lasten bildete, daſs an den Vorstadttheatern Possenreißer wie Korntheuer oder der spätere Director Carl mehr Beifall fanden als Raimund und die Krones, kurz daſs das Volksthum zusehends verflachte. Aber es blieb doch wenigstens ein idealer Zug in dieser Bevölkerung: die Liebe zum Kaiser. Leidenschaftlich und rührend trat sie 1826 während einer Krankheit des Monarchen zutage, wo Castelli, dessen mundartliche Dichtungen damals sehr beliebt waren, in dem Gedicht: „Der Bauer beim Kaisern seina Grangheit" ihr schlichten Ausdruck lieh; dann 1835 bei dessen Tod. Noch jüngst hatte der greise Fürst bei schweren Prüfungen, die über Wien hereinbrachen — der Überschwemmung von 1830, der Cholera von 1831 und 1832 — der Stadt seine warme Fürsorge persönlich bewiesen. Nun empfahl er ihr in dem Testament den Kronprinzen, seinen Sohn. Auch für diesen haben denn auch während der dreizehn Jahre seiner Regierung die Wiener nur Sympathien gehegt.

Wenn der Vielschreiber Bäuerle zur Charakteristik der Periode zwischen 1835 und 1848 das Wort ausgesprochen hat: „Es gibt nur a Kaiserstadt, es gibt nur a Wien", so dachte er dabei — flach wie er selber war — an das materielle Genuſsleben, die Lustigkeit des Volkes, die billigen Preise, allenfalls noch an die Theater und an die Strauß'sche Tanzmusik. Aber es hat doch auch eine tiefere Bedeutung. „Das ganze Ansehen der Stadt und Umgegend," schrieb Varnhagen von Ense 1834 über Wien, „hat etwas Reiches, Vergnügliches, Sinnlich-Frohes, die Leute schienen hier gesunder und froher als anderwärts; die schlimmen Geister, welche den Menschen begleiten, quälen, nicht loslassen, konnten in dieser Luft nur schwer athmen und hatten wohl selten versucht, hier sich einzunisten. Solch Anschein hat etwas ungemein Gefälliges, übt auf jedes Gemüth und jede Stimmung eine stillberauschende Kraft und läſst die Empfindung entstehen, so sei es eigentlich mit allem Menschendasein gemeint, für jedes Leben sei ein solches Element das rechte, das natürliche. Und wenn es auch nur ein Anschein ist, auch dieser ist etwas wert."

XIII.

Die Revolution von 1848.

Schon in den ersten Vierziger Jahren erschien den Gebildeten in Wien das ängstliche Bemühen der Regierung jede freiere Regung der Geister niederzuhalten, alle Quellen zu verstopfen, aus denen selbst das harmlose Leben der Wissenschaft und der schönen Literatur neue Nahrung hätte schöpfen können, beinah unerträglich. Keineswegs ist jenes Bemühen völlig gelungen, es herrschte doch immer ein reges geistiges Leben in unserer Stadt: noch im Jahre 1840 fand ein protestantischer Buchhändler aus Gotha unter den Wienern „*Verstand, Lebendigkeit, Kenntnisse*", er sieht Österreichs Kraft hier, in seinem

Mittelpunkt seit 1815, wo er es zum letztenmal besucht, nicht vermindert. „Die hochmüthigen Thoren," ruft er aus, „die in protestantisch nördlicher Verstockung von österreichischen Barbaren und dem verfaulten Kaiserstaat reden!" Aber alles beruhte doch auf verbotenen Beziehungen mit dem Ausland; von dort ließ man sich heimlich Bücher und Zeitungen kommen, dorthin sandten Schriftsteller ihre Werke, die sie hier unmöglich hätten drucken lassen können. Die Spaziergänge eines Wiener Poeten von Anastasius Grün sind in Hamburg erschienen. Damit nun war man eben nicht mehr zufrieden, war der Heuchelei müde, wollte in der Heimat, im eigenen Haus, doch auch ein freies Wort sagen dürfen.

Wie eng beschränkt war das Gebiet, auf welchem sich die Presse in Wien sowie in ganz Österreich bewegen durfte! Von politischen Zeitungen war nicht die Rede, aber auch gesellschaftliche und literarische Fragen konnten nur mit größter Vorsicht behandelt werden; dass die Sonntagsblätter des vaterländischen Dichters L. A. Frankl sich doch auf der Höhe eines deutschen belletristischen Journals halten konnten, war ein eigentlich Wunder. War es doch so weit gekommen, dass ernste Männer in der Berathung über die Gründung einer Akademie der Wissenschaften in Wien, das Wort „Geschichte" in ihren Entwurf nicht aufzunehmen wagten, weil dadurch, wie sie meinten, das ganze Unternehmen der Regierung verdächtig werden würde; dass einem Historiker, der das Leben des Cardinals Khlesl zu schildern unternahm, nicht gestattet wurde, in seinem Buch ein Schriftstück mitzutheilen, in dem sich jener Staatsmann als ein Gegner der Jesuiten aussprach, — denn die Regierung, so hieß es — müsse die Jesuiten schützen!*) Dabei waren dieselben Männer, die mit solcher Engherzigkeit die unschuldigsten Worte verpönten, gegen wirkliche Angriffe wie mit Blindheit geschlagen. Auf der Bühne des kaiserlichen Hofes konnte im Jahre 1846 Bauernfeld in dem Lustspiel „Großjährig" das ganze Regierungssystem gleichsam mit Hohn überschütten. Der Dichter führt darin einen jungen Mann vor, der von seinem Vormund Blase in unerhörter Weise gegängelt wird, jede selbständige Handlung ist ihm verwehrt, Worte, Geberden, ja Gedanken sind ihm vorgeschrieben, es wird ihm ein Mädchen zur Frau bestimmt, ohne dass er auch nur gefragt wird, ob er sie will; obwohl Alter und Kenntnisse ihn längst dazu berechtigen würden, darf er doch seine eigenen Güter nicht selbst verwalten, der Vormund verwaltet sie für ihn und so schlecht, dass sie dabei zu Grunde gehen. Die Unterthanen bitten um Reparatur des Schulhauses; es drohe einzustürzen, „Wir wollen's abwarten," sagt Blase. „Abwarten, das ist das Hauptgeheimnis einer guten Administration. Wenn man wartet kommt alles von selbst." Und er legt das Gesuch bei Seite zu den übrigen Acten. Indes zeigen sich bei Hermann, dem Mündel, doch Spuren von

*) Beide Thatsachen entnehme ich den Briefen Hammer-Purgstall's an Koch, Österr. R[illegible] 1883.

eigenem Willen. Blases getreuer Diener — sein Name ist Spitz, wer musste dabei nicht an die geheime Polizei denken? — macht darauf aufmerksam: „Der junge Mann fängt nachgerade an, sich zu fühlen. Er äußert bisweilen Ideen.“ Blase erschrickt: „Was sagen Sie? Ideen?“ Spitz: „So zu sagen freie Ideen.“ Blase: „Freie Ideen in meinem Hause? Wie kommen die herein? Wo nimmt er die her?“ „Aus der Luft,“ ist die Antwort „dort schwimmen sie heut zu Tage.“ Hermann lehnt sich endlich offen gegen den Vormund auf, er will sein väterliches Erbe selbst bewirtschaften, aufräumen mit dem alten Schlendrian: „ich will Sümpfe und Moräste austrocknen“



Fig. 69. Ansicht der Hernalser Linie um 1840.

ruft er aus.“ „Keine Sümpfe mehr?“ fragt Blase entsetzt. „Das sind Schwärmereien, ich hätte gute Lust, Sie unter Curatel zu setzen.“

Bauernfelds Stück war ein sehr kühner, aber doch versteckter Spott, aber es giengen damals aus den Kreisen der Wiener Schriftsteller und Gelehrten auch schon offene Beschwerden und Proteste gegen den Druck der Regierung hervor. Indes blieben sie unbeachtet, ja zu Beginne des Jahres acht und vierzig fieng die Censur an, mit verdoppelter Strenge zu walten. Ein neuer Beamter setzte einen Ehrgeiz darein, Wien von allen verbotenen Büchern zu reinigen. Die Revision der von Ausland kommenden Bücherballen wurde nun mit einer Genauigkeit und Unnachsichtigkeit geübt, die die Buchhändler in

Verzweiflung brachte. Auch wurden die Läden und Magazine amtlich untersucht, was sich an verbotener Ware vorfand, ward unbarmherzig ausgestoßen und mit Beschlag belegt. Die Buchhändler erhoben die Klage, sie und ihre Familien würden an den Bettelstab gebracht, wenn man die Censur in der bisherigen Weise fortarbeiten ließe.

Nicht aber bloß die Bevormundung auf dem geistigen Gebiet wurde in jener Zeit schon empfunden, man verlangte auch bereits nach politischen Freiheiten. Zwar sehr schüchtern geschah es und sehr bescheiden, aber doch. Wir erinnern uns, die Bürgerschaft hatte an der Verwaltung der Stadt so gut wie keinen Antheil; wohl war der Bürgermeister von dem äußeren Rath gewählt, aber diesen selbst ernannte der Magistrat und überdies war er gegen oben so gefügig, dass seine Mitglieder im Volksmund nur die „Ja ja Manderln" hießen. Verwalter des städtischen Vermögens war der Magistrat, aber nur zu ganz unbedeutenden Ausgaben berechtigt und auf Schritt und Tritt von der Regierung beaufsichtigt. Es wäre immerhin ein Fortschritt gewesen, was Bürgermeister Czapka vorschlug, dem Magistrat einen Bürgerausschuss, aus dem äußeren Rath gebildet, zur Seite zu setzen, der in Finanzsachen mitzuberathen hätte. Doch kam es nicht dazu. Eine Erweiterung der Befugnisse des Magistrats erfolgte im Jahre 1842, wo ihm das Armenwesen anvertraut wurde. Die großen Mängel, die diesem anhafteten, wurden aber dadurch nicht behoben, eben weil jene städtische Behörde zu wenig Selbständigkeit und zu wenig Fühlung mit der Bürgerschaft hatte. Als nun in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre Missernte, Theuerung und Arbeitsstockungen die Lage der kleinen Leute in der Stadt arg verschlechterten, traten diese Mängel grell zu Tage. Ein deutliches Zeichen wieder erwachenden Bürgersinns war es, dass die Bürgerschaft diesmal nicht Abhilfe allein von oben erwartete, sondern selber zugriff, um die allgemeine Noth zu mildern so gut es gieng. Eine große Anzahl angesehener und reicher Männer bildete 1847 einen Wohlthätigkeitsverein, um zu thun, was die öffentliche Armenpflege nicht leisten konnte. Die Regierung sah es nicht gern, sie warf dem Magistrate vor, jene Gründung sei ein schlagender Beweis von der Unzulänglichkeit der öffentlichen Armen- und Versorgungsanstalten, stellte ihm die Leistungen der lombardo-venetianischen Stadtgemeinden auf diesem Gebiet als Muster auf. Aber diese erfreuten sich eben einer größeren Autonomie. Dies hob denn auch Bürgermeister Czapka in seiner Antwort hervor, dass dort — in den italienischen Provinzen — schon lange „eine wohlgeordnete Gemeindeverfassung und eine selbständige Gemeindeverwaltung bestehe, wodurch Gemeinsinn und Gemeingeist gehoben werde".

Endlich erhoben sich auch Stimmen, die außerhalb der Bürgerschaft standen, höhere Beamte und Abgeordnete der Stände, um von der Regierung die Lösung der Fesseln, in denen die städtischen Gemeinden in Österreich überhaupt geschlagen waren, zu verlangen; sie sprachen damit zugleich für Wien,

die Reichshaupt- und Residenzstadt. Der Freiherr von Andrian-Warburg that es zuerst 1841 in einer Schrift „Österreichs Zukunft", die in den folgenden Jahren eine solche Verbreitung fand, dass Grillparzer sie 1848 sogar in den Händen eines Fiakers sah. Der Freiherr bezeichnete darin „die freie kräftige Entwicklung des Gemeindelebens als die Grundbedingung des materiellen Wohlstands im Staat," den Staatsmännern Österreichs wirft er vor, sie hätten vergessen, dass „derjenige, welcher gewöhnt worden ist, die Angelegenheiten seiner Gemeinde mit Gleichgiltigkeit zu betrachten, mit derselben Seelenruhe die Hände in den Schoss lege, wenn Staat und Staatsverfassung um ihn herum in Trümmer gehen." Prophetische Worte, deren Wahrheit sich nur zu bald erwies! In den Ständeversammlungen der nächsten Jahre, in Böhmen, in Niederösterreich wurden sie wiederholt; endlich — 1847 — wählte die letztere einen Ausschuss, der eine Gemeindeordnung nach dem Muster der lombardischen Communalverfassung berathen sollte.

Dies betraf alles blos den engeren Kreis des städtischen Wesens. Nach neuen zeitgemäßen Landesordnungen gieng das Streben der verschiedenen Stände, auch derer von Niederösterreich. Zu viel weit aussehenderen Wünschen und Forderungen gab endlich ein Ereignis Anlass, das sich jenseits der Grenzen unseres Vaterlands vollzog: die sogenannte Februar-Revolution in Paris.

Frankreich, wo seit dem Jahre 1830 Louis Philipp von Orléans König war, hatte seit langem eine Verfassung mit zwei Kammern. In der einen, der Deputirtenkammer, gab es eine ansehnliche Minorität, die die Regierung bekämpfte. Zuletzt wollte sich diese der Majorität nicht mehr unterwerfen, sie protestirte und wandte sich in aufreizenden Reden, Zeitungsartikeln und Flugschriften an die Nation; diese solle nun entscheiden. In der allgemeinen Bewegung erhob sich ein drittes Element, das nichts mehr vom Königthum wissen wollte und nicht nur dem Adel und der Geistlichkeit, sondern auch der reichen Bürgerschaft, auf die sich die Regierung vorzüglich stützte, feind war; es bestand aus Ausgewanderten aller Nationen — Polen, Italienern, Deutschen — aus einheimischen und fremden Handarbeitern und einigen Schriftstellern. Was niemand für möglich gehalten hätte, geschah: diese Partei errang den Sieg und die Republik ward ausgerufen.

Diese Veränderung machte in Deutschland den größten Eindruck. Zwar an die Herstellung von Republiken dachten nur wenige. Aber dort, wo keine Verfassungen bestanden, wurde man durch die französischen Ereignisse dazu aufgeregt, solche sich mit Gewalt zu erringen, wo sie — wie in Süddeutschland vorhanden waren — die Macht der Fürsten, die auch da immerhin noch sehr bedeutend war, einzuschränken und das Schwergewicht der Regierung in die Volksvertretungen zu legen. Vor allem aber hoffte man in der allgemeinen Erschütterung einen Gedanken zu verwirklichen, der seit den Befreiungskriegen *von den Gebildeten* überall gehegt wurde: Deutschland, ein loser Bund von

zahlreichen Staaten, der nach Außen nichts bedeutete, sollte wieder wie in alten Zeiten ein mächtiges einheitliches Reich werden. Wie das geschehen sollte, darüber giengen die Meinungen sehr auseinander. Einige träumten auch für diesen großen Staat die republikanische Form, die meisten waren für die Beibehaltung der Fürsten und wollten einen Kaiser an der Spitze, wie dies ja einst gewesen war. Die einen dachten Österreich die Führerschaft zu, die anderen Preußen, einig war man aber darin, dass ein deutsches Parlament von frei gewählten Abgeordneten des Volkes zusammentreten müsste, um die neue Gesammtverfassung zu berathen und ins Leben zu rufen.

Die Bildung eines einigen Deutschlands zu befördern war aber nicht die Absicht der in Paris siegreich gebliebenen republikanischen Partei, es war ihr nur um Verbreitung ihrer Grundsätze zu thun, um Umsturz und Verwirrung. Dazu sandte sie ihre Agenten aus, dazu verwendete sie große Summen. Vorzüglich auf die beiden mächtigsten deutschen Staaten, auf Österreich und Preußen war dabei ihr Absehen gerichtet; hier waren schon in den ersten Märzwochen ihre Emissäre thätig. Eine innere Missstimmung kam ihnen dabei ebenso in Berlin entgegen wie in Prag und Wien.

Uns berührt eben nur Wien. Dass sich in den ersten Märztagen sowohl Mitglieder der nieder-österreichischen Stände, wie auch die Bürgerschaft — der Gewerbeverein, die Advokaten, Fabrikanten und Kaufleute — in Denkschriften, Petitionen und Adressen an den Landesausschuss und die Regierung um Reformen wandten, dazu bedurfte es keines Antriebes fremder Agenten: das Bedürfnis war lange empfunden, die Sehnsucht lang gehegt, es fehlte nur an dem Muth, sich auszusprechen, den fand man jetzt in der allgemeinen Bewegung. Aber zugleich begann es unter den Studenten und Arbeitern bedenklich zu gähren. Dass jene eine Erhebung im Schilde führten, dass sie mit geheimen Clubs des Auslands in Verbindung ständen, davon vernahm man in den Universitätskreisen bald nach dem Ausbruch der Pariser Revolution*). Es ist auch außer Zweifel, dass die Arbeiter von Fremden aufgehetzt wurden; eine Erhöhung der Fleischpreise verschaffte ihnen um so leichteres Gehör. Schon am 3. März fanden Ansammlungen statt; auf dem Graben unter den Fenstern eines jüdischen Bankiers, der einen Ball gab, ließ sich die Menge drohend vernehmen, man solle nicht tanzen, während das Volk kein Fleisch habe**). Am 10. und 11. fanden in Gumpendorf und Gaudenzdorf Arbeiterversammlungen statt, wo heftige Worte gegen die Fabrikanten fielen.

Am 13. kam, wie man weiss, die Revolution zu offenem Ausbruch. Einen Augenblick vereinigten sich die gemäßigten Elemente aus der Bürgerschaft mit den extremen der Aula und der Fabriken. Vergebens hatte der Bürgermeister Czapka versucht, jene von dieser Verbindung abzuhalten, in dem er

*) Fürster's Memoiren I. 21.
**) Vitzthum-Eckstädt, Berlin und Wien 1845 — 52. S. 76.

darauf verwiesen, wie er und der Magistrat die gesetzlichen Organe für die Wünsche der Stadtbevölkerung seien. Nicht ganz gerecht, gab man ihnen die Antwort: er hätte nie etwas für die Bürgerschaft gethan, sondern immer nur sich der Regierung ergeben zu zeigen gesucht. Die Aufforderung, am 13. mit zwölf Räthen im Ständesaal zu erscheinen, lehnte er ab; es entspreche dies nicht der ständischen Verfassung. Aber auf dem Boden dieser stehen zu bleiben war auch die Bürgerschaft nicht gewillt. Der Zug der Studenten auf das Landhaus in der Herrengasse, die Forderungen, die eine Deputation derselben den Ständen aussprach, — Press- und Lehrfreiheit, Versammlungs- und Vereinsrecht, eine Reichsversammlung, verantwortliche Minister, Schwurgericht etc. — dies alles war ganz in ihrem Sinn. Als dann ein Studentenausschuss im Verein mit Abgeordneten der Stände sich in die Burg begab, um der Regierung, an deren Spitze Erzherzog Ludwig stand, jene Forderungen zu wiederholen, da gesellte sich auch eine Bürgerdeputation dazu.

Die Regierung hätte auf den Ansturm gefasst sein können, fremde Diplomaten wussten schon eine Woche vorher ihren Höfen zu berichten, dass in Wien etwas im Werke sei. Aber sie hatte gar keine Vorsichtsmaßregeln getroffen, nur wenig Militär lag in den Kasernen. Im Salon des greisen Fürsten Meternich wiegte man sich noch am Abend vorher in vollkommener Sicherheit, der vielgehasste Polizeiminister Graf Sedlnitzky glaubte mit der Aufnahme einer Anzahl von geheimen Polizisten genug gethan zu haben. Erst um die Mittagsstunde, als der Andrang in der Herrengasse und rings um die Burg bis auf den Ballplatz vor der Reichskanzlei immer mächtiger wurde, entsandten sie ein Bataillon ungarischer Grenadiere, die Menge zu zerstreuen. Die Soldaten, von Studenten und Arbeitern alsbald angegriffen, gaben zuerst nur blinde Schüsse, die erbitterten, ohne zu schrecken, endlich, nachdem sie selber bereits Verluste erlitten, schossen sie scharf; es gab einige Todte und mehrere Verwundete, einen alten Essighändler aus der Vorstadt, einen Studenten, mehrere Arbeiter; keiner von den fremden Aufwieglern, keiner der einheimischen Führer war darunter, die meisten mehr neugierige Zuseher als thätige Antheilnehmer. Mitleid verdienen sie gewiss, aber sie wurden hernach als die sogenannten Märzgefallenen wie Helden verehrt, die ihr Leben der Freiheit zum Opfer gebracht hätten. Der Soldaten dagegen, die da ihrer Pflicht und dem Eid, den sie dem Kaiser geschworen, getreu, gefallen sind, — auch sie Söhne des Volkes, auch sie Angehörige des Staates — gedachte niemand. Die Menge zog sich gegen den Hof und machte Miene, das Zeughaus zu stürmen, auf dem Judenplatz erhoben sich Barrikaden. In den Vorstädten waren inzwischen arge Excesse verübt worden, Arbeiterscharen hatten in Gumpendorf Fabriken erstürmt und geplündert, in Mariahilf die Linienwachhäuser in Brand gesteckt. Nun zogen sie unaufgehalten über den Glacis den Aufständischen in der Stadt zu Hilfe, erzwangen sich den Eintritt an den verschlossenen Thurm. Die Bürgergarde

schlägt Alarm und greift zu den Waffen, eine Deputation von Officieren begibt sich in die Burg, wo die Regierung, rathlos über die Forderungen der Stände, versammelt war. Die Bürgerofficiere verlangten sofortige Entfernung des Militärs aus der Stadt und Bewaffnung der Studenten. Der Rector der Universität, Jenull, der gleichfalls herbeigeilt war, that einen Fußfall, damit der Erzherzog das letztere gewähre. Wirklich geschah das Unerhörte; die Studenten — darunter viele blutjunge Burschen von fünfzehn und sechzehn Jahren, da die damalige philosophische Facultät den zwei höchsten Gymnasialklassen von heute entsprach — erhielten Waffen aus dem Zeughaus, das Militär wurde zurückgezogen. Von geringer Bedeutung war es, dass auch die nachträglich erhobene Forderung, Fürst Metternich solle seine Entlassung nehmen, bewilligt wurde; dieser Staatsmann, der einst mit unleugbarem Geschick nicht nur die Angelegenheiten Österreichs geleitet, sondern auch mannigfach und entscheidend in die großen europäischen Fragen eingegriffen hatte, war der Bewegung ohnedies nicht gewachsen; „schwach, stocktaub, fast zu einem Schatten zusammengeschrumpft, in längst verbrauchte Phrasen und Redensarten eingepuppt, ein Kind gewordener Greis", so schildern ihn damals Beobachter, die durchaus nicht gegen ihn, wohl aber gegen die Revolution eingenommen waren.

Auf diese Zugeständnisse folgten in den nächsten Tagen andere: Aufhebung der Censur und Verheißung eines Pressgesetzes, Bildung einer Nationalgarde, Zusage einer Verfassung. Ruhe wurde anscheinend hergestellt, der Kaiser auf einer Fahrt durch die Stadt mit Jubel begrüßt. Aber die neuen Minister, die der Erzherzog berief, waren ganz ohne Energie; welch eine Schwäche, dass man den Belagerungszustand über Wien verhängte und den hochverdienten Fürsten Windischgrätz zum Zivil- und Militärgouverneur ernannte, aber beides nicht zu verkünden wagte; als es dann ruchbar ward und Unzufriedenheit sich darüber äußerte, beides wieder zurücknahm, den Fürsten von Wien entfernte! Die offenkundige Schwäche der Regierung, die zum Bewusstsein erwachten Volkskräfte bargen den Keim zu immer neuen Conflicten.

Zunächst warf sich die Freude revolutionärer Propaganda, nachdem es ihr in Wien so gut gelungen, auf Berlin. Was dort am 18. März geschah, ist im wesentlichen eine Wiederholung der Wiener Vorgänge am 13. Der erste Geschichtsschreiber Deutschlands stand zur selben Zeit nicht an, in einer Denkschrift zu äußern: jedermann wisse, dass Anstoss, Leitung und zum Theil die Mittel, durch welche die Märzrevolution sich vollzog, von außen kamen. Nicht gerade durch die Gewalt der Waffen siegte sie, aber sie behauptete den Platz. In den beiden größten Hauptstädten Deutschlands hatte die internationale Umsturzpartei festen Boden gefasst.

Man muss fortan unterscheiden, was in Wien durch die Bürgerschaft geschah, und was durch die fremde Agitation angestiftet, von Studenten und Proletariern ausgeführt wurde.

Schon am Morgen des 15. März hatte der Bürgermeister eine Anzahl hervorragender Bürger berufen und ihnen die Bildung eines Ausschusses vorgeschlagen, der den Magistrat bei Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung unterstützen sollte. Noch am selben Tage trat dieser ins Leben, zuerst bestand er aus 24, dann aus 36 Mitgliedern; dass der Bürgermeister von den radicalen Elementen der Stadt genöthigt ward, sein Amt niederzulegen und Wien zu verlassen, änderte doch nichts an der gemäßigten Haltung desselben, er blieb durch mehr als zwei Monate thätig, nicht eigentlich theilnehmend an der städtischen Verwaltung, aber doch den Magistrat vielfach beeinflussend. Eine



Fig. 70. Ansicht der Währinger Linie um 1840.

kaiserliche Entschließung vom 17. gab dann, was längst gehegter Wunsch auch der Gemäßigtesten war: die Bürgerschaft sollte sich wieder wie in alten Zeiten einen Rath wählen, „Gemeindeausschuss“ nannte man ihn einstweilen. Die Wahlordnung ward vom Magistrat und von jenem Bürgercomitee berathen und aufgesetzt, die Wahlen giengen am 20. Mai — keineswegs unter starker Betheiligung der Berechtigten — vor sich, am 25. trat der neue Gemeindeausschuss zusammen: seit beinahe dreihundert Jahren war es wieder das erstemal, dass städtische Dinge von einer ganz frei gewählten bürgerlichen Körperschaft verhandelt wurden. Nicht bloß die innere Stadt, auch die noch

unter ihren Herrschaften stehenden Vorstädte waren da vertreten, jene durch 20, diese durch 80 Mitglieder. Ausdrücklich war ihr, neben den polizeilichen Functionen des nun aufgelösten Bürgerausschusses das Recht eingeräumt „die Wünsche der Gemeinde auf geregeltem Wege zur Kenntnis der Regierung zu bringen". Mit Eifer und ernstem Willen gieng der Gemeindeausschufs an seine Geschäfte. Sitzung auf Sitzung fand statt, zumeist bis in die späte Nacht. Es wurden neue Sectionen gebildet, die eine übernahm die Finanzen, die andere die Bausachen, die dritte die Gewerbssachen — hier kamen vornehmlich die Klagen der zünftigen Meister über die zahlreich ertheilten Concessionen, die sogenannten Befugnisse zur Sprache. Auch eine Reform des Volksschulwesens nahm man in Angriff, Armenpflege und Marktordnung blieben nicht vergessen; das gesammte Gebiet der städtischen Verwaltung zog dieser Ausschufs in das Bereich seiner Thätigkeit.

Aber die Bevölkerung war weit entfernt, dem einen lebhaften Antheil zu widmen, im Vordergrund ihres Interesses standen ganz andere Dinge: die Ausbildung constitutioneller Freiheiten, insbesondere der Presse und der Association; die Wahlen für das deutsche Parlament, das in Frankfurt zusammentreten sollte — unter den Arbeitern endlich die socialen Verhältnisse. Ein allgemeiner Widerwille gegen alle Autorität war die verhängnisvolle Erbschaft, die der Vormärz diesem Geschlecht hinterlassen, der kindliche Glaube, als könne sie immer und überall leicht gestürzt werden, die Nachwirkung der leichten Erfolge, die man bis dahin schon errungen hatte.

So kam es denn zu immer neuen Unruhen. Höchst aufreizend wühlten einige neue Journale, wie Häfners Constitution, oder eines gewissen Mahler Freimüthiger. In der Studentenschaft war Anton Füster, ein Geistlicher, Professor der Religionswissenschaft und nun Feldpater der akademischen Legion, von verhängnisvollem Einfluss. In den Denkwürdigkeiten, die er herausgegeben, rühmt er sich selbst, dass er die Aufregung unter den Studenten vermehrt, „wo sie nothwendig war". In bombastischen Reden pries er überschwenglich die Verdienste der akademischen Jugend um Freiheit und Vaterland, bei den bedenklichen Unternehmungen hatte er kein abmahnendes Wort. Studenten und Volk hatten die Liguorianer in Wien zum Abzug gezwungen, als dies gelungen war, regte sich in der Aula der Gedanke, nach Eggenburg zu ziehen, wo diese Congregation gleichfalls ein Haus besaß und sie auch dort zu vertreiben. Zwei Studenten fragten Füstern, ob sie nicht ein Schreiben vom Ministerium zu dem Freischarenzug bedürften, er fragte sie „im Scherze" zurück: ob man zum Wanzen ausbrennen ein Ministerialschreiben brauche. Er schildert dann das Unternehmen, das wirklich ins Werk gesetzt wurde, wie folgt: „Es bildet sich ein hübscher Zug, [illegible]eils sehr junge Burschen, die ohne andere Legitimation als die [illegible]ution, der Waffe, hinzogen, und die Füchse vertrieben, von denen die

meisten schon vor ihrer Ankunft ihre schöne Höhle verlassen hatten . . . Die Studenten sollen nach den Berichten der Reaction gottlos daselbst gehaust, Sacrilegien begangen haben. Einen Vespermantel nahmen sie zu einer Fahne, ich glaube, es war keine Unehre für den Vespermantel . . . Auch sollen die Studenten sich in Messkleider geworfen haben — freilich nicht recht von dem bekannten religiösen Standpunkt aus betrachtet; allein ich glaube, dass die Kleider sehr selten oder nie von so braven Menschen getragen worden sind, als von den wackern Aposteln der neuen Religion der Freiheit, der Gleichheit, der Brüderlichkeit". Das Landvolk, das sich „in seiner Einfalt" gegen die Studenten „aufhetzen ließ" vergleicht er mit Pferden und Ochsen, den schnellen Rückzug der erschreckten Studenten rechtfertigt er damit, dass sie „beinahe durchgehends keine Munition hatten!"

Die so geleiteten Studenten waren ohne es zu wissen das Hauptwerkzeug in den Händen der revolutionären Zeitungsschreiber und der revolutionären Propaganda, die hinter ihnen stand. Dazu kam noch die Arbeiterschaft, die damals noch ganz unklare politische Ideen hatte. Diese Elemente haben die Stadt Wien in den folgenden Monaten nicht zur Ruhe kommen lassen, die freisinnige, aber ordnungsliebende Bürgerschaft trat immer mehr zurück. Am 2. und 3. Mai stürzten sie das Ministerium durch Aufläufe und Katzenmusiken, am 17. desselben Monats verließ der Hof die Stadt und gieng nach Innsbruck, am 18. machten Häfner und sein Spießgeselle Tuvora, den Versuch die Republik auszurufen (das scheiterte freilich kläglich!), am 26. Mai gab der Versuch der Regierung, die akademische Legion aufzulösen, das Signal zu neuem Barrikadenbau. Von da an herrschte Anarchie in der Stadt. Auch konnte sie nicht mehr als die Hauptstadt des Reiches gelten, allenthalben in der Provinz protestirte man gegen das Vorgehen der Wiener, von Prag und Pest giengen Deputationen nach Innsbruck, um den Kaiser und König in ihre Mauern einzuladen.

Inmitten dieser Gährung sind dann die Wahlen in das deutsche Parlament und später in den constituierenden österreichischen Reichstag vorgenommen worden.

Die Theilnahme an den Geschicken Deutschlands war in Wien nie ganz erstorben, von der deutschen Einheit hatten auch Wiener Dichter und Schriftsteller des Vormärz gesungen und geschrieben. Nach dem Ausbruch der Revolution trat die Sympathie für die Einheitsbewegung, die in Deutschland nun bestimmtere Formen annahm, offen hervor, am meisten unter den Studenten und Literaten. Am 2. April wurde auf dem Stephansdom die schwarzrothgoldene Fahne aufgehisst: das Symbol der deutschen Einheit. Es ist doch bezeichnend, dass man im Volke hie und da daran Anstoß nahm. Schuselka erzählt, er sei damals von einem Bauern bei Grinzing gefragt worden, was denn diese Fahne bedeute: ob sie etwa aufhören sollten, Deutsche zu sein? Derselbe Schriftsteller wurde dann, als er in einer Wählerversammlung von Hernals

— in Ungers Kaffeehaus — als Bewerber um ein Mandat für das deutsche Parlament in Frankfurt auftrat — interpelliert, wie er sich das Verhältnis zu Deutschland denke: man wollte darüber beruhigt sein, dafs nicht etwa die Großmachtstellung Österreichs in Frage gestellt werde. Aber in die Kreise, die die Revolution machten, trat das Österreicherthum immer mehr vor einem extremen Deutschthum zurück: es war dasselbe wie bei den revolutionierenden Slawen in Böhmen, Polen und Krain, die dem Panslavismus huldigten, bei den Ungarn, die an eine völlige Trennung von Österreich, ja vom Hause Lothringen-Habsburg dachten. Allenthalben traten in diesen Sommermonaten Tendenzen zu Tage, die auf eine Zertrümmerung der altehrwürdigen Monarchie hinarbeiteten. Damals ist es ja geschehen, dafs der größte Dichter Österreichs, zugleich einer der wärmsten Patrioten, jenen berühmten Segenswunsch an Radetzky gerichtet hat. Dieser stand mit einem Heere, in dem alle Nationalitäten des Kaiserstaats — auch die Reichshauptstadt — vertreten war, in Oberitalien. Auf die Kunde von der Pariser Februarrevolution hatten sich dort Venedig sowie Mailand gegen die österreichische Herrschaft erhoben, der König von Sardinien war darauf ins Lombardische eingefallen, um den Aufständischen die Hand zu reichen. Radetzky schlug ihn in mehreren siegreichen Gefechten und drängte ihn zurück. In Wien wurde dies wenig bemerkt, die Radicalen wünschten wohl auch ganz offen dem Feinde den Sieg: als in der zweiten Hälfte des März eine patriotische Aufforderung an die Wehrhaften nach Italien zu eilen, erschien, durfte Häfner in seiner Constitution das Wort wagen: „Nicht auf nach Italien! Hier bleiben!“ Im Juni kam die Nachricht von den Fortschritten Radetzkys, in der Masse der Bevölkerung fanden sie wenig Wiederhall. Da ließ Grillparzer in der Donauzeitung — eine der wenigen gemäßigten Tagesblättern — das Gedicht einrücken, das wir alle kennen:

„Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich!
Nicht bloß um des Ruhmes Schimmer.
In Deinem Lager ist Österreich,
Wir andern sind einzelne Trümmer.“

Dem vorschauenden Geist des Dichters war die Einsicht aufgegangen, die den Politikern des Tages verschlossen war, dafs die Hauptstadt der Habsburgermonarchie nun drüben jenseits der Berge war, unter den Gezelten zwischen der Etsch und dem Mincio, nicht mehr in dem anarchischen Wien.

Die Wahlen in den österreichischen Reichstag giengen nicht ohne Unruhen vor sich. Hiezu trug besonders bei, dafs sich der Sicherheitsausschufs die Leitung derselben anmaßte, während diese doch dem Gemeindeausschufs und dem Magistrat tanden. Auch der neugebildete „demokratische Verein“ drängte sich dabei en Vordergrund, die Wahlen in Wien und Umgebung fielen demgemäß ich radical aus. Füster erhielt ein Mandat in der Vorstadt Mariahilf. heitsausschufs und demokratischer Verein bewirkten auch wenige Tage



Fig. 71. Das Operntheater in Wien. (Aus „Die österr.-ung. Monarchie in Wort und Bild.")

vor dem Zusammentritt des Reichstags den Sturz des Ministeriums: wie schon öfters in der merkwürdigen Bewegung dieses Jahres hatte eine Deputation an den Hof — diesmal an den Erzherzog Johann, der seit dem 24. Juni Stellvertreter des Kaisers war — und einige lärmende Demonstrationen mühelos einen Wechsel in der Regierung bewirkt. In dem neuen Cabinet saßen drei Männer, die aus der Revolution selbst hervorgegangen waren: E. v. Schwarzer, Alexander Bach und Theodor Hornbostel.

Am 22. Juli versammelte sich der Reichstag in der Winterreitschule der Hofburg zum erstenmal. Seine Thätigkeit in den nächsten zwei Monaten berührte die Schicksale der Stadt Wien nur ein einzigesmal: da freilich stark und folgenschwer. Am 26. Juli brachte der Abgeordnete Hans Kudlich einen Antrag auf Beseitigung aller dinglichen Verpflichtungen des Bauernstandes, am 8. August begründete er ihn, am 31. wurde er der Hauptsache nach angenommen. In erster Linie war dieser Beschluss wohl für das flache Land von Bedeutung, wo noch Robottleistungen üblich waren, aber auch die Wiener Vorstädte und Vororte unterstanden ja, wie wir wissen, Grundherrschaften, denen die Hauseigenthümer Zinse oder Burgrechte schuldeten. Dies hörte nun auf. Schon im September, wo das Gesetz in Wirksamkeit trat, verließen die Amtleute und Hofrichter ihre Sitze. Uralte Verbände, die weit über die Ankunft der Habsburger in Österreich zurückgiengen, wurden da gelöst: die schottischen Gründe hatten von nun an keine Beziehung mehr zu dem Stift, das ihnen den Namen gegeben, die Benedictiner von Michaelbeuren, die achthundert Jahre lang in den Geschicken von Währing eine so große Rolle gespielt, wurden nun diesem Ort entfremdet, — den Berghof, wo ihr Verwalter gesessen, verkauften sie und es dauerte nicht lang, so war selbst ihr Name vergessen. Es leuchtet ein, dass für den Verlust so alter Gerechtsame eine Entschädigung billig war: die Länder, so wurde beschlossen — sollten sie übernehmen, eine Anzahl von Obligationen ausgeben und diese in bestimmten Fristen einlösen. In Niederösterreich wird erst am Beginn des nächsten Jahrhunderts die Ablösung vollendet, damit erst werden die letzten Spuren der mittelalterlichen Staats- und Gesellschaftsordnung verschwunden sein. In den Grundbüchern lebt die Erinnerung an sie noch fort, häufig sind diese noch nach den Namen der alten Herrschaften abgetheilt.

Die Gerichtsbarkeit aller Vorstadtgemeinden gieng nun auf den Magistrat über. Daneben blieben die von den sesshaften Gemeindegenossen gewählten Grundgerichte einstweilen noch bestehen. Erst 1850 giengen deren Befugnisse auf die neu errichteten kaiserlichen Bezirksgerichte über.

Der Kaiser war inzwischen von Innsbruck wieder nach Wien zurückgekommen, nicht deshalb weil die Zustände der Stadt seiner Umgebung wieder volles Vertrauen einflößten — dies war nicht der Fall — sondern weil man sich nach entschiedenen Siegen in Italien — Radetzky hatte im Juli die große

Schlacht bei Custozza gewonnen, er konnte nun Sardinien den Frieden dictieren — wieder stark genug fühlte, der Anarchie entgegenzutreten und weil man den Mittelpunkt des Reiches festhalten wollte.

Wirklich trat nun auch die Regierung eine Zeit lang etwas energischer auf. Nach blutigen Arbeiterkrawallen in der letzten Augustwoche erfolgte die Auflösung des Sicherheitsausschusses, dem Gemeindeausschusse der den Wirren der letzten Monate kraftlos wie alle gesetzliche Autoritäten gegenübergestanden war, wurde die Ausarbeitung einer neuen Gemeindeordnung sowie eines Wahlgesetzes aufgetragen. Schnell war beides vollendet und genehmigt, Neuwahlen für den Anfang October festgesetzt. Gerade die Minister, die an den Märzereignissen und selbst an den demokratischen Bewegungen des April und Mai theilgenommen, Bach, der ehemalige Advokat, Schwarzer, der frühere Journalist, zeigten nun am meisten Festigkeit gegenüber den Parteien des Umsturzes.

Aber diese waren keineswegs entmuthigt, im Gegentheil, sie blieben unermüdlich in Veranstaltung von Demonstrationen: am 3. September brachten sie eine solche auf dem Währinger Friedhof zustande: die in dem Krawall vom 23. August gefallenen Arbeiter wurden da gefeiert. Zehn Tage später gab der Zusammenbruch einer schwindelhaften Privatunternehmung, an der viele kleine Leute betheiligt waren, abermals Gelegenheit zu revolutionären Aufwallungen. Zwar sie wurden diesmal durch die Entschlossenheit des Ministeriums — insbesondere des Justizministers Alexander Bach — sehr bald erstickt, inzwischen aber begann die ungarische Revolution mit den Wiener Radicalen Fühlung zu gewinnen. Im April hatte sich die Krone zu Zugeständnissen nöthigen lassen, durch welche die Verbindung der ungarischen Länder mit dem Gesammtstaat ungemein gelockert wurde. Nun, nach den Erfolgen in Italien, dachte man, sie wieder zu beschränken. Vergebens gieng eine Deputation an den Kaiser. Der in Ungarn tief gehaſste Jellačič wurde am 9. September zum Befehlshaber der ungarischen Truppen gemacht und überschritt am 11. die ungarische Grenze. Nun erhob sich allenthalben im Land offene Empörung. Am 19. kam eine Deputation des ungarischen Reichstags nach Wien, um den österreichischen Reichstag für die Sache der Revolution zu gewinnen. Dahin zwar konnte es die Linke doch nicht bringen, daſs sie empfangen und gehört, daſs mit ihr verhandelt worden wäre, aber die Studenten veranstalteten ihr einen Fackelzug. Auf der Aula bildete sich ein Freicorps zur Unterstützung der Ungarn: am 24. zog es ab, Füster ertheilte ihm den Segen. Die radicale Presse führte die heftigste Sprache gegen die Regierung. Damals kam der deutsche Schriftsteller Berthold Auerbach nach Wien, er war sehr für die Revolution eingenommen, aber die Sprache dieser Presse empörte ihn.

In der Bürgerschaft regte sich doch der Gedanke an eine selbständige, von den Autoritäten unabhängige Gegenwirkung auf die anarchischen Zustände der Stadt. Der Märzerrungenschaften war jedermann froh, es war keiner,

der die Ereignisse, aus denen sie hervorgegangen, ungeschehen gewünscht hätte. Nun aber wollte man ihrer endlich in Ruhe genießen. Spät sah man ein, dass es da Noth thue, selbst anzugreifen, und mitzuwirken, nicht alles von oben zu erwarten. Schon in der Weigerung eines großen Theils der Nationalgarden, die ja aus bürgerlichen Elementen zusammengesetzt waren, am 13. Mai die Sache der Aula zu ergreifen, in ihrem Anschluss an die reguläre Militärmacht, war ein Zeichen der Besserung zu erkennen. Eben in diesen Tagen suchte sich die Partei der Ruheliebenden in einem geschlossenen Bunde zu sammeln. Große Plakate verkündeten, dass sich ein constitutionell-monarchischer Verein gebildet habe. Sehr bald sprach man von 30.000 Mitgliedskarten, die im Landhaus ausgegeben worden seien. Es offenbarte sich nun, dass die herrschende politische Stimmung nicht die der wirklichen Bürgerschaft war, sondern von einer kleinen Zahl rühriger Wortführer ausgehe und gemacht werde: Auerbach machte damals die Bemerkung nicht bloß in Beziehung auf Wien, auch auf andere Städte. Allenthalben erschraken nicht nur die Besitzenden, alle überhaupt, die in geregelten Verhältnissen lebten, ja die Arbeitsamen, die durch die fortwährenden Unruhen Gelegenheit zum Verdienst täglich seltener werden sahen, vor den Gewalten, die aus der Tiefe emporgestiegen, das öffentliche Wesen beherrschten. Aber allen diesen Elementen fehlte es an Muth, an Fähigkeit sich zu organisieren, sie hatten kein Programm, sie bildeten keine Partei. Es war schon viel, dass einige von ihnen, die muthigsten, es versuchten, die österreichischen Farben wieder zu Ehren zu bringen. Denn schon gehörte einiger Muth dazu, sich mit schwarzgelben Bändern versehen, öffentlich zu zeigen. Vor den Bandverschleißen am Kohlmarkt und Graben sammelten sich Pöbelhaufen, so oft einer mit dem schwarzgelben Bande herankam, gieng ein wüstes Geschrei an. „Mit Spott und Hohn wurde der Schwarz-Gelbe überschüttet und mehrmals kam es zu handgreiflichen Thätlichkeiten, wobei indess die Municipalgardisten, schöne Männer mit anständigen Manieren, beschwichtigend eintraten."

Am 5. October fanden die Wahlen in den neuen Gemeinderath statt: die Betheiligung war nicht groß, es gieng ruhig dabei her. Aber es war die Ruhe vor dem Sturm. Am 7., als die Gewählten sich zum erstenmal versammelten, war etwas Ungeheures geschehen, das die Lage der Stadt furchtbar veränderte.

Wer hat sich nicht schon von den Schrecknissen des 6. October erzählen lassen! Der Laternenpfahl, an den an jenem Abend Proletarier den halbentseelten Leichnam des greisen Kriegsministers hängten, steht längst nicht mehr, aber trotzdem, wie oft denkt man nicht schaudernd an diese That, wenn man den Platz am Hof überschreitet!

Latour hatte sich geweigert, einen Marschbefehl nach Ungarn, den er deutschen Regimentern gegeben hatte — sie sollten mit Jellačič vereinigt gegen die ungarischen Rebellen kämpfen — zurückzunehmen. Tags vorher war in

der „Wiener Zeitung“ ein kaiserliches Rescript veröffentlicht worden, das die Auflösung des ungarischen Reichstags aussprach: es war ein unverantwortlicher Leichtsinn, da man nur etwa zweitausend Mann Truppen in der Stadt zur Verfügung hatte, dabei aber wusste, wie sehr ungarisches Gold, Branntwein und Bier — das der demokratische Verein spendete — aufhetzende Zeitungsblätter, die Truppen in den letzten Tagen verderbt hatten. Wie darüber die Bewegung zum Ausdruck kam, entschwand der Regierung der Muth, den sie am 13. gezeigt hatte, wieder völlig. An der Tabor-Eisenbahnbrücke und am Zeughaus war es zu heftigem Kampf zwischen Soldaten und Aufständischen gekommen: dort hielt ein galizisches Regiment stundenlang stand gegen die Angriffe der Studenten, der demokratisch gesinnten Nationalgarden der Vorstadt und der Grenadiere des Regimentes Richter, die sich der Abfahrt nach Ungarn geweigert und desertiert waren. Das kaiserliche Zeughaus im Elend wurde von Deutschmeistergrenadieren die ganze Nacht vertheidigt, ja sogar zwei glückliche Ausfälle gemacht. Aber der Reichstag erwirkte von der Regierung einen Befehl an die Truppen sich in ihre Kasernen zurückzuziehen. Das Zeughaus blieb eine Stunde lang ohne Besetzung und offen, das Volk drang ein und trug die Waffen davon.

Gleichzeitig verließ der Reichstag den Boden des Gesetzes indem er sich auf alle Fälle — auch dann, wenn die entsprechende Anzahl von Abgeordneten nicht anwesend sein sollte — für beschlussfähig erklärte. Hierauf verlangte er vom Hof, der in Schönbrunn weilte, die Zurücknahme der Auflösung des ungarischen Reichstags, die Entfernung des Militärs aus der Hauptstadt und eine allgemeine Amnestie. Nur das erstere sicherte der Kaiser zu. Aber am Morgen des siebenten verließ er Schönbrunn, um sich nach Olmütz zu begeben. Von Herzogenburg aus erließ er ein Manifest, indem er die Gründe dieser zweiten Entfernung darlegte und den festen Willen aussprach, von einem anderen Ort seiner Staaten aus, die geeigneten Mittel zu ergreifen um die „kleine Fraction der Unruhstifter zu überwinden und die constitutionelle Freiheit wieder herzustellen.“ Von den Ministern blieb nur einer in Wien, der des Innern mit Namen Krauß. Die vorhandenen Truppen bezogen unter dem Befehl des Grafen Auersperg eine feste Stellung am Belvedere.

Die höchste Autorität in der Stadt übte für den Augenblick der Reichstag: Ungesetzlich war dies gewiss, aber seine Vertheidiger sagen, es war nothwendig, da diejenigen, denen Autorität zu üben wirklich zustand, geflohen seien. Dies kann zugegeben werden. Aber seltsam — das muss man doch sagen — fasste der Reichstag die Aufgabe, die ihm zugefallen war: er gab die Ermächtigung, das Volk mit Waffen aus dem kaiserlichen Zeughaus zu betheilen, er erließ ein Verbot an die Bahnverwaltungen, Truppen nach Wien zu befördern, er ordnete, als die Kunde von der Annäherung kaiserlicher Truppen unter Jellačič kam, Vertheidigungsanstalten in der Stadt an — die kaiserlichen Truppen

also bezeichnete er hiemit als abzuwehrende Feinde — den Gemeinderath beauftragte er, für Erfrischungen der Bewaffneten zu sorgen. Ein Mann, der sich jedenfalls darauf verstand, was Freiheit ist, der amerikanische Geschäftsträger Mr. Stiles, konnte die Haltung des Reichstags nicht begreifen.

Hätte er aber nur factisch die Leitung der Stadt und ihrer aufgeregten Bevölkerung in Händen gehabt! Keineswegs jedoch war dies der Fall. Der Studentenausschuss, und mehr noch das sogenannte Centralcomité der demokratischen Vereine, deren sich allmählich mehrere gebildet hatten — jener in dem alten Convictsgebäude auf der Universität, dieses im Gasthof zur „Ente“ tagend — griffen selbständig in die Massen ein, hatten viel mehr Einfluss. Auch traten nun fremde Revolutionäre offen und tonangebend in die Wiener Bewegung. Der Pole Bem, der bei Ostrolenka tapfer gegen die Russen gekämpft hatte, ein abenteuerlicher Mann, des Deutschen wenig mächtig, heftig, ja brutal, übernahm die militärische Leitung der Vertheidigungsanstalten. Auf der Aula und in Gasthäusern, wo Demokraten ihr Stelldichein hatten, machte sich neben den Einheimischen der Sachse Robert Blum bemerkbar: eben war er mit einer Deputation des Frankfurter Parlaments nach Wien gekommen, um hier zu vermitteln. Aber was nirgends in der Welt und niemals Abgesandten zu thun erlaubt ist, er betheiligte sich lebhaft an den Vorbereitungen zum Widerstand, er schürte und hetzte: auf dem Stephansplatz ließ er sich zu dem Ausruf hinreißen, es müssten noch zweihundert „latourisiert“ werden, dann erst würde es gut sein. Zu einer wirklichen Pöbelherrschaft, die sich in Mord und Raub manifestiert hätte, kam es indes nicht, dazu fehlte es an Leidenschaft, an physischer und geistiger Verkommenheit. Auerbach machte die Bemerkung, das sogenannte Proletariat in Wien sei nicht zu vergleichen mit dem in norddeutschen Städten, denn es trinke Wein und Bier, nicht Schnaps, es esse viel besseres, gesünderes Brot.

Inzwischen war Jellačič, der Ban, mit den Truppen, die er gegen die ungarischen Empörer führen sollte, an der Grenze erschienen, auf die Kunde von den Ereignissen des 6. October zog er gegen Wien. Zwischen den Vorposten Auerspergs und einzelnen Bewaffneten aus dem Volk oder Studenten kam es öfters zu Scharmützeln, es gab Verwundete und Todte.

Am 12. verließ Auersperg die Stellung am Belvedere um Jellačič die Hand zu reichen. In dem verlassenen Lager fand man die grauenhaft verstümmelte Leiche eines Legionärs: Männer aus dem Volk führten sie durch die Stadt, an die Pforten des Reichstags, einer der Abgeordneten, Fürst Lubomirski, verfiel beim Anblick des Leichnams in Wahnsinn, Racheschwüre wurden laut, es fielen hasserfüllte Worte gegen die Minister, die Umgebung des Kaisers, den [illegible]aiser selbst. Der Gemeinderath, dem der Reichstag die Vertheidigungsmaß[illegible]eln übertrug, ließ sich nun auch von der allgemeinen Aufregung mit fort[illegible]tzte einen Sold von täglich 25 kr. für jeden Bewaffneten aus,



Fig. 72. Das Reichsraths-Gebäude in Wien. (Aus „Die österr.-ung. Monarchie in Wort und Bild.“)

Pensionen für die Witwen und Waisen der Gefallenen. Messenhauser, früher österreichischer Officier, dann mittelmäßiger Schriftsteller, ein Demokrat vom reinsten Wasser, aufrichtig und gutmüthig, aber beschränkt, erhielt das Obercommando der Nationalgarden, als Adjutant stand ihm Fenner von Fenneberg zur Seite, ein extremer Kopf, der zum Terrorismus neigte, Messenhausern als zu unentschieden und unfähig verachtete und im Stillen gegen ihn wühlte.

Regimenter aus Böhmen, Mähren und Galizien verstärkten die Armee des Banus, Fürst Windischgrätz erhielt den Oberbefehl. Dieser war damals einundsechzig Jahre alt, schon in den Franzosenkriegen hatte er sich ausgezeichnet*). Im Juli hatte er einen Aufstand in Prag, wobei seine Frau erschossen wurde, glücklich unterdrückt: es war seit der Pariser Februarrevolution der erste Sieg der Autorität und Ordnung über die Revolution gewesen. Man hat ihm das ungeheuerliche Wort in den Mund gelegt: für mich fängt der Mensch erst beim Baron an. Allein so beschränkten Sinnes war er nicht, auch lag ihm Grausamkeit und Blutgier fern: er war nur energisch und fest, wo es statthaft war, ließ er gern humane Rücksichten walten. Die Zustände in Wien freilich empörten ihn, er hatte kein Verständnis für die Impulse, die sie belebten: nur eine unwürdige Studenten- und Schreiberherrschaft konnte er darin sehen. Diese dachte er zu enden, mit allen Mitteln zu enden, er hielt es für seine Pflicht dem Kaiser und Österreich gegenüber.

Das Belagerungsheer war durchaus nicht aus lauter Slaven zusammengesetzt: neben den Kroaten gab es ungarische Husaren, italienische Chevauxlegers vom Regiment Kreß, deutsche Grenadiere und Kürassiere. In den Ortschaften um Wien, die sie besetzten, hielten sie gute Mannszucht. Aber sie umschlossen die Stadt mit einem eisernen Ring, bald war der Lauf der Posten unterbrochen, Mangel an Lebensmitteln trat ein, am 25. schenkte man im Café français auf dem Stephansplatz die letzte „Melange.“ Denselben Tag verhängte Messenhauser im Einverständnis mit Bem den Belagerungszustand über Wien. Ohne Waffen durfte man sich nun nicht mehr auf die Straße wagen: Weiber und halbwüchsige Kinder verfolgten jeden, der dies that, so lange, bis er von Mobilen festgenommen ward. Überall begann man Verräther und Spione zu wittern. Auf dem Glacis wurde ein harmloser Fremder von Arbeitern angehalten: er sei entweder ein Jude oder ein Schwarzgelber — sagten sie — und müsse ihnen folgen. Derselbe Fremde, ein Norddeutscher, sah ein paar Tage später auf dem Stephansplatz einen Menschen wie ein gehetztes Wild verfolgt: er hatte laut zu zweifeln gewagt, dass die Ungarn zum Entsatze Wiens herankämen. Unter den Mobilgarden in der Leopoldstadt sah er Knaben [illegible] vierzehn Jahren, die weinend klagten, wie schlecht sie behandelt würden.

Vom Kaiser mit unbeschränkter Vollmacht zur Herstellung der Ordnung [illegible] verhängte Windischgrätz den Belagerungszustand über Wien. Der

*) S. sein Bild S. 233

Reichstag — es war ein Rumpfparlament, denn viele Abgeordnete hatten bereits die Stadt verlassen — erklärte dies für ungesetzlich. Eine solche Erklärung lag ganz außerhalb seines Wirkungskreises: er sollte ja nur über die zukünftige Verfassung berathen. Sie war aber nicht nur unberechtigt, sondern auch verhängnisvoll. Denn sie umgab den Widerstand mit dem Schein der Gesetzmäßigkeit.

Windischgrätz erkannte nur Gemeinderath und Magistrat als zu recht bestehende Behörden an: mit diesen verhandelte er, theilte ihnen seine Forderungen mit: er verlangte allgemeine Entwaffnung binnen 24 Stunden, Auflösung der akademischen Legion, Schließung der Aula, Auslieferung der Führer, Stellung von Geißeln, Suspension aller Zeitungen, Ausweisung aller Ausländer ohne Pass, Schließung der Clubs.

Wenn aber der Gemeinderath auch willens gewesen wäre, diesen Forderungen nachzukommen, sie hätten es nur unter kräftigem Beistand der ruheliebenden Bürger durchführen können. Diese aber waren weit entfernt, aus einer furchtsamen Unthätigkeit hervorzutreten, die Stadt gehörte denen, die es aufs äußerste kommen lassen wollten.

So begann denn der Kampf, eine regelrechte Belagerung. Am 25. und 26. geriethen die Sophienbrücke, die Nussdorferlinie, zuletzt sämmtliche Friedhöfe in die Hände der Belagerer, der Gemeinderath musste das Brünnlfeld zur provisorischen Begräbnisstätte bestimmen. Allenthalben loderten Brände auf. Die Holzlegstätten und Kornmagazine bei der Sophienbrücke, die Zinner'sche Fabrik, die Zuckerraffinerie von Mack und Comp., die Praterschmiede giengen in Flammen auf. Tags darauf brannte der Zimmermannsplatz am Schüttel nieder. Am 28. rückten die Truppen in die Jägerzeile und nahmen nach hartem Ringen die festen Barrikaden, die da standen. Noch Tage lang haben die dem Tod entronnenen Bewohner dieser Straße das Entsetzen in allen Gliedern gespürt. Gegen fünf Uhr stand das Odeon in Flammen, viele verbrannten lebendig darin. Endlich siegten die Truppen, über Trümmer und Flammen drangen sie in die Häuser. Auf beiden Seiten waren die Verluste groß. Spät Abends verließ die Geistlichkeit von Sanct Johann, von Grenadieren begleitet, den Pfarrhof, den Sterbenden auf der Straße die Sacramente zu spenden: ein unheimlicher Zug.

Die Landstraße war am Abend gleichfalls in den Händen des Militärs: Jellačič konnte in dem „Gasthof zur goldenen Birn" das Nachtmahl einnehmen. Allzu dienstbeflissen drängten sich die furchtsamen ruheliebenden Bürger des Bezirks zu seinem Empfang, der General rief ihnen die Worte zu: „Vor allem bleiben wir Österreicher! Wenn es kein Österreich gäbe, wahrlich jetzt müssten wir's schaffen."

Auch Hundsthurm, Gumpendorf, Matzleinsdorf besetzten die Truppen. In der Nacht auf den 29. erlebten diese unglücklichen Gründe Scenen, wie sie seit den Türkenkriegen hier nicht mehr geschehen waren. Schuldige und

Unschuldige wurden erschossen, am Hundsthurmerlinienwall allein sieben und fünfzig; auch geplündert wurde; wo nichts mehr zu nehmen war, zündeten die erbitterten Soldaten die Häuser an: vom Stephansthurm aus waren 27 Brandstellen sichtbar.

Von den Wortführern der Vereine und der Tagesblätter, die bei der „Ente" oder im „rothen Igel" das große Wort geführt und eine erprobte Armee mit Declarationen zu vernichten geglaubt, wird kein einziger genannt, der in der Jägerzeile oder in Hundsthurm den Heldentod gesucht, ja auch nur ein Tröpfchen Blut vergossen hätte.

Die Wieden, die schottischen Gründe, die Josephstadt waren noch am 29. nicht militärisch besetzt, aber die Bezirkschefs erklärten auch hier meist die Vertheidigung beendigt. Die polnischen Führer gaben die Stadt auf, Bem verschwand spurlos.

Ob die innere Stadt noch gehalten werden sollte, darüber giengen die Ansichten im Reichstag, im Gemeinderath, unter den Officieren der Nationalgarden, der Legion und der Mobilen getheilt. Die Mehrheit war überall für die Übergabe, aber die Partei des Widerstandes fand einen Rückhalt an denen, die nichts zu verlieren hatten, an dem eigentlichen Pöbel, der insbesondere von den treubrüchigen Soldaten, die ihre Fahnen verlassen, zu immer größerer Wuth aufgestachelt wurde. Dennoch konnte in der Nacht vom 29. auf den 30. eine Deputation des Gemeinderathes in Windischgrätz' Lager erscheinen, diesem die Unterwerfung der Stadt anzuzeigen: ein schrecklicher Gang, auf dem ganzen Weg umsausten sie Kugeln. Windischgrätz empfing sie ernst, doch nicht hart. Am Morgen des 30. konnte er nach Olmütz telegraphieren: „Wien hat sich unbedingt unterworfen, die kaiserlichen Truppen besetzen heute die Stadt."

Am selben Tag lieferte er den Ungarn bei Schwechat eine Schlacht, diese wurden geschlagen.

Aber in Wien erhoben sich die radicalen Elemente noch einmal, gleichsam wie in einer Todeszuckung. Die schwarzgelbe Fahne, die am 31. Mittags Windischgrätz' Forderung gemäß auf dem Stephansplatz aufgehißt werden sollte, wurde in tausend Fetzen zerrissen; ein gewisser Becher, der Herausgeber des „Radicalen", rief aus: „Wehe dem, der es wagt das schwarzgelbe Schandzeichen dem ehrwürdigen Dom aufzunöthigen!" Von der Burgbastei wurde trotz der bereits abgemachten Capitulation auf das anrückende Militär geschossen. Da begann dieses eine furchtbare Kanonade: eine Stunde lang war es, als lagerten zwanzig Gewitter über der Stadt, alle Straßen waren mit Dachziegeln, Glasscherben, Stein- und Metalltrümmern bedeckt, überall gab es wieder Brände, die freilich meist rasch gelöscht wurden, da man Vorkehrungen getroffen hatte. Endlich brach auch in der Hofburg Feuer aus, die Bibliothek, das Naturaliencabinet waren gefährdet. Da erstürmten die Truppen das Burgthor, gegen sechs Uhr Abends erschienen die ersten Soldaten auf dem Michaelerplatz,



... neue Rathhaus in Wien. (Aus „Die österr.-ung. Monarchie in Wort und Bild.")

das Schottenthor, das Kärntnerthor wurden hierauf freiwillig geöffnet. Nun konnte erst daran gedacht werden, das Feuer in der Burg zu löschen, das auch die Augustinerkirche ergriffen hatte.

Wenig würdig war die Haltung der Bevölkerung in der eroberten Stadt. Dass jeder die Waffen wegwarf, sich versteckte, flüchtete, der an den Ereignissen der letzten Tage thätigen Antheil genommen, ist wohl begreiflich, nicht aber, dass die sogenannten Gutgesinnten, die — an Zahl keineswegs gering — es doch nicht gewagt hatten, dem Unwesen in der Stadt entgegenzutreten, um wenigstens den schmachvollen Bruch der Capitulation zu hindern, nun voll aufdringlichen Jubels hervorkamen, um die Truppen zu begrüßen. Stille Trauer, ernste Einkehr hätte sich da wohl besser geziemt. Denn wie viel Unheil war nicht geschehen, wie viel Familienglück, wie viel hoffnungsvolle Einzelnleben nicht zerstört, wie viele Früchte jahrelangen Bürgerfleißes nicht vernichtet! Dies alles aber war nicht einmal an eine große Sache gewandt worden, es war kein Preis da, der des Opfers wert gewesen wäre. Denn wofür hatte man eigentlich gekämpft? Für die „Errungenschaften" des 6. October? Ein Mann, der an der ganzen Bewegung des Sommers lebhaft theilgenommen, den Windischgrätz sogar unter denen genannt hatte, die ihm ausgeliefert werden müssten, meinte später: „Die Octoberrevolution errang mit den Strömen Blutes, die vergossen, mit dem wertvollen Eigenthum, so zerstört, mit der monatlangen Lähmung alles Verkehrs, mit dem ungeheuren Maß von Kräften, die aufgeboten wurden, keinen Zoll auf dem Gebiet der Freiheit und der Entwicklung, wohl aber momentane Aufhebung derselben durch Bürgerkrieg, Belagerungszustand und durch Suspendierung jener Gewalten, die bei ruhigen Verhältnissen das Gesetz zu hüten, die Ordnung zu erhalten und den organischen Bau des Staatsgebäudes zu vollführen haben."

Trotzdem hat diese Episode Wiener Geschichte welthistorische Bedeutung. Denn Wien war damals die Hoffnung der Umsturzmänner von ganz Europa, in allen großen Städten, in London und Paris, Turin und Genua, Florenz und Rom sah man mit Spannung dem Ausgange des Kampfes um unsere Stadt entgegen, in der preußischen Nationalversammlung forderte die äußerste Linke die Regierung auf, zum Schutz der in Wien gefährdeten Volksfreiheit alle dem Staat zu Gebote stehenden Mittel und Kräfte aufzubieten, im selben Sinn petitionierten die demokratischen Vereine von Berlin, aus Arbeiterkreisen ertönte dort der Ruf: Auf zum Kreuzzug nach Wien! Der Sieg von Windischgrätz war ein Schlag auch für die europäische Revolution, schwerer noch als der, den sie im Juli zu Prag erlitten. Auf der andern Seite stärkte er ungeheuer das schon erschütterte moralische Ansehen Österreichs bei den legitimen Regierungen des Auslandes, selbst in Frankreich und Amerika. Denn so wie der vaterländische Dichter sah auch die Welt in der österreichischen Armee Österreich selber.

Dass über die Stadt ein Strafgericht verhängt wurde, musste erwartet werden. Aber nur wenige Hinrichtungen fanden statt. Um wie viel härter wurde später die revolutionäre Partei in Paris heimgesucht, als General Cavaignac und Louis Napoleon dorten die Ordnung herstellten! Von den Hinrichtungen machte am meisten die von Robert Blum Aufsehen, der in der Brigittenau erschossen wurde: man sah darin eine Verletzung des Völkerrechts, denn er war Abgesandter des Frankfurter Parlaments. Aber indem er sich sehr persönlich an den Wirren in Wien betheiligte, gab er selbst den Charakter eines Abgesandten auf. In dem Stadtgraben zwischen dem Schotten- und dem Fischerthor fand Messenhauser sein Ende.

Der Gemeinderath wurde nicht angetastet, an städtischen Freiheiten schien für's nächste nichts verloren. Allerdings hatte der Gemeinderath zunächst nur die Anordnungen der Militärbehörden durchzuführen, dies brachte der Belagerungszustand mit sich. Einen großen Theil seiner Thätigkeit musste er übrigens der Vermittlung von Arbeit an Arbeitslose — es gab deren 30.000 in Wien — und den Schadenerhebungen widmen; für den Ausbau der städtischen Ordnungen blieb ohnedies keine Zeit. Aber derselbe Vorwurf, den man gegen die Bevölkerung im allgemeinen erheben muss, trifft um so schwerer den Gemeinderath: er entbehrte jeder männlichen Haltung, jeder würdigen Fassung gegenüber den siegreichen Machthabern. Wo ein schweigendes Sichfügen am Platz gewesen wäre, erschöpfte er sich in lauten Danksagungen, Betheuerungen und Huldigungen. Fremde, die es mit ansahen, hatten sehr harte Worte dafür, wir können sie nicht zurückweisen.

Die ferneren Geschicke Wiens hiengen von dem Gang der Dinge in Olmütz, wo der Hof weilte und in Kremsier, wohin sich der Reichstag hatte begeben müssen, ab. Ein neues Ministerium war schon im October gebildet worden, Felix Schwarzenberg, der Sieger von Curtatone und Vicenza an der Spitze*), für das Innere trat Graf Franz Stadion ein, ein eifriger Anhänger der Gemeindeautonomie: viel mehr von diesem als von dem Reichstag, der sich in unfruchtbare Debatten verlor, durfte die Reichshaupt- und Residenzstadt hoffen. Da erfolgte am 2. December die Entsagung Kaiser Ferdinands, die Thronbesteigung seines achtzehnjährigen Neffen Franz Josef I. Sofort wendeten alle Blicke, alle Hoffnungen, alle Wünsche auch in unserer Stadt sich dem neu aufgehenden Gestirn zu.

XIV.

Wien unter Kaiser Franz Josef.

In keiner Periode von Wiens achthundertjähriger Geschichte sind so viele Veränderungen in unserer Stadt geschehen, wie in den dreiundvierzig Jahren der Regierung unseres jetzigen Kaisers. Beinah nichts blieb so, wie es früher

*) S. dessen Bildnis S. 229.

[illegible]

[illegible] einen selbständigen Gemeinderath [illegible] Nach der Aufhebung des Belagerungszustands begann [illegible] Berathungen über die Theilung der Arbeit mit dem Magistrate, [illegible] dem Vormärz erhaltenen Bürgerschaft. Wie ehemals die Bürgerschaft unter der Leitung des Magistrats, sollte von nun an dieser unter der Leitung der Bürgerschaft stehen und das Vollzugsorgan der Gemeinde bilden. Noch dauerten diese Berathungen, so gab der Kaiser das Gemeindegesetz vom 17. März 1849 — Graf Stadion hatte es entworfen, sein oberster Grundsatz war: die Grundlage des freien Staates ist die freie Gemeinde. Den Landeshauptstädten waren darin besondere Verfassungen verheißen, sie sollten über diese selber berathen und die Entwürfe hernach der Regierung vorlegen. Auch der Gemeinderath von Wien that dies nun, so kam das Statut vom 6. März 1850 zustande, das im großen und ganzen heute noch in Kraft ist. Wieder wie in alten Zeiten sollte von nun an ein frei gewählter Rath von Bürgern über alles entscheiden, was den [illegible]en und die Ehre der Stadt betrifft. Aber wenn dereinst im Mittelalter nur [illegible] — im Vormärz Hausbesitz oder Gewerbe — das Bürgerrecht ge-

geben, so war jetzt die sogenannte Zuständigkeit und Heimatsberechtigung dazu hinreichend: ausgeschlossen war nur jene immer bewegliche Masse von Inwohnern, die sich von heut auf morgen ändert und keine Heimat kennt als ihr Hausgeräth. Außerdem war, dem Gemeindegesetz gemäß, ein gewisser Antheil an den Gemeindelasten als Vorbedingung des Wahlrechts festgesetzt. Sowie die preußischen Städteordnungen von 1808 und 1831, sowie das badische Gemeindegesetz von 1835 — die alle hatten Stadion als Muster gedient — unterschied auch das Statut von 1850 Wahlkörper, nach der Steuerleistung abgetheilt. Von den Gewählten sollte alljährlich ein Drittel ausscheiden, der Bürgermeister von dem Gemeinderath auf drei Jahre gewählt werden. Der Magistrat sollte bestehen bleiben als ausführendes Organ der Gemeinde, wie es die Bürger gewünscht, die Gerichtsbarkeit verlor es ganz, sie gieng über an die neu errichteten Bezirksgerichte.

Am 30. September 1850 wurden die Wahlen in den neuen Gemeinderath durch einen feierlichen Gottesdienst im Stephansdome eingeleitet: am 16. November kam der alte zum letztenmal im Landhaus zusammen: er hatte seit dem siebenten October 1848 getagt, die Belagerung und Einnahme, die Entsagung des alten, die Thronbesteigung des neuen Kaisers gesehen, mit Recht konnte der Präsident — Johann Kaspar Ritter von Seiller — von einer ereignisreichen Zeit sprechen, die er durchlebt. Am 18. November vereinigten sich die neu gewählten Vertreter der Bürgerschaft zum erstenmal. In der Eröffnungsrede erinnerte der Statthalter sie daran, wie jeder, auch der unbedeutende Gegenstand, der hier zur Verhandlung komme, wichtig werde, weil er innerhalb der Grenzen des Reiches irgendwo als maßgebend erscheinen könne. Doch waren auch die Räthe von dem Bewusstsein erfüllt — es trat dies in den ersten Sitzungen bereits zu Tage — dass „von dem Herzschlag der Hauptstadt der Impuls der Bewegung in geistiger und materieller Beziehung in das ganze Reich ausgehe."

Nicht lang erfreute sich aber diese Stadtvertretung der Freiheit, die das Gesetz ihr gewährte. Denn am Sylvestertag 1851 fand es die Regierung für gut, die kaum gegebene Verfassung wieder zurückzunehmen, und von da an blieben die Machthaber zehn Jahre lang jeder Theilnehmer der Bürger an öffentlichen Angelegenheiten abhold. Zwar sie ließen den Wiener Gemeinderath bestehen, aber jede nur etwas wichtigere Maßregel, die dieser beschloss, bedurfte höherer Bestätigung. Auch mussten die Sitzungen geheim sein, und von dem jährlichen Ausscheiden eines Drittels war keine Rede mehr. Da erstarrte denn auch wieder die Körperschaft, die eine Vertretung des Bürgerthums sein sollte, zu einer Behörde. Einiges Gute hat sie zwar auch so gestiftet: in Stadt und Vorstädten wurde manche Straße, mancher Platz neu hergestellt oder reguliert, sechs neue Brücken über die Wien gebaut, die Gasbeleuchtung in den Vorstädten eingeführt, zehn neue Schulen errichtet. Die Vereinigung der Vorstädte mit der Stadt zu einer Gemeinde, schon 1850 eingeleitet, konnte

dagegen nicht ganz durchgeführt werden: 15 kleine Vorstadtgemeinden hatten dagegen protestiert, die Regierung dem Protest Folge gegeben und dem Gemeinderath aufgetragen, von der Einrichtung der Vorstadtbezirke und ihrer Behörden einstweilen abzustehen: die alten Grundgerichte fristeten noch eine Zeit lang ihr Dasein.

Das Jahr 1860 brachte Österreich wieder eine Constitution, der Gemeinde wieder ihre Freiheit. Im November schrieb man die Wahlen für eine neue Stadtvertretung aus: sie berieth das erstemal am 9. April 1861, eine streng bürgerliche Versammlung, 65 ihrer 120 Mitglieder gehörten dem Handel und Gewerbestand an. Zum Bürgermeister wählte sie sich Andreas Zelinka. Zweimal wurde dann diesem Mann, der zuerst unbeliebt war, seiner Würde erneuert; als er starb, ward er tief betrauert von ganz Wien. Denn er lebte und webte in den Interessen der Stadt, war energisch und doch mild, sparsam und doch wohlthätigen Sinnes. Zur rechten Zeit scheute er nicht ein kühnes Wort vor Hohen und Höchsten: im ganzen ein Bürger von altem Schrot und Korn, an die ehrenfesten Gestalten der Vorzeit gemahnend; im Stadtpark ist ihm ein Denkmal gesetzt worden*).

Die wichtige Aufgabe, die der vorige Gemeinderath hatte unerledigt lassen müssen — vollständige Vereinigung der Vorstädte mit der Stadt und Einrichtung der Bezirksausschüsse — ward nun vollendet, aus den ursprünglich geplanten acht Bezirken wurden noch 1861 neun durch Theilung der Wieden, 1867 zehn durch Ablösung der Favoriten. Mannigfache Erweiterungen der Wahlberechtigung geschahen: 1867 wurden die Nichtzuständigen, wofern sie nur die festgesetzte Steuer zahlten, ihrer theilhaft, 1885 die sogenannten Fünfguldenmänner. Nicht ganz im Geist des Stadion'schen Gemeindegesetzes, war die Beschränkung der Autonomie durch den Landtag, die sich 1862 Wien so gut wie die andern großen Städte gefallen lassen musste: zwar sie hinderte nicht die Ausführung großer, segensreicher Unternehmungen — den Bau einer Centralmarkthalle, Hochquellenwasserleitung, Donauregulierung — aber immerhin ist's ein Zeichen des Misstrauens, dass man den großen Stadtgemeinden solche Vormünder bestellt.

Das schönste Denkmal der wiedergewonnenen Autonomie hat sich die Gemeinde in dem neuen Rathhaus errichtet: Friedrich Schmidt aus Schwaben, ein „deutscher Steinmetz" wie er sich selbst auf dem Grabstein nennt, hat es uns im Stile jener Zeiten, da das Städtewesen überall am blühendsten war, erbaut. Am 21. October 1882 ward das Fest der Thurmgleiche begangen: an diesem Tag befestigte der Bauherr den eisernen Bannerträger auf der Spitze des Thurmes. „Durch Deinen ehernen Leib", sagte er, „werden die Blitze zucken, Stürme werden Dich umtosen, aber sie werden Deine Gestalt nicht wankend machen. Denn Du bist an die Erde gefesselt. So möge auch die Treue der

*) Sein Bild s. S. 245.

Bürger unwandelbar festhalten an der Scholle, auf der sie stehen und aus der sie ihre Kraft schöpfen. Neid und Bosheit werden von Dir ferngehalten sein und wenn die Gegenwart würdig ist der Vergangenheit, so wird die Zukunft würdig sein der Gegenwart." Am 12. September 1883, da Wien den zweihundertsten Jahrestag seiner Befreiung aus der Türkengefahr feierte, ward der Schlusstein gelegt, der Kaiser kam ins künftige Haus der Bürger und sprach Worte der Freude, der Anerkennung und väterlichen Liebe. Am 20. Juni 1885 hielt der Gemeinderath die letzte Sitzung in dem alten Rathhaus bei St. Salvator in der Straße der Wildwerker, drei Tage später versammelte er sich zum erstenmal in dem neuen auf dem ehemaligen Josephstädterglacis, wo einst Wiener Bürger in manchem tapfern Ausfall gegen die Türken hart gekämpft haben.

In einer Stadt, wo die Bürger frei in ihren eigenen Angelegenheiten sich regen können, werden alle großen Fragen der Zeit einen starken Widerhall finden. Trotz der Enttäuschungen des Jahres acht und vierzig gieng die Sehnsucht von Österreichs Völkern immer noch auf eine Verfassung. In den fünfziger Jahren regte sich diese Sehnsucht auch in Wien nur schüchtern — etwa wenn in einer Theatervorstellung ein anzügliches Wort fiel — stark und hinreißend zuerst bei der Schillerfeier von 1859. Das Jahr darauf gab der Kaiser die Verfassung und unsere Stadt schloss ihn darum um so tiefer in ihr Herz. Segenswünsche begleiteten ihn dann, als er im September 1863 nach Frankfurt zog, um den deutschen Bund, der nach dem Zerfall des ohnmächtigen Parlaments, wieder hergestellt worden war, zu größerer



Fig. 74. Die Votivkirche in Wien.

Einheit und Stärke umzuschaffen. Denn Deutschlands Schicksal lag den Wienern immer noch am Herzen. Bei der Rückkehr begrüßte der Bürgermeister Zelinka den Kaiser und dankte ihm Namen der Stadt für seine Bemühungen um die deutsche Einheit. Abends war das Rathhaus von sechstausend Lampen erhellt und trug die Inschrift: „Seinem geliebten Kaiser, dem Förderer deutscher Einigkeit und Macht, das dankbare Wien.“ Aber die deutsche Sache sollte einen anderen Lauf nehmen. Das Jahr darauf schon kündigte sich dies an. Damals ward ganz Deutschland von dem Schicksal Schleswig-Holsteins bewegt: dieses war altes deutsches Gebiet, aber seit langem mit der Krone Dänemarks vereinigt. Mehreren Verträgen gemäß sollte es nun wieder von diesem getrennt und mit Deutschland vereinigt werden. Dänemark aber weigerte sich des. Da war Entrüstung in allen deutschen Landen und auch in Wien: der Gemeinderath gab der allgemeinen Stimmung in einer Adresse an den Kaiser Ausdruck, wo er ihn bat, für die Rechte Schleswig-Holstein einzutreten. Es folgte dann der dänische Krieg, an dem auch Wiener Kinder wacken Antheil nahmen. Am Tag, da die siegreichen Truppen in die Heimat zurückkehrten, eröffnete der Kaiser die Aspernbrücke, auch ein Denkmal österreichischen Heldenthums. Über das Schicksal der den Dänen entrissenen Lande aber kam der lang verhüllte Widerstreit zwischen den beiden deutschen Hauptmächten Österreich und Preußen zum offenen Ausbruch. Der Krieg von 1866 begann. Am 14. Juni kam der Bürgermeister in die Hofburg, um dem Landesherrn der Ergebenheit von Wiens Bürgern und ihrer Opferwilligkeit zu versichern. Der Kaiser sagte: „Ich habe alles gethan, um den Frieden und die Freiheit Deutschlands zu erhalten, aber es ist Mir von allen Seiten unmöglich gemacht worden. Es ist das der schwerste Augenblick seit dem Antritt Meiner Regierung. Ich greife nun zum Schwert, im Vertrauen auf Gott, Mein gutes Recht, Meine tapfere Armee und die Mitwirkung Meiner treuen Völker. Insbesondere muss ich aber Meine vollste Befriedigung über die Einmüthigkeit und die Haltung Wiens aussprechen.“ In den schweren Zeiten, die nun folgten, zeigte sich die Stadt des kaiserlichen Lobes wert. Aber zugleich erhob sie sich freimüthig gegen die, denen sie einen Theil des Unglücks zuschreiben zu können meinte, den Männern der Regierung. Wieder war der Gemeinderath Organ der Bürgerschaft: er bat, der Kaiser möge andere Rathgeber wählen. Denn schwerer vielleicht als irgendwo in der Monarchie wurden in Wien die Folgen des unglücklichen Krieges empfunden: bis dahin war Wien auch die erste deutsche Stadt gewesen; nun da auch Ungarn die alte Forderung nach einer besonderen Verfassung nicht länger verweigert werden konnte, war die Stellung Wiens doppelt bedroht.

Die Neuwahlen in den Reichsrath von 1867, die in Wien wie hernach überall unter lebhafter beinah stürmischer Theilnahme vor sich giengen, gaben den Worten des Gemeinderathes Nachdruck. Es kam ein neues Ministerium,

das so recht nach dem Sinn der bürgerlichen Kreise war, nach denen es auch den Namen erhielt, es kam der Ausbau der Verfassung. Von den Einrichtungen aber, die noch aus den Zeiten des Absolutismus stammten, war Eine damals ganz besonders verhaßst: das sogenannte Concordat, ein 1855 mit dem Papst geschlossenes Abkommen, das die Schule ganz unter die Aufsicht der Kirche gestellt und die Ehen zwischen Personen verschiedenen Glaubens sehr erschwert. Im August 1867 bat der Gemeinderath das Abgeordnetenhaus um Aufhebung desselben: es ward dazu durch die Schwierigkeiten gedrängt, welche die Errichtung einer städtischen Lehrerbildungsanstalt bei den kirchlichen Behörden fand. Im Abgeordnetenhaus ward zuerst die Aufhebung des Ehegesetzes beschlossen: Alles kam nun auf die Entscheidung des Herrenhauses an. Tausende harrten am 21. März 1868 vor dem Landhaus in der Herrengasse des Ausgangs der Schlussdebatte: als die Kunde kam, dass das Gesetz gefallen sei, war unbeschreiblicher Jubel. Es waren das die goldenen Tage des Wiener Liberalismus. Auch die Wünsche Wiens in Bezug auf die Schule — sie waren zugleich die der Bürgerschaft in den Provinzen — giengen bald darnach in Erfüllung: durch das Volksschulgesetz von 1869.

Dass auch nach dem Ausscheiden Österreichs aus Deutschland im Jahre 1866 unsere Stadt an den Schicksalen Deutschlands innigen Antheil nahm, andererseits auch die Süd- und Westdeutschen ihr eine herzliche Erinnerung bewahrten, zeigte das deutsche Bundesschießen, das 1868 zu Wien stattfand. Ein Mainzer Bürger trank bei dem Festmahl auf die Gesundheit unseres Kaisers, der Kaiser erschien eines Tages auf dem Schießplatz, that den Schützen Bescheid und übte unter ihnen ihre edle Kunst. Gegen Preußen war, es konnte nicht anders sein, ein bitteres Gefühl zurückgeblieben und süddeutsche Gäste stimmten da mit den Festgebern unserer Stadt überein. Doch es war wie ausgelöscht, als achtzehnhundertsiebzig jener denkwürdige Krieg ausbrach, der das neue deutsche Reich begründete. Mit anderen deutschen Städten Österreichs erhob auch Wien durch seinen Gemeinderath die Stimme zu Gunsten vollständiger Neutralität: in Bürgerkreisen wenigstens war kein Gedanke an Rache für das Unrecht von 1866, stark und allgemein aber die Wünsche für Deutschlands Sieg. Dem dann in der Folge zwischen unserem Vaterland und dem neuen deutschen Reich geschlossenen engen Bund ist Wien immer mit ganzer Seele zugethan gewesen und ist es noch.

Von demselben Jahre an, da in Frankreich der große Krieg wüthete, ist der Gegensatz in dem die slavische Bevölkerung Österreichs seit der Revolution zu den Deutschen stand, zu einer brennenden Frage für die westliche Reichshälfte, ja für die ganze Monarchie geworden. Davon konnte auch die Hauptstadt nicht unberührt bleiben: ihrer Bevölkerung, ihrer Vergangenheit, ihrer Gesittung gemäß nahm sie für die Deutschen Partei. Zu einer so heftigen Spannung freilich wie in den Ländern, wo Deutsche und Slaven nebeneinander

wohnen — in Böhmen, Mähren, Schlesien, Steiermark, Krain — konnte es hier nicht kommen. Immerhin ist bemerkenswert, daſs die Gründung einer tschechischen Volksschule, an und für sich unverfänglich, da in Wien ein großer Theil der arbeitenden Bevölkerung slavisch ist, auf heftigen Widerspruch in der Bürgerschaft stieß: nicht mit Unrecht wurde bemerkt, daſs auch Prag einmal eine vorherrschend deutsche Stadt war und man von der Rührigkeit der Tschechen frühzeitig auf der Hut sein müsse. Erst in den letzten Jahren haben die wirtschaftlichen Fragen die Theilnahme für die nationalen Angelegenheiten mehr in den Hintergrund gedrängt.

Es gibt keine große Stadt, wo ein reger öffentlicher Geist herrschte und keine Parteiungen wären. Gleich nach der Wiederbelebung der Gemeindeverfassung im Jahr 1860 traten auch in Wien Parteien hervor. Die Fortschritte und die Katastrophen des städtischen Lebens haben den Anlaſs zu ihrer Bildung gegeben, aber sie sind doch zugleich auch Wellenschläge großer europäischer Bewegungen, insbesonders der Gegensatz in den wirtschaftlichen Ansichten unseres Zeitalters spiegelt sich in ihnen.

Veränderungen der Verfassung und des öffentlichen Geistes, wie die letzten Jahrzehnte der Geschichte Wiens sie aufweisen, sind indes nichts so Unerhörtes, nie Dagewesenes, auch die dunklen Zeiten des Mittelalters haben ähnliche gesehen, so die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Aber was nicht seines Gleichen in Wiens Vergangenheit hat, ist die völlige Veränderung äußerer Lebensformen in so kurzer Frist, insbesondere die der baulichen Gestalt.

Auch in den Jahren, die der Revolution unmittelbar vorangiengen, ist ziemlich viel gebaut worden. In der inneren Stadt verschwanden die Häusergruppen am Graben, die zwischen der Habsburgsgasse und Naglergasse den Platz verengten, mehrere alte Höfe, wie der Zwettelhof oder der Seitzerhof — unter den Tuchlauben, wo jetzt das Haus zum Bazar steht — machten Neubauten platz. Bemerkenswert ist, daſs in diesem Zeitraum sich doch eine Spur historischen Sinnes bei den Bewohnern zeigte, hie und da erhoben sich Stimmen gegen das rücksichtslose Hinwegräumen des Alten: „Eine Million für den ursprünglichen Berghof!“ ruft ein damaliger Local-Schriftsteller aus und meint man müsse zittern, wenn man an das einstige Schicksal des heutigen Schotten- und des herrlichen Heiligenkreuzerhofes denke. Doch die Baubehörden waren solchen Anwandlungen unzugänglich, sie ließen den Dingen ihren Lauf. In den Vorstädten vollzog sich gleichfalls manche Umwandlung; der Ottakringerbach, der Alsbach ward überwölbt, aus dem Hohlweg der von der Währingerstraße *zum Lazareth von* Sanct Johann — wo jetzt das Bürgerspital ist — hinab-

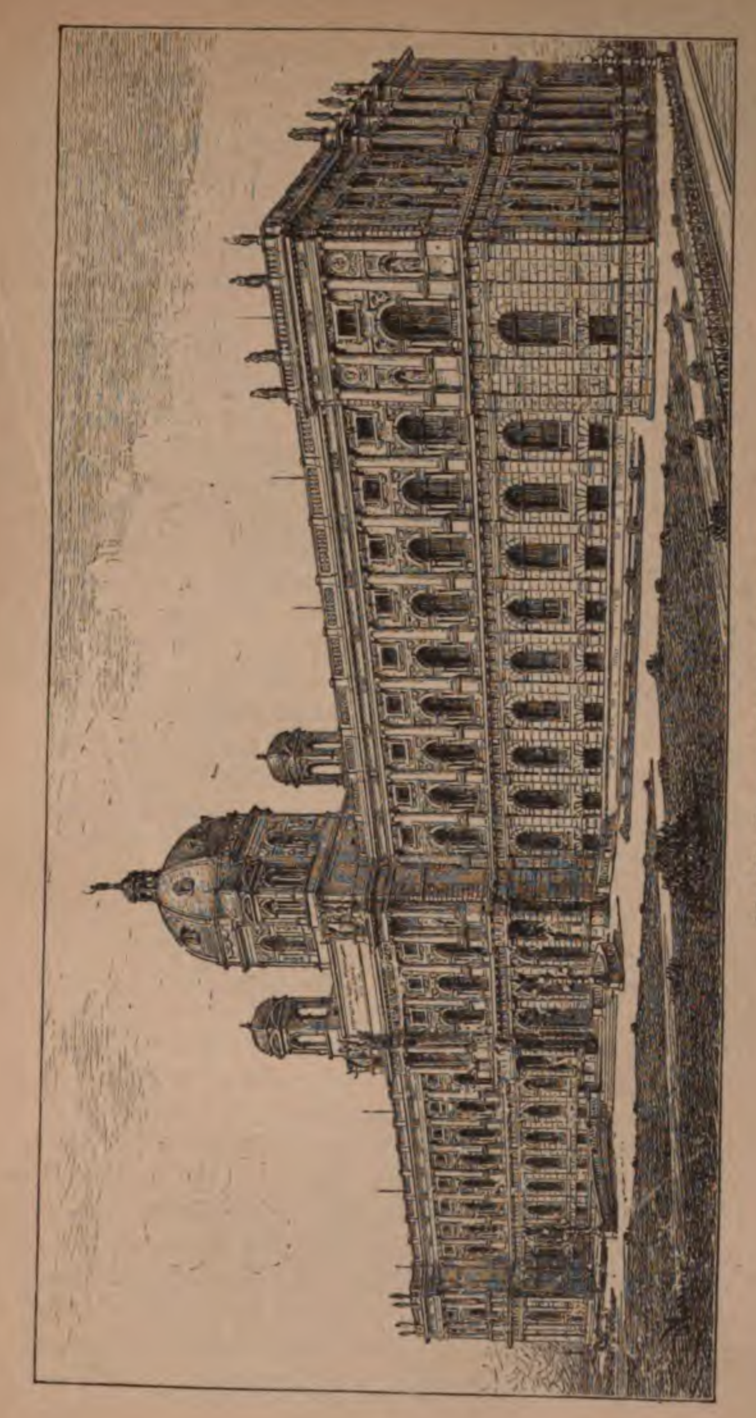


Fig. 75. Das naturhistorische Hofmuseum.

führt, eine ordentliche Straße gemacht, die Häuserzeilen am Heumarkt und am Josephstäderglacis entstanden, die Verbauung der Gartengründe dauerte fort. Eine Folge der Revolution war dann die Errichtung der Franz Josefs-Kaserne an der Biberbastei und des Arsenals auf der Höhe des Laa-Berges. Was war aber das alles gegen die Veränderung, welche die Auflassung der Befestigungswerke rings um die innere Stadt mit sich brachte! Schon im 18. Jahrhundert war daran gedacht worden, im Vormärz hatte man wenigstens eine ausgiebige Erweiterung der inneren Stadt ins Auge gefasst, der Bürgermeister Czapka regte 1840 die Ausführung eines diesbezüglichen Planes an. Doch kam es nur zu unwesentlichen Veränderungen. In den fünfziger Jahren steigerte sich aber die schon längst in Wien einheimische Wohnungsnoth so, dass durchgreifende Maßregeln unabweislich schienen. Der Kaiser selbst gab den ersten Anstoß dazu; im achtzehnhundert sieben und fünfzigsten Jahre. Zu Weihnacht machte er seiner Stadt ein herrliches Geschenk. „Es ist Mein Wille", schrieb er am 20. December an den Minister des Innern Alexander Bach, „dass die Erweiterung der innern Stadt mit Rücksicht auf eine entsprechende Verbindung derselben mit den Vorstädten ehemöglichst in Angriff genommen und zugleich auch auf die Verschönerung Meiner Residenz- und Reichshauptstadt Bedacht genommen werde. Zu diesem Ende bewillige Ich die Auflassung der Umwallung der inneren Stadt so wie der Gräben um dieselbe". Am 29. März 1858 wurden bereits aus der Rothenthurmthorbastei die ersten Ziegel ausgebrochen. Die meisten Basteien und Thore fielen in den nächsten zehn Jahren, die letzten Reste werden eben jetzt hinweggerräumt. Aus dem Ertrag der gewonnenen Baugründe wurde der sogenannte Stadterweiterungsfond geschaffen, aus dem die Kosten für eine Reihe öffentlicher Gebäude bestritten werden sollten. Im Jahre 1863 begann die Herstellung der Hauptverkehrsader des neuen Gebiets, der Ringstraße; am 1. Mai 1865 eröffnete sie der Kaiser auf der üblichen Praterfahrt. In den fünfundzwanzig Jahren, die seitdem vergangen sind, ist beinah der ganze große Flächenraum, den einst Befestigungswerke und Glacis einnahmen, verbaut worden, zugleich aber hat man im Innern der Stadt eine Menge enger Straßen erweitert, ja ganze Quartiere von Grund aus verändert: 1856 wurden die Häuser am Heidenschuss, die zwischen Hof und Freiung nur ein enges Gässchen freiließen, abgebrochen; zwischen 1864 und 1866 verschwanden alle Gebäude zwischen dem Graben und dem Stock-im-Eisenplatz; 1873 ward die Brandstätte verbaut, 1885 sanken die düstern Mauern des Polizeigefangenhauses und ein großer Theil des uralten Viertels rings herum: vergebens sucht man nun das Rosmaringässchen, selbst ins Dunkel der Fischerstiege dringt Licht, und die Tage der Salzgrieshäuser sind gezählt. Von der inneren Stadt griff die Baulust auf die Vorstädte über, zuerst auf die Hauptstraßen, dann auch auf die leeren Räume rechts und links davon bis zu den Linienwällen, es verschwanden alle

die unverbauten Flächen, die noch vorhanden waren: die Sandgestätte südlich von der Theresianumgasse, das Brünnlfeld, die Brigittenau. Von dem ländlichen Ursprung der Vorstädte erzählt das einzige Erdberg noch; hier glaubt man fern von Wien oder in ferner Vergangenheit zu sein, wenn man durch die Wälisch-, die Raben- oder Dietrichgasse wandelt; provinzhaft kleinbürgerliches Gepräge haben sich noch der Himmelpfortengrund, das Liechtenthal, der Spittelberg und einzelne Theile der schottischen Gründe erhalten, hier weisen auch die Häuser noch häufig die alten Wahrzeichen auf.

Im ganzen ist Wien so in kurzer Zeit eine völlig moderne Stadt geworden; ein Theil davon, das Stück Ringstraße von der Oper bis zum ehemaligen Schottenthor, ist sehr schön; kein Fremder, der diese Strecke bei günstiger Beleuchtung — am besten des Abends — entlang geht, wird sich eines tiefen Eindrucks erwehren können. Da zeichnen sich zuerst die ungeheuren Kuppeln des neuen Museums auf den purpurnen Himmel ab, dann — bei einer Biegung der Straße — überrascht das Parlamentsgebäude mit seinen edlen Linien, zuletzt öffnet sich ein riesiger Platz, den rechts das gothische Rathhaus, links das Burgtheater, im Hintergrund das Universitätsgebäude, beide im Renaissancestil, begrenzen und aus der Ferne winken die schlanken Thürme der Votivkirche herüber. Staunend gibt da jeder Beschauer zu, dass nicht leicht auf einem Fleckchen Erde, so groß nur wie dieses, so viel herrliche Bauwerke so nah beisammen zu finden sind.

Aber verlässt man die Ringstraße, so wird man wenig Schönes oder Merkwürdiges finden. Die neuen Seitengassen rechts und links sind von trostloser Einförmigkeit, in der Stadt drinnen hat man ohne jede Pietät alles Alte zerstört, und dieses war oft viel schöner als das Neue. Die Vorstädte endlich haben ihre Eigenthümlichkeiten ebenfalls verloren, sie gleichen sich beinahe alle wie ein Ei dem andern, damit verschwinden auch die Unterschiede in Sprache und Gewohnheit, die die einzelnen Gründe sich noch bis vor kurzem bewahrt hatten. Es ist freilich wahr: nicht Wien allein hat diese Gleichmacherei über sich ergehen lassen müssen, beinahe alle Großstädte Europas zeigen ihre Spuren, aber Wien doch am allermeisten.

Das neue Wien aber, das so viel größer und prächtiger geworden ist, ist darum nicht auch reicher und lebhafter. Im Gegentheil, es ist ein großer Schauplatz da, aber es geschieht wenig darauf, es sind in den neuen Häusern überall gar viele schöne Läden, aber keine Kunden darin, Fabrikswesen und Handel haben sich nicht im entsprechenden Verhältnis zur Einwohnerzahl vergrößert, das Kleingewerbe ist in einer so üblen Lage wie noch nie. Es sind aber nicht bloß locale Ursachen, die daran schuld sind, sondern auch allgemein

mitteleuropäische oder doch österreichische. Die Revolution von 1848 hatte wie jede Revolution wirtschaftlich schlimme Folgen, allenthalben zog sich das Capital erschreckt vom Markt zurück, alles Edelmetall verkroch sich. Dann kam der Krimkrieg, der — obwohl Österreich nicht gerade theilnahm — dem Reich doch viel Millionen kostete, weil es die Donaufürstenthümer besetzte. 1859 wurde ein Krieg mit Italien und Frankreich geführt, 1866 verlor Oesterreich den politischen Zusammenhang mit Deutschland: dies alles wirkte auf die wirtschaftlichen Verhältnisse auch in unserer Stadt. 1867 zog der ungarische Adel, der bis dahin noch einen Theil des Jahres in Wien verbracht und hier Paläste gehabt, nach Budapest, eine Anzahl von Behörden wurden dahin verlegt; es war eine Decentralisation des Reiches, die in der Reichshauptstadt am meisten fühlbar sein musste. Aber die dauerndste und stärkste Geschäftsstockung trat nach dem deutsch-französischen Kriege ein, sie hielt bis in unsere Tage an. Zwar unmittelbar folgte jenem Krieg von einigen Jahren schwindelhaften Aufschwungs, aber der Sturz war darum um so empfindlicher: der sogenannte „Krach" von 1873 verschlang eine Menge großer und kleiner Vermögen, machte viele zu Bettlern und ließ eine allgemeine Unsicherheit in der Geschäftswelt zurück. Durch den Fall der neuen Unternehmungen wurden auch die alten Geschäfte mit ins Verderben gerissen, denn ihre Inhaber hatten sich nicht selten an den Gründerspeculationen mitbetheiligt — so Tuchfabrikanten an der Errichtung von Zuckerfabriken — auch mussten sich viele Consumenten, die einen Theil ihres Vermögens an den Gründungen eingebüßt hatten, in ihrem Verbrauch einschränken. Dies drückte in erster Linie die Luxusindustrie, eben diese aber war in Wien immer besonders stark vertreten, jetzt litt sie denn auch am stärksten und mit ihr ein großer Kreis der Bewohnerschaft. Verschärft wurde diese Lage noch dadurch, dass die großen Hoffnungen, die die Industriellen auf die in demselben Jahr stattfindende erste Wiener Weltausstellung gesetzt hatten, nicht in Erfüllung giengen, denn die Cholera, die Wien seit ihrem ersten Erscheinen (1831) schon oft verderblich geworden war, brach aus, und wenn sie auch nicht sehr heftig wurde, so hielt sie doch eine Menge von Besuchern ab. Das Unternehmen schloss mit einem großen Deficit. Es folgten allerlei Handelskrisen in anderen Ländern, die auf Wien zurückwirken mussten. Das immer lebhaftere Eintreten Amerikas sowie Indiens — seit der Eröffnung des Suezcanals — auf den europäischen Getreidemarkt verschlimmerte die Lage der Landwirtschaft, das Kleingewerbe ward, wie schon berührt, durch die immer größere Vervollkommnung des Maschinenwesens ungemein geschwächt. In den letzten Jahren gesellte sich noch dazu, dass verschiedene fremde Länder, die bis dahin Absatzgebiete unserer Industrie gewesen waren, sich durch hohe Zölle oder auch durch Einfuhrverbote den Producten derselben verschlossen: der Ruin der Perlmutterdrechslerei ist auf eine solche Maßregel der Vereinigten Staaten von Amerika zurückzuführen.

Seit dem Jahre 1888 wollen indes aufmerksame Beobachter wieder einige Besserung bemerken. Gewiss haben die öffentlichen Anstalten, die zur Hebung des Gewerbewesens gegründet worden sind — die Handelskammer, der nieder-österreichische Gewerbeverein, das österreichische Museum, das technologische



Fig. 76. Schuberts Monument im Stadtparke zu Wien.

Museum, zahlreiche Fachschulen und das Handelsmuseum — viel dazu beigetragen, unsere Industrie auf manchen Gebieten concurrenzfähig selbst mit Paris und London zu machen; die Jubiläumsausstellung hat dies erkennen lassen. Zunächst muſste dadurch die Fabriksindustrie gewinnen — dies liegt einmal im Geist der Zeit — aber auch das Kleingewerbe gieng nicht ganz leer aus, häufig

arbeitet jene nur für den Export, während diese den heimischen Bedarf bestreitet. So wird sich der bessere Mittelstand Schuhe und Kleider immer machen lassen, nicht fertig beziehen, aber ins Ausland geht fast durchwegs Fabrikswaare: von Schuhen allein jährlich 200.000 Paare nach Australien, die Hälfte davon nach Centralamerika und Rumänien; Wiener Männerkleider gehen insbesondere in die Balkanhalbinsel, nach Kleinasien und Egypten, sie haben dort nach und nach die französische Ware verdrängt.

Wenn die Seidenindustrie Wiens, die in der vorhergehenden Periode Weltruf genoss, im Rückgang ist, so hat dafür die Wiener Hutindustrie Paris überflügelt, unsere Wagen gehen immer noch selbst bis nach England, unsere Maschinen bis nach Sicilien, Nachahmungen orientalischer Teppiche nach Amerika. In Schmuck- und Nippsachen, Drechslerwaren, Meerschaum- und Bernsteinfabrikaten, Handschuhen, musikalischen und wissenschaftlichen Instrumenten steht Wien immer noch wie in früherer Zeit auf dem Weltmarkt in erster Reihe; Kunsttischlerei und Schlosserei haben an dem großen Aufschwung des Bauwesens, der eine Folge der Stadterweiterung war, ehrenvoll theilgenommen. Das Wiener Bier, das unmittelbar nach der Pariser Ausstellung von 1867 das gesuchteste in ganz Europa war, hat einen Theil seines Absatzgebietes an das Pilsner Gebräu verloren, immerhin geht aber noch viel davon übers Meer in die Levante, auch nach Indien und ins südliche Afrika.

Auch hat Wien noch nicht aufgehört, ein wichtiger Handelsplatz zu sein. Zwar die Donau ist noch lange nicht wieder geworden, was sie uns im Mittelalter gewesen ist, auch die Donauregulierung hat die Flussschifffahrt nicht wesentlich erhöht. Immerhin ist aber der Umsatz an Getreide alljährig ein bedeutender: in den letzten fünfundzwanzig Jahren ist er etwa um 30 Millionen gestiegen; der internationale Saatenmarkt in Wien wird von Tausenden von Händlern aus allen Ländern Europas besucht; die Stadt hat in der Nähe des Hafens der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft ein großes Lagerhaus gebaut, das von der Ausdehnung dieses Handelszweiges Zeugnis ablegt. Aber auch für Wein, für Häute, für Leder ist Wien ein großer Stapelplatz. Zahlreiche kleine Ausstellungen — von Pferden, Hunden, Geflügel, Mastvieh, Blumen und Obst — wirken anregend auf den Handel zwischen Stadt und Land, Provinz und Provinz.

Das geistige Leben — Wissenschaft, Literatur, Kunst — ist in dem neuen Wien viel reger, viel weitere Kreise nehmen daran Theil, durch eine Menge guter Schulen dringt die Kunde davon sogar ins eigentliche Volk. Die Universität ist durch des Grafen Leo Thun Reorganisation schon in den fünfziger Jahren aus einer Drillanstalt für Staatsdiener wieder zu einer wahren

Hochschule geworden, wie sie es im Mittelalter war und wie es die Universitäten im Reich immer gewesen sind. Nicht ganz so selbständig freilich wie in den alten Zeiten ist sie, aber die Lehrer an ihr bilden doch eine freie Corporation, ihr Haupt — der Rector — trägt keinen Purpurmantel mehr, aber eine goldene Ehrenkette, und heute wie einst schreiten ihm die Pedelle mit goldenen Stäben voran, wenn er bei feierlichen Anläßen erscheint, Pauken und Trompetenklang begrüßen ihn beim Antritt seiner Würde. Viele berühmte Männer haben in den vierzig Jahren seit der Wiederbelebung dieser hohen Schule an ihr gelehrt, ihre Schüler sind in alle Provinzen zerstreut als Priester, Beamte, Richter, Ärzte und Lehrer; einige von ihnen aber sind in der ganzen Welt berühmt, besonders die von der medicinischen Facultät, die freilich schon vor dieser Zeit des besten Rufes sich erfreute. Neben der Universität wirkt die Akademie der Wissenschaften, 1847 gegründet, aber recht fruchtbar thätig erst als jene wieder zu neuem Leben erwachte. Manch Unternehmen, das unserer Stadt oder dem ganzen Vaterland Ehre brachte, hat sie gefördert, so die Weltumseglung der Fregatte Novarra, die Anlage von Wetterbeobachtungsstationen, die Herausgabe alter Schriften und Acten zur Geschichte der Vergangenheit, unter anderem auch der Weisthümer, dieser herrlichen Denkmale des Bürgersinnes unserer Vorfahren.

Die mittleren Schulen sind gleichfalls durch den Minister Leo Thun unter Beihilfe hochverständiger Männer schon vor mehr als einem Menschenalter umgestaltet worden. An dem Aufschwung, den diese Bildungsanstalten hierauf nahmen, hat sich auch die Gemeinde nach Kräften betheiligt, indem sie mehrere solche, besonders Realschulen, gründete und reichlich ausstattete. Die Communal-Oberrealschule auf der Wieden konnte lange als eine Musteranlage ihrer Art gelten.

Unabhängig aber von den Schulen sind die Leistungen eines Volkes auf dem Gebiet der schönen Literatur: es gibt Länder und Zeiten, wo jene ganz darniederlagen, diese jedoch sich hoher Blüte erfreuten und umgekehrt. Österreich und Wien hat denn auch in den letzten vierzig Jahren kein Dichterwerk aufzuweisen das sich mit denen des Vormärz vergleichen könnte, wo doch höheres und mittleres Schulwesen so sehr im Argen lag. Grillparzer lebte zwar noch bis 1872, aber er schuf nichts Großes mehr; Bauernfeld, erst vor kurzem verstorben, brachte noch manches Stück auf die Bühne, das den guten Geist der alten Wiener Gesellschaft athmet, aber das Beste hat auch er vor der Revolution gethan, nur Raimund hat einen würdigen Nachfolger in Ludwig Anzengruber, auch einem Wiener Kinde, gefunden. Das Werk, mit dem er zuerst bekannt wurde, „der Pfarrer von Kirchfeld“ behandelt freilich ein Problem, das durch viele Romane und Novellen schon abgedroschen

war: es ist ein katholischer Priester, der ein Mädchen liebt und so in Zwiespalt mit seiner Pflicht gerathen muſs. Aber dieser Zwiespalt wird dadurch unendlich vertieft, daſs die Betheiligten so ganz wahre, sittliche, ja fromme Naturen sind und er wird zur tragischen Höhe erhoben, weil der Priester von der Bedeutung seines Amtes eine so edle Auffassung hat, die er den unsittlichen hierarchischen Gewalten gegenüber behauptet und verficht. Der Ausgang ist doppelte Entsagung, hier siegt die Pflicht über die Leidenschaft, dort die äußere Macht über ideelles Bestreben. Aber wir scheiden mit dem Trost, daſs das sittliche Bemühen des Priesters nicht verloren war, in dem Schmerz, mit dem die Gemeinde ihren Hirten scheiden sieht, finden wir die Bürgschaft, daſs im Grunde doch das Gute siegt. Eine Gestalt von erschütternder Wahrheit ist der Wurzelsepp: das Unrecht, das ihm einst von einem Priester geschehen ist, hat die Fülle seiner Liebe in Haſs verwandelt und nicht nur gegen jenen Einen kehrt sich dieser allertiefste Haſs, sondern gegen alle Ordnungen der gleißnerischen Welt. Dennoch haben diejenigen vielleicht recht, die dem Stück keine lange Lebensdauer prophezeien, denn es ist aus dem Geist entstanden, von dem Wien während des Kampfes um den Fall des Concordats erfüllt war, und dieser Geist ist längst dahin. Aber Anzengruber hat später auch echte, von politisch-religiösen Tendenzen freie Dichterwerke geschaffen, das herrlichste ist wohl das „vierte Gebot", das uns noch in so frischer Erinnerung steht. Da sind alle Elemente des Wiener Lebens in dem untern Bürgerstand, die bösen und die guten: die Familie Schalanter, in der Leichtsinn und Genuſssucht zur Verkommenheit führen, der reiche Protz Stolzenthaler, ein Typus der Fabrikantensöhne vom Brillantengrund, die Hausmeistersleute, die sich in der engsten Existenz warme Bravheit erhalten haben. Den höheren Gesellschaftskreisen unserer Stadt hat auf der Bühne kein Dichter ein solches Spiegelbild vorzuhalten gewuſst, nur in Novellen und Romanen haben es Ferdinand von Saar, Friedrich Uhl und einige jüngere nicht ohne Glück versucht. Ein Hauch heimatlicher Luft lebt auch in den Gedichten Saars und Julius von der Trauns, und die heiteren Gestalten des Wiener Lebens haben zuerst in Friedrich Schlögl, dann in Chiavacci und Pötzl treue humorvolle Zeichner gefunden: Frau Sopherl vom Naschmarkt und Herr Nigerl sind die typischen Volksfiguren dieser Periode.

In einem viel höheren Maß als in der Zeit vor eintausend achthundert acht und vierzig hat aber Wien an den Literaturbewegungen des Auslands theilgenommen, ja es überwuchert das Fremde sogar das Heimische und Locale: eine ganze Reihe von begabten Wiener Dichtern holte sich alle Anregung draußen, in Frankreich oder Norddeutschland, in den letzten Tagen wohl auch in Russland und Skandinavien, zu einer eigenthümlichen Schöpfung aber, die als ein Denkmal der Zeit bezeichnet werden könnte, hat es keiner von ihnen gebracht. Wohl aber ist noch einiger fremder Schriftsteller zu gedenken, die lange in

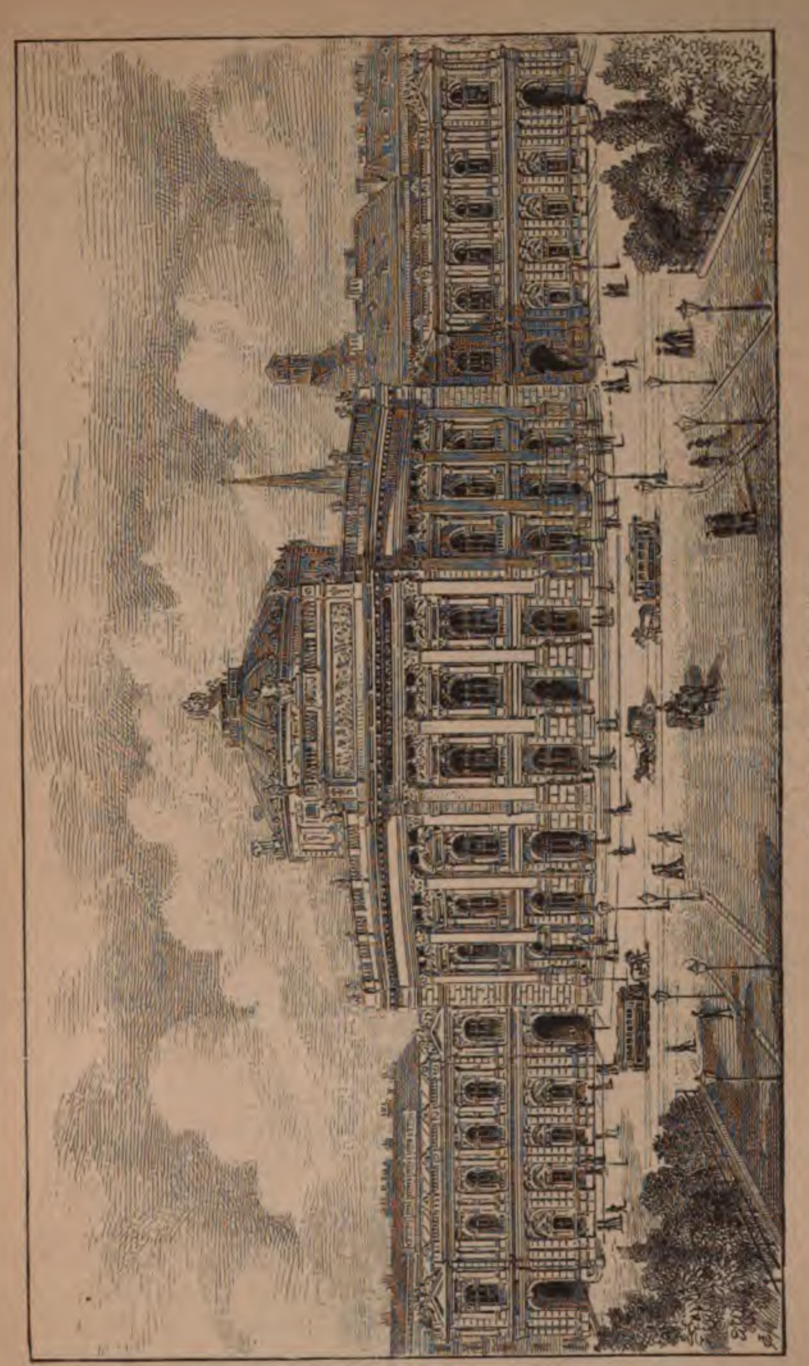


Fig. 77. Das Hofburgtheater.

Wien gelebt und hier ihre trefflichsten Werke geschrieben haben: in den fünfziger Jahren Friedrich Hebbel aus dem Ditmarschen — alle seine großen Dramen von Maria Magdalena bis zu den Nibelungen sind in Wien entstanden — in neuerer Zeit Wilbrandt aus Rostock in Mecklenburg, dessen Aufenthalt in Wien uns manch reizendes Lustspiel, manche humorvolle Erzählung geschenkt hat.

Größere literarische Zeitschriften wie sie vor der Revolution die „Wiener Jahrbücher" und Frankls „Sonntagsblätter" waren, sind in dieser Periode öfters versucht worden, doch es ist keiner gelungen, sich auf die Dauer zu behaupten: hier befriedigt das Ausland unsere Bedürfnisse. Dagegen hat das politische Zeitungswesen einen Aufschwung gewonnen, wie man es im Vormärz nicht hätte ahnen können: zuerst hat hier die alte Presse im Jahre 1848, von dem unternehmenden Zang gegründet, den Ton angegeben, dann wurde ihr von der Neuen freien Presse, der Gründung Friedländers und Etiennes, der Rang abgelaufen. Sie hat besonders in den letzten Zeiten sehr viel Feinde auch in der Wiener Bevölkerung, aber es ist nicht zu leugnen, dass sie durch Form und Inhalt zu den vornehmsten Blättern Europas gehört, unter den deutschen Zeitungen ist sie eine der wenigen, die man in den großen Städten aller Welttheile findet. Im übrigen genießt das Wiener Zeitungswesen keineswegs des besten Rufes: eine gewisse widerliche Art, Unglücksfälle, Verbrechen und Scandalgeschichten recht breit und grell in unzähligen Abschnitten unter marktschreierischen Titeln zu erzählen, kann ganz eigentlich als Wiener Manier bezeichnet werden.

Die Schauspielkunst, schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts in unserer Stadt hoch ausgebildet, hat von ihrem alten Ruhm nur wenig verloren, auch ist hier die Wiener Eigenart besser erhalten geblieben, als in der Dichtkunst.

Im Burgtheater hat Heinrich Laube achtzehn Jahre hindurch, von 1849 bis 1867, die alten Überlieferungen gehegt, weiter gebildet und veredelt. Er war gegen seine Vorgänger in der Direction darin in großem Vortheil, dass sein Spielplan viel weniger beschränkt war, eine Menge wirksamer Stücke, die die Censur vor 1848 nicht zugelassen hatte, durften jetzt gegeben werden. Noch waren auch die besten Kräfte der alten Zeit da, ja sie konnten sich noch Jahre lang an neue große Aufgaben wagen: nun erst schuf Anschütz den Erbförster, Löwe den Cassius in Julius Cäsar und den Spiegelberg in den Räubern, Fichtner den Conrad Bolz in Freitags Journalisten, La Roche eine ganze Menge von Lustspielfiguren, Julie Rettich endlich die Lea in den Makkabäern, die Marfa in Demetrius, die Thusnelda in *Halms* Fechter von Ravenna. Dazu traten einige jüngere, die schon vor

Laube in den Verband des Theaters getreten waren, aber jetzt erst recht zur Geltung kamen: vor allem Amalie Haizinger und Friedrich Beckmann, einer der größten deutschen Komiker des Jahrhunderts. Unter Laube gesellte sich diesen Josef Wagner, der das ganze Gebiet der Helden und Heldenliebhaber beherrschte, ein Liebling des Wiener Publikums bis tief in die sechziger Jahre. Laube rief aber auch eine ganze Schar junger Talente herbei, die alle ihre eigenthümliche Begabung hatten, aber doch — angesichts so hoher Vorbilder — sich leicht in die überlieferte Spielweise der Burg einfügten. Nur Dawison brachte ein völlig fremdes Element auf diese Bühne: er war kein Deutscher und hatte sich vornehmlich nach französischen Mustern gebildet. Doch war er nur eine vorübergehende Erscheinung, kaum vier Jahre (1849 bis 1853) ist er in Wien geblieben. In den sechziger Jahren schieden dann allmählich die Älteren aus, das junge Geschlecht erschien auf dem ersten Plan. Nun entwickelten sich Charlotte Wolter und Zerline Gabillon, die Sonnenthal, Baumeister und Lewinsky, etwas später Helene Hartmann zu der Meisterschaft, die wir heute noch an ihnen bewundern. Die literarischen und gesellschaftlichen Strömungen unserer Zeit konnten freilich auch in der Schauspielkunst nicht ohne Einfluss bleiben; in der Tragödie wurde die Spielweise realistischer, das heißt die Darsteller suchten die poetischen Gestalten, die ihnen der Dichter schuf, dem wirklichen Leben näher zu bringen; im Lustspiel kam die Veränderung des gesellschaftlichen Tons, die während der letzten Jahrzehnte unstreitig erfolgt ist, stark in Betracht: in dem modernen Salon ist man weniger fein, brüsker, ausgelassener als in dem des vorigen Geschlechts, die Höflichkeit des Herzens, die jenen auszeichnete, ist verschwunden, Anmaßung und Affectation häufiger geworden. Dies mag denn wohl auch den Unterschied erklären, den unsere Kenner zwischen den Leistungen der Sonnenthal und Hartmann und denen Fichtners finden wollen.

Unter Franz Dingelstedt, der von 1871 bis 1881 an der Spitze des Burgtheaters stand, ist in Friedrich Mitterwurzer eine ganz eigenartige schöpferische Kraft erstanden: noch viel mehr als zwanzig Jahre früher Dawison hat dieser mit den Traditionen der Wiener Schule gebrochen, aber — obwohl auch er bald schied — einen tiefen Eindruck besonders bei der jüngeren Generation hinterlassen. Zugleich wurden den älteren Mitgliedern neue Rollengebiete erschlossen: Baumeister, der früher als Naturbursche glänzte, doch auch den Falstaff bereits mit Glück versucht hatte, folgte nun den Fußstapfen von Anschütz und Löwe: er übernahm den Musikus Miller, den Erbförster, den Götz, den Bancban im „treuen Diener seines Herrn", er schuf den Richter von Zalamea; Sonnenthal zeigte durch seinen Heinrich VI., sowie ganz kürzlich durch den Rudolf in König Ottokars Glück und Ende, dass seine eigentliche Größe in der Darstellung von ganz schlichten, frommen innerlich gefassten Helden liege, doch ist er auch seit Anschütz der beste Wallenstein, sein Faust — obwohl keineswegs dem Bilde gerecht, das man von dieser titanischen Gestalt in

sich hegen mag — ist doch auch seit Josef Wagner in Wien nicht wieder so gut dargestellt worden. Charlotte Wolter hat von den tragischen Rollen, denen sie ihre Berühmtheit dankt — der Maria Stuart, Medea, Sappho, Iphigenie, Kriemhilde, Orsini — die meisten behalten, aber sich doch auch wie ihre Vorgängerin die Rettich in ihren späteren Jahren dem Fach der heroischen Mütter anbequemt und da — als Fürstin in der Braut von Messina, als Marfa, als Lea in den Makkabäern — neue Triumphe gefeiert.

Am 14. October 1888 haben sich die Pforten des berühmten alten Hauses am Michaelerplatz für immer geschlossen, wenige Monate später war ein Stein mehr davon zu sehen, die Hofbühne ist in ein neues prächtiges Gebäude übersiedelt. Noch ist die Zeit, die sie da weilt, zu kurz als dass man sagen könnte, ob die Befürchtungen die man an diese Veränderung knüpfte, gerecht gewesen sind, ob wirklich in dem neuen großen Haus die alte Spielweise sich nicht wird erhalten, die innige Beziehung, die bis dahin zwischen Publikum und Darstellern bestanden hat, nicht wird fortgepflegt werden können. Die Alten klagen sehr lebhaft, aber die Jungen — und deren ist jetzt wieder die Mehrzahl — haben sich schon ganz leidlich hinein gefunden.

Zwei ganz neue Theaterunternehmungen, die zwar nicht gerade mit der Hofbühne wetteifern wollten, aber doch ähnliche Gattungen wie diese pflegten, sind während dieses Zeitraumes entstanden: das kleine Burgtheater genügte in der so mächtig angewachsenen Stadt nicht mehr dem Bedürfnis nach ernsterer dramatischer Kost. Über der ersten dieser Neuschöpfungen schwebte indes ein unglücklicher Stern: es verfiel, nachdem es unter dem greisen Laube eine kurze Blüte erlebt, und ward zuletzt ein Raub der Flammen, an seiner Stelle erhebt sich jetzt eine Singspiel- und Seiltänzerhalle. Von dem deutschen Volkstheater am Weghubergarten läßt sich heute noch nicht urtheilen, ob es in der Geschichte Wiens einmal etwas bedeuten wird. Ein großes Verdienst hat es sich immerhin schon durch die würdige Aufführung einiger Stücke von Anzengruber, besonders des „vierten Gebotes" erworben. Auch ist auf seinen Brettern ein wundersames Talent wie im Flug emporgediehen: Adele Sandrock. Sie hat nicht die edle Fassung, nicht den heroischen Schwung der Wolter, aber eine elementare Leidenschaft liegt in ihr, die, wenn sie hervorbricht, uns wie ein Sturmwind über Felsen und Abgründe reißt: aus unergründlichen Tiefen zucken da Blitze auf, tönt Jauchzen und Wehschrei dämonischer Wesen.

In den alten Vorstadttheatern — sie haben sich alle erhalten, wie sie schon vor hundert Jahren bestanden haben, aber es ist außer dem Fürst'schen Sommertheater im Prater keines dazugekommen — spiegelt sich das Wiener Volksleben immer noch ab, wenn auch nicht mehr so klar und unverfälscht wie in der vorhergehenden Periode. Aus der vormärzlichen Zeit ragten Scholz und Nestroy noch weit in die unsere hinein, aber nur Scholz hatte sich deren *harmlosen* Sinn bewahrt, Nestroy war vor allem groß in der Satyre und

Parodie: da geißelte er alle Schwächen des Altwienerthums, seine falsche Gemüthlichkeit, seine laxe Moral, seinen politischen Unverstand. Er hat nur einen ebenbürtigen Nachfolger gefunden: Josefine Gallmayer. Auch in ihr war eine starke parodistische Kraft, dabei sprudelte echt Wienerische Lebens- und Genussfreude in ihren Adern, und sie war kühn bis zur Verwegenheit.



Fig. 78. Denkmal der Kaiserin Maria Theresia in Wien.

Matras mochte hie und da an Scholz errinnern; Blasel, Schweighofer und Knaak ergötzliche Carricaturen aus dem Wiener Leben zeichnen; Girardi, der genialste unter den Jüngeren, sehr wohl fähig, auch ernste Gestalten zu schaffen, durch frivole Liebenswürdigkeit, durch jenes gewandte unverwüstliche Wesen, das der Wiener mit dem Wort „fesch" bezeichnet, besonders die Frauen entzücken. Aber nur schade, dass alle diese Kräfte vorzüglich der Operette

dienten und dienen, ein wirkliches Wiener Volksstück niederer Gattung kann man heute wahrhaft volksthümlich aufgeführt nur im Josephstädtertheater sehen. Es sind keine ersten Kräfte an dieser Bühne thätig, aber selbst dritte Rollen sind gut besetzt. Eine Fülle von Gestalten aus dem Alltagsleben der Vorstadt sind da während der letzten Jahre an uns vorübergegangen: das ungeschlachte Gigerl vom Grund, die Frau Sopherl vom Naschmarkt und ihre Tochter Sali, der Fleischhacker Schunkengruber, der Grabenfiaker und sein Sohn, der dumme August und seine böhmische Frau, der alte Halodri und sein Hausknecht, die alten Spenglersleute in „Gold und Blech", die Kapäundlerin, ihr nichtsnutziger Mann und ihr Maxl in „Groß-Wien". Unendlich lehrreich sind diese Vorstellungen für den, der das Wiener Volksthum kennen lernen will; mit Erstaunen wird auch der Heimische gewahr, wie viel sich da aus der guten alten Zeit in die Gegenwart herüber gerettet hat. Häufig wird auch der alten Zeit ein Loblied gesungen: die niederen Stände sehen hier noch ohne Hass und Neid auf die höheren, sie begegnen ihnen nicht ohne bürgerliches Selbstbewusstsein, aber respectvoll; der Vornehme verschmäht es nicht, in das Haus des einfachen Mannes zu treten, an seinen Festen theilzunehmen, der alte Graf und der alte Fiaker gedenken gemeinsam wehmüthig der schönen Jugendzeit in dem verschwundenen Alt-Wien. In scharfem Gegensatz dazu steht der moderne Emporkömmling von dunkler Vergangenheit, der lumpige Sohn braver kleinbürgerlicher Eltern, der mit dem Geld, das jene erwirtschaftet haben, „Pflanz reißt"; der alte Taugenichts, der sich von seiner Frau ernähren läßt oder im Haus seines Freundes das Gnadenbrot isst und dabei über alle die Wohlthaten schimpft, die er empfängt. Nicht selten erhält aber der Wiener von dieser Bühne herab auch derbe Lehren wie jüngst in Wimmers „Groß-Wien": Ihr glaubt, wanns euch in die Brust werft's und sagt's: „Mir san Weana," „echte Weana", „Urweana", „Weana Kinder," „Weana Blut" da seid's schon was! Ihr wollt's von eurem „Weanathum" leben. Alte solide Geschäfte, die's von Eure Väter g'erbt habt's, ruinir'n, das könnt's; aber selber neue blühende gründen, da is's oha! In der Jugend Gigerln, nachher alte Drahrer. Das is Euer Lebenslauf! Ihr seids Leut von lauter Widerspruch z'sammeng'setzt. Auf der ein Seiten pascht's wie die Narren, wann die Harfenisten Euer „Weana G'müath," Euer „goldenes Weana Herz" anstrudeln; und auf der andern Seiten schimpft's über eure Vaterstadt wie die Rohrspatzen und thuts alles Mögliche, sie in Misscredit z'bringen. Das is Euer „Schan."

Von den Darstellern dieser Gattung muss vor allen die Dietz genannt werden, Chiavaccis Frau Sopherl vom Naschmarkt hat sie uns erst recht lebendig gemacht.

Ein ganz neues Erzeugnis dieser letzten vierzig Jahre ist die Wiener *Operette.* Die Anregung dazu ist von außen gekommen, aus Paris; Jaques *Offenbach hat* uns die ersten Muster gebracht: seine „schöne Helena", seine

„Herzogin von Gerolstein" haben einen ungeheuren Erfolg in Wien gehabt, eben in diesen Stücken hat Marie Geistinger — noch im Bedenklichsten anmuthig — ihre Berühmtheit erlangt. Bald fand Offenbach in Wien begabte Nachfolger: Johann Strauß und Millöcker, auch Suppé hat später von ihm gelernt. Während aber in der französischen Operette der Blödsinn des Textes doch fast immer eine satyrische Absicht hat, wird in der Wiener Operette der Blödsinn nur um seiner selbst willen gepflegt. Nichts destoweniger mögen diejenigen Recht haben, die sie nicht ganz verdammt wissen wollen. Denn was darin die Wiener anzieht ist die Musik, ist insbesonders in den Strauß'schen Operetten, der Walzer. Aber eben mit dieser Musik, durch diese Walzer haben sich die Wiener Operetten die Welt erobert, man führt sie nicht nur in Deutschland auf, sondern auch in England, Rußland, Italien, Spanien, ja in Amerika: in New-York und Chicago gehören Wiener Walzer zu den unentbehrlichen Freuden des Tages, der Verleger Spina hat einmal 80 Kisten übers Meer gesendet, die nichts enthielten als den Strauß'schen Walzer „An der schönen blauen Donau."

Wien ist aber auch in dieser Periode wieder zu einer Pflegestätte edlerer musikalischer Kunst geworden, es nimmt da wohl jetzt denselben hohen Rang ein wie am Ende des vorigen, am Beginn dieses Jahrhunderts. Denn in den Dreißiger und Vierziger Jahren war ein tiefer Verfall eingetreten, süßliche italienische Opern und eine heimische Liederdichtung von seichter Empfindsamkeit beherrschten den Plan; das Theater am Kärntnerthor war an welsche Unternehmer verpachtet, musikalische Werke höheren Stils kamen nur hie und da in den Vorstadttheatern zur Aufführung: so im Josefstädtertheater, wo Conradin Kreutzer Capellmeister war, „Robert der Teufel" und die „Hugenotten", und im Theater an der Wien, wo Lortzing das Orchester leitete und sein „Waffenspiel", seine „Undine" den Wienern vorführte. Das Jahr Acht und Vierzig brachte die Auflösung der italienischen Oper am Kärntnerthor, vom Jahre 1853 an wurde dieses Theater nicht mehr verpachtet; Staudigl — früher am Theater an der Wien — Gustav Hölzel und Karl Mayerhofer wurden die Stützen des neuen Spielplans. Zugleich erfuhr die Gesellschaft der Musikfreunde durch Josef Helmesberger eine Wiederbelebung; gleich in seinem ersten Concert brach dieser mit der italienischen Oper, führte Schubert und dann Beethoven zurück, bracht Stücke von Mendelssohn, Liszt und — 1854 — von Schumann. In den folgenden Jahren hielt die Wagner'sche Musik ihren Einzug in Wien: Lohengrin, Tannhäuser, der fliegende Holländer wurden in der Oper aufgeführt; dabei traten zuerst Luise Dustmann als Elsa, Elisabeth, Senta, Ander als Lohengrin, J. N. Beck als Wolfram von Eschenbach, Telramund, der fliegende Holländer glänzend hervor. Die philharmonischen Concerte, die nach längerer Pause 1854 wieder aufgenommen wurden, nahmen von 1860 an unter Otto Desoffs Leitung einen neuen

Aufschwung, in den Gesellschaftsconcerten erscheint Herbeck als Dirigent. Im Jahre 1862 feierte die Gesellschaft der Musikfreunde ihr fünfzigjähriges Bestehen, bei dem Festmahl sprach der Staatsminister Schmerling einen Trinkspruch, in dem er die Verdienste der Gesellschaft anerkannte, er erinnerte daran, wie sie in schwerer Zeit gegründet und in ihrer Geschichte alle die Schicksale Wiens während des abgelaufenen Halbjahrhunderts spiegle. Für die Oper war es dann epochemachend, dass sie 1869 in das neue Haus übersiedeln konnte; am 25. Mai dieses Jahres ward dieses mit Mozarts Don Juan eröffnet, Dingelstedt hatte damals — von 1867 bis 1871 — die Leitung. Nun erst konnten große Opern mit der entsprechend musikalischen und decorativen Ausstattung gegeben werden. Die wichtigste Erscheinung des nächsten Jahrzehnts waren Wagners Meistersinger, Rienzi und Nibelungen, in denen Amalia Friedrich-Materna sich einen Ruf begründete, der weit über Wien hinausgieng. Doch auch ältere vaterländische Musik wurde eifrig gepflegt, die Mozartwoche von 1881 — es war hundert Jahre, dass dieser Künstler nach Wien gekommen — ist ein denkwürdiges Ereignis in der Musikgeschichte unserer Stadt. Die Gesellschaft der Musikfreunde konnte von 1870 an, wo sie aus dem Schönbrunnerhof in ihr neues Heim an der Wien übersiedelte, gleichfalls in größerem Stile wirken, 1872 leitete Richard Wagner selbst darin Concerte, auch Liszt erschien zweimal, von Neueren kamen noch Brahms und Rubinstein recht zu Geltung, daneben griff man aber auch auf die ältesten Meister zurück, auf Palestrina, Bach, Händel. Zuletzt ist noch des Wiener Männergesangvereines zu gedenken, der sich große Verdienste um die Errichtung von Denkmalen unserer großen Musiker erwarb und auf öfteren Reisen den Ruhm des Wiener Gesanges weit ins Ausland verbreitete.

Von den bildenden Künsten in Wien während dieses Zeitraumes darf man dasselbe sagen wie von der schönen Literatur: es sind fremde Elemente, die sich da heimisch gemacht haben und den Ton angeben, das Locale tritt in den Hintergrund. Aber es ist ein großer Unterschied. Dorten hatte die vorhergehende Periode große Vorbilder, die der Stadt entsprossen sind, hier war nichts da, an das hätte angeknüpft werden können, es musste alles von vorne angefangen werden, wenigstens in der Baukunst und in der Bildnerei; in der Malerei war im Porträtfach, im Genre und in der Landschaft immerhin einiges Gute geleistet worden. Aber wie trostlos ist die Wiener Architectur vom Beginn des Jahrhunderts bis in die Vierziger Jahre! Die nüchternsten Bauten stammen eben aus dieser Periode; es ist bezeichnend dass man Gebäude wie den Schottenhof, die Sparcassa am Graben oder den Bazar unter den Tuchlauben damals als etwas Prächtiges anstaunen und rühmen konnte! Das erste Zeichen der Besserung bezeichnete kurz vor der Revolution der Entschluss, eine Concurrenz für den Neubau der Altlerchenfelderkirche auszuschreiben. Der

Schweizer Architekt Georg Müller trug mit einem Entwurf romanischen Stiles den Sieg davon; als er starb, führte vornehmlich Eduard van der Nüll den Bau weiter und gab Wien nach langer Zeit wieder ein Bauwerk von eigen-

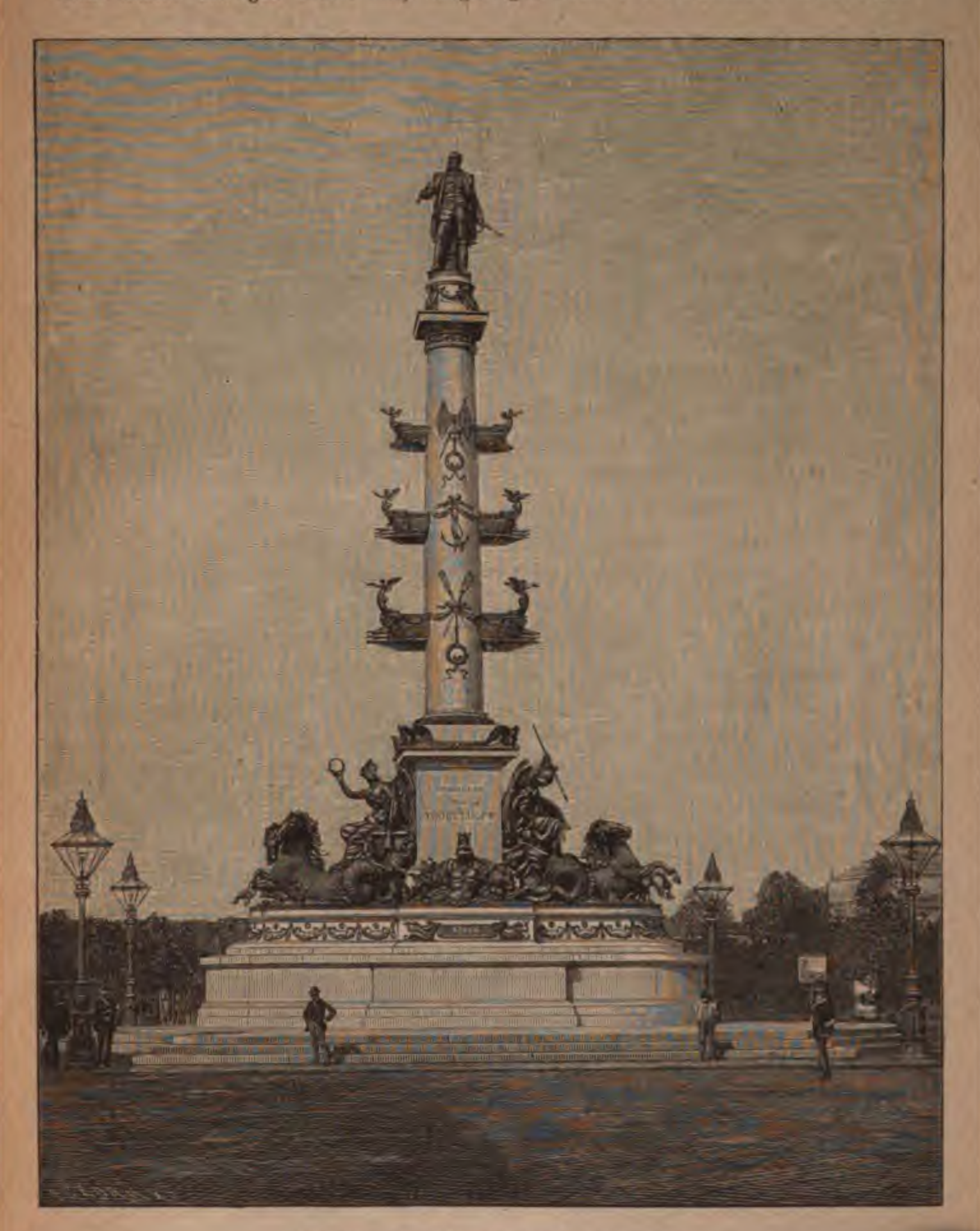


Fig. 79. Das Tegetthoffdenkmal in Wien.

artigem Gepräge. Gleichfalls den Schöpfungen des frühen Mittelalters nachgebildet, war der gewaltige Bau des Arsenals, zwischen 1849 und 1856 von Theophil Hansen, Ludwig Förster, Van der Nüll und Siccardsburg aufgeführt. Die Stadterweiterung musste dann natürlich epochemachend in der Wiener Architektur wirken, sie erhielt den weitesten Spielraum. Nirgends in Europa hat sich in neuerer Zeit ein eigenartiger Baustil ausgebildet, aber eine so bunte Mannigfaltigkeit von architektonischen Formen vergangener Zeit wie in Wien ist doch auch nirgends zu Tage getreten. Dabei waren die Künstler, die da wirkten, keineswegs ohne eigene Schaffenskraft, sie gehören zu den bedeutendsten der Gegenwart, in der Art wie sie die alten Formen den neuen Bedürfnissen anpassten, zeigten sie ihr Talent. Im gothischen Stil glänzte der Dombaumeister und Restaurator der Stephanskirche Friedrich Schmidt aus Frickenhofen; von ihm sind die Kirchen der Lazzaristen zu Mariahilf und in Währing, die unter den Weißgärbern, in der Brigittenau und in Fünfhaus, das akademische Gymnasium und das Rathhaus. Heinrich Ferstel hat in diesem Stile nur die Votivkirche geschaffen, aber diese gilt als eine der besten Wiederbelebungen jener großen alten Zeit. Theophil Hansen aus Kopenhagen griff auf noch entlegenere Vorbilder zurück: sein Parlamentsgebäude ist ein säulengetragener Giebelbau im Geiste der althellenischen Architektur, seine griechische Kirche am Fleischmarkt, seine Kapelle am protestantischen Friedhof sind in byzantinischem Stile gehalten. Am meisten verführte aber die Wiener Baukünstler das Zeitalter der Renaissance; in diesem Stil entwarfen Semper und Hasenauer die Pläne zu den Hofmuseen, die dann von dem letzteren ausgeführt wurden, Van der Nüll und Siccardsburg bauten die Oper, Ferstel die Bank, das chemische Laboratorium, das Museum am Stubenring und besonders die Universität, Bergmann die Kirche in Favoriten, Hansen das Palais des Erzherzog Wilhelm und das Musikvereinshaus, die Börse, die Akademie der bildenden Künste am Schillerplatz, Hasenauer das neue Burgtheater: die Muster zu allen diesen Bauwerken stammen aus dem 15. und 16. Jahrhundert, aus Italien und Frankreich. Die deutsche Renaissance hat dagegen viel seltener Anwendung gefunden, im Justizpalast von Wielemans, und in Privatbauten besonders von Fellner und Hellmer. Die Barocke, ein Baustil in dem Wien selbst große Vorbilder besitzt, ist gleichfalls wenig nachgeahmt worden, doch wird sich die neue Hofburg an den Fischer von Erlachschen Bau anschließen. Das Rococo hat bei jüngeren Privathhäusern viele Liebhaber gefunden. Damit wäre denn der Kreis geschlossen, der durch die Kunstgeschicht beinah aller Zeiten, aller großen Culturvölker läuft.

Wo der Architektur große Aufgaben zu theil werden, feiert auch die Bildnerei nicht. Dass Fernkorn seinen Prinzen Eugen und Erzherzog Karl, Hanns Gasser sein Donauweibchen schaffen konnte, hängt doch auch mit der *Stadterweiterung* zusammen.

Dann war der bildnerische Schmuck für alle die großen Neubauten zu liefern, eine Fülle von Standbildern, Giebelgruppen, Reliefen; Kundmann, Benk und Weyr, sämmtliche geborne Wiener, dann Victor Tilgner aus Pressburg schufen davon das Vorzüglichste. Endlich wurde auch nachgeholt, was lange Zeit ganz vernachlässigt worden war; viele berühmte Männer des Vaterlands und der Nation erhielten in dieser Periode Denkmale: Fürst Schwarzenberg von Hähnel in Leipzig, Schiller von Schilling; Tegetthoff, Schubert und Grillparzer von Kundmann, Haydn von Natter, Beethoven und Maria Theresia von dem Westfalen Zumbusch, in dessen Werkstatt nun auch Radetzkys Ehrenmal seiner Vollendung entgegengeht: dies alles ist in dem kurzen Zeitraum eines Vierteljahrhunderts ausgeführt worden. Der Goetheverein in Wien — denn einen solchen gibt es — bemüht sich eifrig, dem größten Dichter der Deutschen gleichfalls bald ein würdiges Denkmal zu bereiten.

Die Malerei bedurfte, wie gesagt, nicht so sehr der fremden Muster; selbst in den höchsten Gattungen, in der religiösen und in der Geschichtsmalerei, hatte die vorhergehende Periode einen bedeutenden Meister aufzuweisen, Josef Führich, der noch in der romantischen Bewegung am Beginn des Jahrhunderts wurzelte, es lebte etwas von dem Geist in ihm, der Hoffbauer und Rauscher beseelte. Dieser hat noch die Altlerchenfelderkirche mit einer ganzen Reihe von religiösen Bildern ausgeschmückt. Neben ihm und nach ihm wirkten in der Historienmalerei Carl von Blaas und Rahl: jener hat im Kuppelsaal des Arsenals die Großthaten der österreichischen Armee verherrlicht, dieser in dem Treppenhaus die geistigen Mächte der Weltgeschichte schwungvoll und gedankentief verbildlicht. Beide haben in Wien Schule gemacht. Eine neue Richtung kam mit Hans Makart aus Salzburg, seit 1869 in Wien thätig, auf. Jene älteren Maler haben bei allem Sinn für Farbe und Licht doch zuerst auf Reinheit der Umrisse und auf Harmonie der Composition gesehen und nur solche Vorwürfe gewählt, in die irgend ein Gedanken oder eine mächtige Empfindung gelegt werden kann. Makart dagegen schwelgt in Farbenpracht, Lichtesfülle, Festesfreude, er wählt historische Stoffe nur, um schöne Frauen, bunte Trachten, erhöhte Daseinslust darzustellen. Eben dadurch aber übte Makart einen solchen Zauber auf die Bewohner unserer Stadt, es war in ihm etwas dem Wiener Wesen Verwandtes. Von seinen Bildern sind indes gerade die, welche am meisten Eindruck machten, nicht bei uns geblieben: so der Einzug Karl V. in Antwerpen. Aber an dem Deckengewölbe des Stiegenhauses im historischen Hofmuseum werden wir allegorische Gemälde zu sehen bekommen, die seine ganze Eigenart offenbaren. Hans Canon, der Schöpfer des großen Bildes, im Naturhistorischen Museum — „der Kreislauf des Lebens" — hat sich mehr an die alten Meister angeschlossen, auch er stellt in seinen besten Werken die heiteren Seiten des Lebens dar, aber die Freude, die er malt, ist nicht wie bei Makart ein glühender Rausch, sondern ein ruhiges Behagen. Im Porträt hat Heinrich

von Angeli Amerling fortgesetzt und, wie manche meinen, übertroffen. Im Genre wandeln eine Menge jüngerer Talente auf den Bahnen Waldmüllers. Auch in der Landschaft leben noch die alten Traditionen, mannigfach weitergebildet und verändert, rühmlich fort.

Inmitten so vielfacher Wandlungen des politischen, wirtschaftlichen, literarischen und künstlerischen Lebens konnten die Menschen selbst nicht unverändert bleiben. Doch ist es sehr schwer zu sagen, worin und wie weit sie anders geworden sind. Denn die Klage, dass die Welt von Tag zu Tag verderbter werde, dass Gottesfurcht, schlichter braver Sinn, häusliche Tugend, Ehrfurcht vor den Ordnungen des Staates, der Gesellschaft und der Familie immer mehr schwinde, ist uralt, wir vernehmen sie beinahe in jedem Zeitraum. Das ist freilich wahr: je mehr sich ein Gemeinwesen ausbreitet, je rascher der Wechsel der Bevölkerung, je stärker die Berührung mit andern Städten, andern Verhältnissen ist, desto beweglicher und vergesslicher wird der Sinn seiner Bürger werden; inmitten der bunten Gegenwart werden sie ihrer Vergangenheit, ihres ererbten Besitzes, der alten Sitten und Meinungen wenig achten und wohl gar denken, die Welt sei von heute und sie können sie machen, wie's ihnen gefällt. Aber das ist doch nur die Oberfläche, bei uns wenigstens, in Wien sind jene gemüthlichen Mächte noch nicht ganz vertrieben, die Himmel und Erde verbinden, uns droben ein besseres Heimatland suchen lassen und doch wieder mit allen Fasern an die Scholle binden, wo wir aufgewachsen sind. Man könnte nicht sagen, dass die Leute in Wien heute weniger religiös sind, als vor fünfzig Jahren — es gab eine Zeit, damals als man gegen das Concordat kämpfte, da galt wohl die Mode auch im Volk, ein bischen freigeistig zu sein, aber die ist längst dahin — an Sonntagen sind die Kirchen alle gut besucht, an hohen Feiertagen genügen sie bei weitem nicht dem Zudrang der Gläubigen, gar viele Leute — nicht bloß aus den niedrigen Ständen — ziehen den Hut oder schlagen das Kreuz, wenn sie an Kirchthüren, an Kreuzen, an den Kapellen bei den Linien vorübergehen. Spott gegen religiöse Dinge wird beinah niemals laut, weder im Salon — es gilt da längst nicht mehr als guter Ton, — noch im Volk. Der Frohnleichnamstag oder eigentlich der Sonntag danach, wo die Processionen in den einzelnen Vorstädten stattfinden, ist noch immer ein echt volksthümlicher Feiertag: am frühen Morgen schon durchziehen Musikkapellen die Straßen, die Veteranen, die Feuerwehr, die Bezirksvertretungen lassen sich's nicht nehmen, zu erscheinen, es ist ein Gedränge auf den Straßen wie einst auf den alten Jahrmärkten; wenn der Priester aber mit dem Allerheiligsten kommt, bleibt kein Haupt bedeckt, viele beugen die Knie. Es hat das alles nichts mit dem eben in den *letzten Jahren* auch in Wien wieder stärker hervortretenden Clericalismus zu

thun, denn das ist eine politische Richtung, und jene Leute denken nicht an Politik, es wirkt in ihnen die ursprüngliche Kraft des religiösen Bedürfnisses, das eine Zeitlang schwächer wurde, aber doch nicht absterben kann, vielleicht

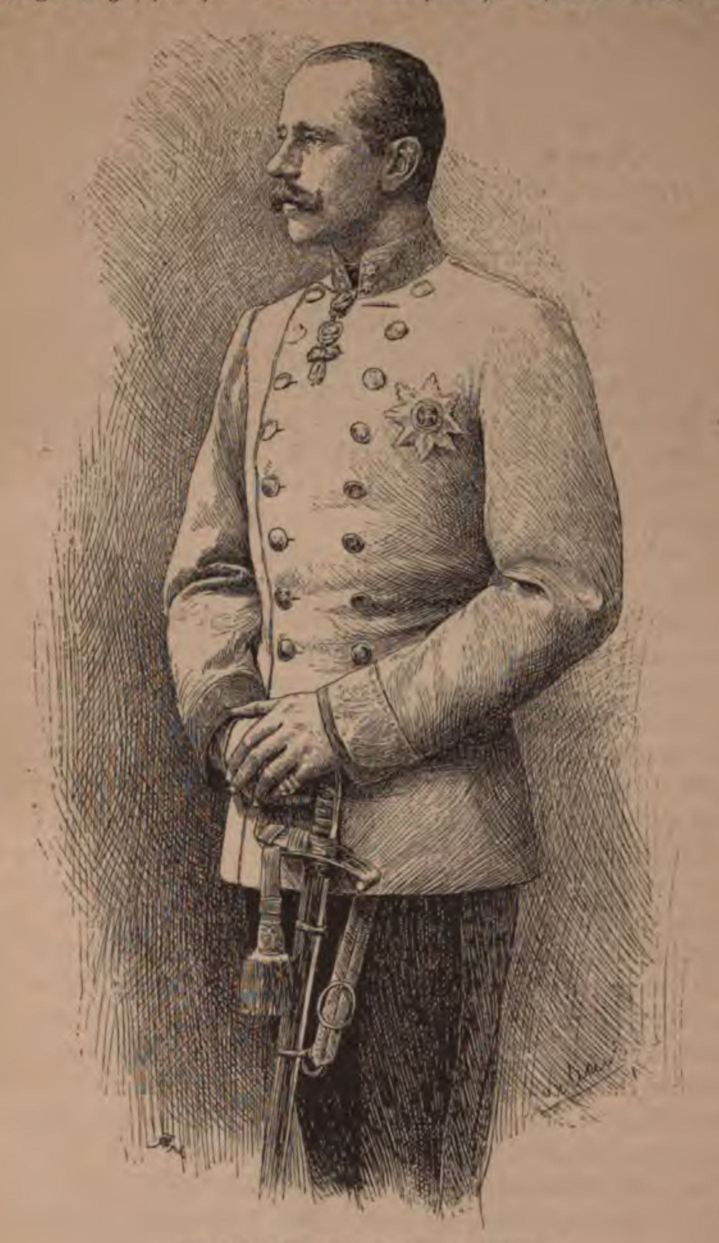


Fig. 80. Kronprinz Erzherzog Rudolf.

auch das dunkle Gefühl, daſs das, was ſo vielen Geſchlechtern heilig war, die Ehrfurcht auch der heute Lebenden verdient.

Schwieriger noch als über die religiöſen Gefühle eines Volkes iſt's über ſeine Sittlichkeit Buch zu führen. Im ganzen gilt doch noch, was jener Reiſende vor achtzig Jahren von Wien rühmen konnte: ſo dreiſt wie in anderen Großſtädten, wie in Paris, London, Berlin oder ſelbſt in dem benachbarten Budapeſt drängt ſich die Liederlichkeit nicht hervor. Aber freilich iſt durch das ungeheure Anwachſen der Abeiterbevölkerung, dem engen Zuſammenwohnen vieler Menſchen in denſelben Räumen, der Zunahme von Aftermiethern und ſogenanten Bettgehern eine Verminderung des Anſtandsgefühls, ja der Sittlichkeit in den niederen Ständen unleugbar. Auch ſind unſtreitig — beſonders in den äußern Gründen — wilde Ehen häufiger als in der alten Zeit und nicht bloß aus Armuth werden ſie geſchloſſen, ſondern weil ſie keine bürgerlichen Pflichten auferlegen und gleich wieder getrennt werden können. Was aber das Bedenklichſte iſt: in der öffentlichen Meinung ſind dieſe Ehen nicht mehr ſo verfehmt wie ehemals, man läßt ſie gelten, gibt wohl auch dem Mädchen den Titel Frau! Wie ſchlimm ſteht es aber dann mit den Kindern, die da heranwachſen, keine Heimat haben — denn von Vierteljahr zu Vierteljahr, ja wohl auch von Monat zu Monat wechſeln ſie die Wohnung, — die oft nicht einmal den Vater kennen, und ſo gleichſam außerhalb des urſprünglichen Bodens menſchlicher Geſellſchaft ſtehen. Die Schule kann da wenig thun; wenn ſie die Kinder empfängt, ſind ſie ſchon verwildert. Es iſt ungefähr ein Jahr her, da wurden in den ſüdlichen und öſtlichen Bezirken von Wien eine Menge verſtümmelter Vögel gefunden, dem einen fehlte ein Flügel, ein Fuß dem andern, Knaben waren als die Thäter ertappt worden. In welchen Abgrund kindlicher Verkommenheit läſst dieſe Thatſache blicken, und ſie iſt in Wien geſchehen, in dem gutmüthigen, gemüthlichen Wien! Bei allen Aufläufen der letzten Jahre, bei allen Gewaltthätigkeiten — ſo zu Oſtern 1890 in Neulerchenfeld, wo Läden zerſtört und geplündert, Soldaten mit Steinen beworfen wurden — tauchen Scharen halbwüchſiger Burſchen auf, die kaum der Schule entlaufen ſind, arbeitſcheue Taugenichtſe, die in keiner Lehre gut thun und keiner Autorität ſich fügen. Ganz unſtreitig iſt auch, daſs die häusliche Zucht in den niederen Schichten der Bevölkerung ſehr zurückgeht, wahrhafte Strenge wird immer ſeltener, die Kinder dürfen ſich alles erlauben, die Eltern äußern alles vor den Kindern. Wehe dem, der ihnen etwa auf der Straße oder im Hof eine Unart verweiſt, es würde von den Eltern als ein perſönlicher Schimpf aufgefaſst und mit Rohheit zurückgewieſen, die Kinder in ihrem Thun wohl gar noch beſtärkt werden.

Ganz im Schwinden iſt auch das harmloſe Nebeneinanderwohnen und -leben von Reich und Arm, das noch in der vorhergehenden Periode unſere Stadt kennzeichnete. Beinah möchte man glauben, immer ſchärfer ſondern ſich

die Stände von einander ab und nicht etwa bloß so wie im spätern Mittelalter, wo hoher und niedriger Adel, Altbürgerthum und Zünfte, Kriegerstand und Bauernstand sich schroff gegenüberstanden, nein innerhalb des Bürgerstandes selbst und bloß nach dem Vermögen. Was für eine exclusive Gesellschaft bildet nicht die reichere Bürgerschaft eines Wiener Vorortes: von den kleinen Handwerkern, Beamten, Lehrern und Literaten scheidet sie sich ebenso scharf wie die alte Aristokratie von der Finanzwelt. Da gedeiht denn auch kleinstädtisches Protzenthum in seiner ganzen Unerträglichkeit. Hingegen scheint es bisweilen, als ob in den unteren Regionen trotz der zunehmenden Bildung, die doch den Gesichtskreis erweitern sollte, alle Rücksicht auf das gemeine Wesen geschwunden wäre; nur die allernächsten, alltäglichsten Interessen werden ins Auge gefasst, darnach alle Erscheinungen des öffentlichen Lebens beurtheilt; wird ein neues Rathhaus errichtet, einem fremden Herrscher ein festlicher Einzug bereitet, Arbeitern und Schülern freier Eintritt zu einer bildenden Theatervorstellung bezahlt, gleich werden Stimmen laut: das sollte man lieber den „armen Leuten" geben, man sollte lieber den „armen Leuten" Brod darum kaufen!

Die vielberufene Wiener Gemüthlichkeit existiert noch, gewiss! Aber sie hat sich aus der Öffentlichkeit zurück in engere Kreise gezogen. Auf der Straße, an den öffentlichen Vergnügungsorten im Prater oder beim Heurigen merkt man wenig davon. Es ist hier dieselbe Veränderung eingetreten wie in andern großen Städten, auch die Pariser zeigen heute nicht mehr die Höflichkeit, die man ihnen einst so nachrühmte. Auch in der Sprache drückt sich das Hinschwinden der alten Gemüthlichkeit aus; sie nähert sich einerseits dem Schriftdeutschen und hat allerlei Wörter aufgenommen, die in ihr ursprüngliches Wesen nicht passen, andererseits ist sie durch Vermengung mit Ausdrücken der Verbrecherwelt doch auch roher geworden; um wie viel harmloser klang selbst die beleidigendste Zumuthung, die unser Dialect in früherer Zeit an den Beleidiger oder Gegner stellte, gegenüber dem abgeschmackten „Häng Dich auf", das man jetzt auf Schritt und Tritt im Volke vernimmt.

Dennoch aber, in engeren Kreisen, in vielen Familien lebt doch noch die alte Gemüthlichkeit, immer kann der Wiener noch sein, was das Wort „herzig" so schön ausdrückt, der aus den niedern Ständen so gut wie der Gebildete, das alte Mütterchen so gut wie das blühende Mädchen. Und erst die Kinder, wenn sie einmal, was doch noch vorkommt, gut gerathen sind! Nirgends vielleicht lebt eine Jugend, die so allen Reiz des Werdenden hat, wie diese da: sie ist muthwillig und lenksam, schelmisch und zärtlich zugleich. Dazu sind so viel hübsche Gesichter darunter und in den mittleren Schichten wenigstens reden sie eine Sprache, in der der melodische Klang unserer heimatlichen Mundart erst recht zur Geltung kommt.

Gedenken wir aber einmal dessen, was von dem Sinnen und Trachten, dem Meinen und Empfinden des alten Wiens im neuen Wien fortlebt, dann darf man vor allem nicht der Bande vergessen, die Volk und Fürstenhaus verbinden. Es gab einen Augenblick — es ist sechs Jahrhunderte her — wo man zweifeln konnte, ob das Erscheinen des Habsburger Geschlechts unserer Stadt zum Segen gereiche — in ihrem Aufstreben zur Unabhängigkeit deutscher Städterepubliken wie es Straßburg, Nürnberg und Ulm gewesen sind, sah sie sich durch die neuen Landesherren plötzlich gehemmt. Aber wie ganz und gar haben sich seitdem die Zeiten geändert! Mit allen Wurzeln ihrer Existenz hängt nun dieselbe Stadt an demselben Fürstengeschlecht; jene ist unter den gegenwärtigen Weltverhältnissen und weiter darüber hinaus in unabsehbare Zukunft nicht ohne dieses zu denken, die Stellung unserer Stadt in Österreich, in Europa beruht auf dieser Verbindung. Wenn alle Völker der Monarchie dem Kaiser mit gleicher Liebe und Treue ergeben sind, so hat Wien doch den stärksten Antrieb dazu. Davon lebt die Einsicht auch in dem geringsten in der Stadt und sie ist nicht von gestern, sie ist ein Stück aus dem Erbtheil, das noch von unseren Urvätern da ist. In der trüben Gährung des acht und vierziger Jahres konnten Wahnwitzige sich ihr verschließen wollen, aber die ungeheure Mehrzahl der Bevölkerung verlor sich auch inmitten aller Verwirrung nicht. Und es brauchte nur der neue Herrscher zu erscheinen, so gieng aller Zwiespalt, all die entgegengesetzten Wünsche und Bestrebungen, die die Revolution hervorgerufen, wieder unter in der neu erwachten Anhänglichkeit ans Kaiserhaus.

Am 5. Mai 1849 in der Morgenfrühe sahen Arbeiter den jugendlichen Kaiser, der bis dahin in Olmütz geweilt hatte, im Garten von Schönbrunn lustwandeln, und wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde in der Stadt: Er ist da! Des Nachmittags eilte, wer nur konnte hinaus, Ihn zu sehen und zu bejubeln. Am folgenden Tag erschien Er in Wien selbst und betrat die Burg Seiner Väter, des Nachmittags emfieng er in Schönbrunn die Deputation des Gemeinderathes und sagte: „Ich habe Meinen Sitz in der Hauptstadt Meines Reiches genommen, der Stadt, die Mir als Meine Vaterstadt doppelt theuer ist.“ Wie oft hat Kaiser Franz Josef seitdem das herzgewinnende Wort, das er hier der Bürgerschaft zurief, wiederholt! Von dieser Stunde war Er heimisch unter uns, von Jahr zu Jahr schloss der Wiener seinen Kaiser tiefer in sein Herz. Schon bei dem Attentat vom 18. Februar 1853, wo ein Frevler auf der Bastei das Messer nach dem Monarchen zückte, zeigte sich's, dass alle Bitternis, die die Ereignisse der letzten Jahre doch in manchen Gemüthern erregt, geschwunden war. Für die Votivkirche zum göttlichen Heiland, die sich als ein Denkmal der glücklichen Errettung erheben sollte, strömten die Beiträge aus allen Theilen des weiten Reiches ein: wie die Karlskirche, ist sie ein Zeugnis der Einmüthigkeit der Völker in jeder schweren

Stunde. Alle die Tage, die dann in der Folge bedeutungsvoll im Leben des Monarchen und Seiner Familie waren, — freudige und traurige — sie sind mitempfunden worden in Wien, als hätten sie jedem einzelnen ein neues Schicksal gebracht: die Heirat mit Elisabeth von Baiern im April 1854, Geburt und Tod des ersten Töchterleins, die Geburt des Kronprinzen. Und zugleich mit dem Kaiser ward auch das Heer, das er so liebte, wieder



Fig. 81. Kaiser und König Franz Josef I.

volksthümlich in Wien; Radetzky der greise Held, dem auf der Siegesbahn von 1848 nur einzelne Muthige zuzujubeln gewagt, ward nach dem Kaiser der populärste Mann, bei seinem Tod bereitete ihm Wien eine großartige Leichenfeier. Bei jeder Gelegenheit legte aber nun auch der Monarch an den Tag,

wie sehr ihm das Wohl und Wehe Seiner Residenzstadt nahegieng. Erinnern wir hier noch einmal daran, daſs der Fall der Basteien, die Stadterweiterung, die Aufführung einer großen Zahl von Bauwerken, die Wien zur Zierde gereichen, auf einen ganz persönlichen Entschluſs des Kaisers zurückzuführen sind. War Wien von einer bösen Krankheit heimgesucht, so blieb der Kaiser sowie einst sein Großvater in Wien, ja er besuchte die Spitäler, drohten Wassersnoth oder Feuersbrünste ganzen Stadttheilen Verderben, so erschien der Kaiser, die Helfenden anzuspornen, die Betroffenen zu ermuthigen. Es darf nicht Wunder nehmen, wenn der Wiener auch das, was der Kaiser allen seinen Ländern und Völkern spendete, als eine ihm ganz besonders zugeeignete Gabe ansah: so die Verfassungsänderung von 1861. Denn der Wiener vernahm doch zuerst davon, auf dem Boden seiner Stadt sah er den Kaiser die Staatshandlung vollziehen, er hörte selber die Stimme des Fürsten dabei, die immer zum Herzen drang, in ihrem Ton fand er oft eine sichere Bürgschaft des Verheißenen als in besiegelten Urkunden und Eiden. Auch die Haltung des Kaisers in der deutschen Frage konnte — wenn dies überhaupt noch möglich war — die Sympathien, die er in seiner Haupt- und Residenzstadt genoſs, nur erhöhen: „Ich bin zwar vor allem Österreicher, aber dabei auch entschieden deutsch und wünsche den innigsten Anschluſs an Deutschland" hatte Er einst gesagt und damit zugleich Wiens innerste Gesinnung ausgesprochen. Tief empfand die Stadt mit Ihm die Katastrophe von 1866 nicht bloß um ihrer eigenen Interessen willen, sondern auch weil das Fürstenhaus damit betroffen war, voll Bewunderung und Dankbarkeit anerkannte sie die großherzige Überwindung, die Ihn um höherer Interessen willen dem siegreichen Gegner bald wieder versöhnlich die Hand reichen ließ. Eben in dem Jahr, da die Votivkirche vollendet und eingeweiht, der fünfundzwanzigjährige Ehebund des Kaiserpaares durch jenen unvergeßlichen Festzug, den Makart noch geordnet, von der Wiener Bürgerschaft gefeiert worden war, kam in Wien ein Bündnis zwischen Österreich-Ungarn und dem neuen deutschen Reich zu stande, das ganz der Sinnesart unserer Stadt gemäß war. Auch dafür dankten die Wiener später, da es bekannt ward, ihrem Kaiser.

So wie die Stadt alle Ereignisse, die den Monarchen und sein Haus betrafen, als eigene Angelegenheit empfand, so nahm der Kaiser auch an den denkwürdigen Begebenheiten der Stadt innigen Antheil, ihre Feste feierte er mit, äußerte herzliche Freude über das, was ihr gelungen, begleitete mit Segenswünschen, was sie unternahm: so war es 1873 bei der Grundsteinlegung des Rathhauses, 1883 bei der Schluſssteinlegung. Ueberwältigend war insbesonders der Eindruck der Worte, die Er bei diesem letzten Anlaſs an den Bürgermeister richtete. „Mit innigem Wohlgefallen" sagte er, „nehme Ich ihre erneuerte Versicherung der angestammten Treue zu Meinem Hause und zu dem gesammten Vaterland entgegen, denn so tief gewurzelt und unerschütterlich wie diese, ist auch

mein Vertrauen auf dieselbe und Meine Liebe zu Meiner und Meiner Väter Residenzstadt".

Die Gesinnungen des Kaisers für Wien theilte von jeher seine erlauchte Familie. Ganz besonders der verstorbene Kronprinz; bei verschiedenen Gelegenheiten hat er betont, dass er in Wien seine Vaterstadt schätze und liebe, der Kaiser äußerte einmal von ihm zu einer Deputation des Gemeinderathes, er sei „ein wahrer und echter Wiener". In dem großen Werk, das er veranlasste und leitete — Österreich-Ungarn in Wort und Bild — hat er sich's nicht nehmen lassen, über Wien selbst etwas zu sagen: der Abschnitt über die landschaftliche Lage der Stadt ist von ihm. An den gemeinnützigen Unternehmungen des letzten Jahrzehnts nahm er den lebhaftesten Antheil, er war Protector der electrischen Ausstellung 1883, der hygienischen 1884; hier wie dort sprach er Worte, die sein tiefes Verständnis für die Aufgaben und Bedürfnisse unseres Zeitalters verriethen: es klingt uns noch im Ohre, dieses „Ein Meer von Licht strahle aus von dieser Stadt" und „Das kostbarste Capital der Staaten und der Gesellschaft ist der Mensch". In der Blüte seiner Jahre ward dieser Fürstensohn hinweggerafft. Wie hatte ihm Wien entgegen gejubelt, als er zum erstenmal an der Seite der blühenden Braut erschien, wie viele Hoffnungen gründeten sich auf dieses junge Glück! Nun, wenige Monde, nachdem des kaiserlichen Vaters Jubiläum einer vierzigjährigen Regierung — wie Er es gewünscht — still, durch Wohlthaten und fromme Gebete gefeiert worden war, hat ein furchtbares Geschick alles hinweggenommen. Wir sehen es noch vor uns, das erschütternde Schauspiel, da der beinah sechzigjährige Fürst von der Burg in die Kapuzinerkirche fuhr, dem Sohne die letzte Ehre zu erweisen; vor ihm in langer Reihe fuhren die Erzherzoge, alle tief in den Hintergrund der Wagen zurückgelehnt, keiner sichtbar; dann kam Er, und so wie Er der dichtgedrängten stummen Menge ansichtig ward, beugte Er sich vor, gleichsam Seiner Stadt, Seinem Volk entgegen; es war, als wollte Er sagen: So tragen wir auch das zusammen. Und wie auf ein gegebenes Zeichen strecken tausend Arme grüßend und Tücher schwenkend sich nach ihm aus, füllen sich aller Augen mit Thränen.

Wir sind am Ende unserer Erzählung, sie schließt mit dem Jahre achtzehnhundert und neunzig, das folgende Jahr beginnt eine neue Periode in der Geschichte Wiens. So wie vor drei und dreißig Jahren geht auch diese von einer großherzigen Entschließung des Kaisers aus; was oft schon angeregt, bedacht, berathen, vorgeschlagen und zurückgewiesen ward, die Einverleibung der Vororte wird nun vollzogen. Ein Wort des Kaisers hat die Regierung vermocht, eine Vorlage auszuarbeiten, in den Gemeindevertretungen ist sie erörtert und angenommen worden, am 19. December 1890 hat sie die kaiserliche Sanction

erhalten. Die Veränderung, die dadurch erfolgen wird, ist groß genug. Es ist in unserem Jahrhundert und auch früher nicht selten vorgekommen, dass Dorfgemeinden mit der nächsten Stadt vereinigt worden sind, nachdem ihre Häuser einmal deren Thore erreicht hatten; da gieng aber doch immer die Bildung eines neuen Gemeinwesens der Gesetzgebung voraus, die Interessengemeinschaft war schon da. In Wien aber liegt die Sache jetzt anders. Neben den eigentlichen Vororten, die thatsächlich schon lange zu Wien gehören, werden noch eine Menge Gemeinden, die durch weite Fluren von der Stadt getrennt sind, die von Wein und Gartenbau oder vom Vermiethen von Sommerwohnungen leben, die mitunter noch Wälder und Jagdgerechtigkeiten in ihrer Gemarkung haben, mit der Reichshaupt- und Residenzstadt in ein ungeheures Ganze verbunden, das kaum mehr Stadt zu nennen ist, weil ein großer Theil des Bodens, den sie umschließt, landwirtschaftlich ausgenützt wird. Hier soll also die Gesetzgebung die Interessengemeinschaft vorbereiten und allmählich schaffen, sie will diesmal nicht der natürlichen Entwicklung bedächtig nachfolgen, sondern dieser vorgreifen, sie beschleunigen und beeinflussen. Künftige Geschichtsschreiber werden darüber zu urtheilen haben, ob dies gelungen ist: wir können nichts thun, als es hoffen und wünschen.



Inhalt.

109
112
113
140
155
239

$\pi \times 5$. 2.50

332
304

Raj [illegible]
Gil [illegible]

